

Joh. Caspar Schweizer

von

David Heß.





Joh. Caspar Schweizer.

Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution

von

David Heß.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Jakob Baechtold.

Berlin 1884.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)

Einleitung.

Wir bieten der Oeffentlichkeit hier ein Buch, in welchem nach dem Urtheil eines zeitgenössischen Dichters ein großer Roman und ein halbes Dutzend der besten Novellenstoffe stecken; gemacht zu werden braucht deßwegen weder der eine noch die anderen, weil die lapidare Wucht des David Heß'schen Werkes solche Versuche insgesammt erdrücken würde. Der Zeitgeschichte wird eine wichtige Quelle zugänglich gemacht und die Liebhaber der Literatur überhaupt erhalten ein Meisterstück der Erzählungskunst und Charakteristik.

Das Buch ist vor mehr als sechszig Jahren von einem feinsinnigen Züricher geschrieben worden und enthält zunächst die märchenhaft abenteuerlichen Lebensschicksale zweier merkwürdiger Menschen, Johann Caspar und Magdalene Schweizers.

Magdalene, Lavaters „liebe Schweizerin", ist nicht ganz unbekannt*). Da ein blasser Strahl Goethes auf sie gefallen ist, hat man

*) Vrgl. Im neuen Reich 1877 II, 687; ebendaselbst 1878 I, 620—23, wo Herr Dr. C. Burckhardt-Burckhardt den S. 244 gedruckten Brief Lavaters veröffentlichte, und a. a. O. 745—48 „Madeleine Schweizer" von H. Wentzel. Wenige Wochen vor ihrer Vermählung traf Goethe auf seiner ersten Schweizerreise von 1775 bei Lavater in Zürich ein, wo ihn Magdalene nur flüchtig gesehen haben will. Wenigstens erzählt sie später in Paris ihrer Freundin Caroline von Wolzogen, deren Bekanntschaft sie 1802 machte, daß sie „Goethen, als er in der Schweiz war, nur einmal durch eine Thür gesehen und sich gleich in ihn verliebt

ihrem Leben nachgespürt. Sie war ein reizendes, sorgloses, originelles Wesen, phantastisch und gutmüthig, in ihrer Jugend etwas moquant, und hat sich in der Schule des Unglücks herrlich bewährt als das sanfte, duldende, aufopferungstreue Weib.

Johann Caspar Schweizer war einer der hochherzigsten und unglücklichsten philanthropischen Schwärmer, der nie das Gleichgewicht der Seele gefunden hat, ein Mann, dessen erhitzter und beständig irregeleiteter Phantasie sich Welt und Menschheit nur durch das trügerische Prisma der Poesie zeigten, der, unstät in allem, was er unternahm, an seine Geistesüberlegenheit glaubte und absichtlich die Gefahr suchte, der, unermüdlich wohlthätig und leichtgläubig, das Opfer aller Schwindler und Abenteurer der alten und neuen Welt geworden ist. Weltverbesserer, Projektmacher und leider auch Kaufmann, Kunstsammler, Schriftsteller und Dichter, mit unersättlichem Trieb zur Bildung, aber ohne rechte Grundlage, schwankt er, von den edelsten Absichten beseelt und doch oft verkannt und immer verlacht, stets auf der Grenze zwischen Wahnsinn und vernünftigen Thun. Ungeheuerlich war die Zahl der philosophisch-

hätte, daß sie ihn nicht hätte noch einmal sehen mögen, da sie eben versprochen war." (Charlotte von Schiller und ihre Freunde II, 72). Dieser Bericht scheint nicht genau zu sein, denn 1779 besuchten Karl August und Goethe auch das Schweizer'sche Haus in Zürich und da wird Goethe Magdalene gesehen haben, denn Heinrich Füßli mußte ihm ihr Portrait malen (s. u. S. 21) und Goethe ließ in Rom für Magdalene eine Kopie der sog. Cenci anfertigen. Ihr Urtheil über Goethes Vermählung in einem Brief an Gustav von Schlabrendorf s. in dem angeführten Aufsatz Wentzels S. 746. — Caroline von Wolzogen schreibt a. a. O. ihrer Schwester, Frau v. Schiller, weiter: „Die Schweizern ist eine recht gute originelle Frau; sie hat eine starke und tiefe Natur und hat unaussprechlich während der Revolution gelitten und erfahren." Vrgl. auch Caroline v. Wolzogens lit. Nachlaß I, 39. Magdalene kannte Wilhelm v. Wolzogen schon seit Anfang der neunziger Jahre. — Im Basler Nachlaß von David Heß befinden sich handschriftlich: Lettres, mémoires et pensées de Madeleine Schweizer, sodann Briefe an Magdalene Schweizer geb. Heß von Verschiedenen (darunter auch Caroline v. Wolzogen). In Schlabrendorfs Nachlaß im Breslauer Staatsarchiv werden wohl auch Briefe Magdalenens zu finden sein.

politischen Werke des unverbesserlichen Träumers, aber sie blieben nur verworrene Anfänge oder bloße Excerpte; das Material einer von ihm geplanten „Geschichte der Civilisation" füllte allein achtzehn dicke Quartanten: nichts von alledem ist an den Tag getreten, sondern heute verschollen und vermodert*). Sein Kraftstil, nicht ohne einen genialischen Anflug, das falsche Pathos, das er direkt bei den Poeten der Sturm- und Drangzeit geholt haben könnte, wirkt komisch und rührend zugleich. Wie herzbewegend ist z. B. seine Grabschrift — es sollten Distichen sein! — in welcher er u. a. sein Dichtergärtchen spätreifend und hoch am beschneiten Parnasse liegen sieht und worin er das Selbstbekenntniß ablegt, daß er am Sonnenstrahle fror und sich am Mond die Hände zu wärmen suchte!

Geistig überspannt und von glühendem, aber unbeständigen Thätigkeitstrieb ergriffen, unzufrieden mit den spießbürgerlichen Verhältnissen der Kleinstadt, ein feuriger Kopf, der heute für neue pädagogische Ideen, morgen für immense Handelsunternehmungen schwärmt, verläßt er „mit tausend Masten" den sichern Port der Heimat, wo der treue Buchhalter — welch ein Typus dieser redliche Diggelmann! — besorgt um seinen Herrn fortfährt zu rechnen und betritt P a r i s zu einer Zeit, da Frankreich am finanziellen Ruin steht. Er traut sich die Fähigkeit zu, aus dem Abgrund Millionen zu erhaschen und dann zum Heil der Menschheit in Strömen auszugießen. Mit gewaltigen Mitteln zieht er in der französischen Hauptstadt ein und nicht lange, so stellen sie sich ein, die St. Didiers, Jeannerets, Picquets, Bremonds, und wie die schamlosen Schmeichler und schuftigen Compagnons alle heißen**). Sein

*) Ein Exemplar der gedruckten Flugschrift Schweizers für Bansi: „An die Hochehrwürdige Herren Presides" ꝛc. Julius 1790 (S. u. S. 72) ist auf der Stadtbibliothek in Zürich vorhanden. In demselben Sammelband Gal. XVIII, 1761 befinden sich auch Bansis „Offene Briefe an seine Brüder und Freunde" 1790 und „Ursina Bansi — L'orsa Klage an das Publikum." August 1790. Ueber Bansi vrgl. auch Wolf, Biographien zur Kulturgesch. der Schweiz III, 396.

**) Bei dem Entwurf der Biographie (in Basel) liegt ein charakteristischer

prächtiges Haus wird der Sammelplatz der glänzendsten Gesellschaft; Schöngeister, Politiker, Staatsmänner gehen aus und ein. Sie alle überragt Mirabeau, Schweizers intimer Freund, der den Kassenschlüssel von „maître Jacques" (S. 54) ebenso reichlich als gewissenhaft braucht. Zu diesen Gästen des Hauses gehören Bernardin de St. Pierre, Fabre d'Eglantine, der Lustspieldichter und spätere Generalsek-

Brief über das Treiben im Schweizer'schen Hause, der von dem Maler Fiesinger aus Paris (s. 87 u. S. 94) an G. Escher im Berg im November 1782 geschrieben wurde: „Da sehe ich — heißt es darin — manchmal bei Schweizer eine Gesellschaft von Agioteurs, die mir genau so erscheinen als ein Haufe Alchymisten. Jedes Lüftchen, das aus den Kabineten bläst, kann den Leuten Fieberschrecken oder Fieberentzündungen verursachen, je nachdem ihre Millionenhoffnungen aufgeblasen oder wieder mit Asche überdeckt werden. Und neben diesen Menschen in Hosen ein Weib, das stille und innerlich ruhig da sitzt und darum bei keiner Nachricht zittert, weil sie durch öftere Täuschungen doch gelernt hat, gänzlich nichts auf ihre goldenen Berge zu bauen. Bis jetzt hat die Frau bei meiner fleißigen Prüfung wenig verloren. Je weiter ich fortrücke, desto geneigter bin ich, die Menschen nicht einmal geradezu nach ihren Handlungen zu schätzen. Absichten und Umstände gehören so wesentlich mit dazu. Dieses gewiß nicht gemeine Weib, aufgewachsen unter einer abscheulichen (?) Mutter und einem ziemlich leichten Vater, dann verbunden mit einem sicherlich guten, talentvollen, aber doch vierköpfigten Manne, dann durch verzweifelte Krankheiten zerrüttet, den Kopf endlich verschraubt durch tolle mystische Pfaffen (?): meinst du nicht, das müsse alles mit in die Wage gelegt werden? Auch dem Manne kann ich manches übergehen, was ich an andern nicht könnte. Gewiß ist es mir, daß in seinem Kopfe physische Unordnung herrscht. Darum wird ihm der weise Mittelweg beinahe ewig verriegelt sein. Immer darüber und darunter. Darum kann ich seinen Urtheilen wohl nachgeben, aber sie selten unterschreiben. Täglich neue Projekte; auch einige in der Absicht, mir nützlich zu sein. Bald ein zu errichtendes Quartier für reisende deutsche Cavaliere, heut eine deutsche Buchhandlung, gestern eine Ausgabe von Pariser Kunstmerkwürdigkeiten in Kupfern, vorgestern der Ankauf eines Rittergutes und mir die Verwaltung zugedacht u. s. w. Und alles dies läßt mich so kalt, als die Hoffnungen der Goldträumer seine Frau. Gewiß ist es, daß es mir sehr leicht wäre, den Mann in das Wasser hineinzuführen, so tief, als es mir gefiele, weil seine Augen immer aufwärts, selten auf den Grund gerichtet sind."

retär Dantons, der Dramatiker Chamfort, Bitaubé, der Uebersetzer Homers und „Hermann und Dorotheas", der edle deutsche Sonderling Graf Gustav von Schlabrendorf, Georg Forster, der Weltumsegler, der Dichter Salis-Seewis, Archenholz 2c.; dann die Revolutionshelden Lafayette und Dumouriez; Barnave, der unerschrockene Vertheidiger Ludwigs XIV, der verruchte Abbé d'Espagnac (Sahuguet), Bergasse, der gefeierte Advokat, Mary Wollstonecraft, die Verfechterin weiblicher Rechte, Anacharsis Clootz, der berüchtigte Sprecher des Menschengeschlechtes u. s. w. Viele von ihnen haben später das Schaffot bestiegen: Fabre, Barnave, Espagnac, Clootz.

Nun lodern die Flammen der Revolution auf, in welchen Schweizer mit den Besten seiner Zeit den glänzenden Wiederschein eines neuen Tages sieht, er dichtet Freiheitshymnen, arbeitet mit Mirabeau Verfassungsentwürfe aus, leitet die Befestigungsarbeiten des Montmartre, harangirt den Pöbel mit Freiheitsreden, wird Jakobiner und Sansculotte, bleibt aber dabei stets der grundehrliche Theoretiker. Endlich kommt auch er zur Besinnung; mit Abscheu wendet er sich von den blutigen Männern des Schreckens und von der Anarchie der frechen Pöbelherrschaft weg. Schweizer wird in den Plan zur Befreiung Ludwigs XVI. eingeweiht, er versteckt die hiezu gefüllte Kasse in seinem Haus und macht sich immer verdächtiger. Er wird Zeuge der Gräuelscenen vom 10. August 1792 und rettet den verschont gebliebenen Ueberrest seiner gefangenen Landsleute von der Schweizergarde mit Gefahr des eignen Lebens. Die Revolution und treulose Genossen haben ihn finanziell bereits zu Grunde gerichtet; im Drang der Weltbegebenheiten hat er kaum Zeit, seine Lage zu überdenken. Magdalene aber, im Glücke lässig und bequem, entwickelt nunmehr ungeahnte Seelenkraft. Sie dringt in die Gefängnisse zur Befreiung Unschuldiger, wagt sich sogar in die Höhle des Tigers und Robespierre läßt sie seines mächtigen Schutzes versichern und — welch ein poetisches Motiv! — nächtlicher Weile begibt sie sich auf den Grèveplatz und zählt die Stufen der Guillotine, um nicht zu wanken, wenn die Reihe an sie kommt. Wie naiv-ergreifend ist ihr Brief an Heinrich Füßli (S. 93) mit seinen unbewußt wirksamen Ueber-

gängen von tragischen zu komischen Schilderungen! Der wankelmüthige Schweizer läßt sich vom Wohlfahrtsausschuß als Werkzeug der revolutionären Propaganda nach der Schweiz senden. „Zürichs sorgenvollster Bürger“ verläßt mit der rothen Freiheitsmütze stolzen Hauptes Paris und glaubt, für die größte Republik nunmehr die geträumte Thätigkeit entwickeln zu können. Aber in der Heimat wird er vollends für einen Narren und Don Quixote erklärt*).

Nach Robespierres Sturz wird er Mitglied der Agentschaft, welche für die französische Regierung großartige Geschäfte in Amerika besorgen, Lebensmittel und Flottenbedürfnisse einkaufen und zugleich die Summen in Empfang nehmen soll, die Frankreich Amerika im Unabhängigkeitskrieg vorgestreckt hat. Im Grunde genommen soll Schweizer, auf dessen unerschütterliche Redlichkeit der Finanzminister baut, nur diesen letztern bereichern: jener aber hofft, in der neuen Welt seine philanthropischen Pläne endlich verwirklichen zu können. Aber von vorn herein ist er von dem verbrecherischen Mitagenten Swan verrathen. Die Agentschaft verfügt über riesige Credite (23 Millionen Franken). Swan, um seinem Genossen einen Vorsprung abzugewinnen und die Geschäfte in Amerika an sich zu reißen, überläßt diesem zur Ueberfahrt ein altes gebrechliches Fahrzeug. Und nun vergegenwärtige man sich die grandiose Scene! Das elende Schiff, mit Kostbarkeiten, Gold- und Silberstangen, Tafelgeräth, Gemälden und andern Luxusgegenständen der königlichen Familie und des geflüchteten Adels überladen — all das soll in Amerika verkauft werden — sticht bei der schlechtesten Jahreszeit in die See. Die Winterstürme brechen los. Der „Suffolk“ droht aus den Fugen zu gehen, das Steuer zerbricht und das Fahrzeug ist mehrmals in Gefahr zu scheitern. Die zarte Magdalene, welche das ungewisse Schicksal ihres angebeteten Mannes theilen will, liegt todtkrank hinter einem groben Bretterverschlag. Jeden Augenblick kann unter der rohen trunkenen Schiffsmannschaft, welche nach den schweren Silbertonnen

*) Vrgl. auch F. v. Wyß, Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David Wyß I, 106 f.

lüstern ist, die Emeute ausbrechen. Nach einem Monat wird der „Suffolk“ nach Brest verschlagen und Magdalene hier nach unendlichen Leiden an's Land gebracht. Die treue Frau muß sich vom Gatten trennen. Schweizer aber macht während der ganzen Reise Verse!

In Amerika sieht er sich auf dem Punkt, wo er seinen Wohlstand wieder herstellen kann. Er hat die beste Absicht dazu, allein er vertändelt seine Zeit, verkehrt mit Dichtern und Gelehrten und studirt Land und Leute. Endlich denkt er an sein Glück, kauft ungeheure Länderstrecken, aber bloß auf dem Papier mit den unbestimmtesten Grenzen („bei zwei Pappeln beginnend und ungefähr 6 Meilen von der Mündung der kleinen Kriegsbucht endigend“), sinnt auf Faustische Kolonisationsprojekte, will ein zweites Philadelphia aufführen und einen platonischen Staat mit allgemeiner Toleranz, Gütergemeinschaft und Stimmrecht der Frauen gründen. Dann arbeitet er an dem Hauptwerk seines Lebens, der Kritik der „Civilsation“, welches „sein Dasein rechtfertigen soll“ und verträumt sechs Jahre. Inzwischen wird der Betrüger Swan mit den Geschäften der Agentur und den Millionen fertig, er rettet seinen Gewinn über das Meer, ohne mit dem Theilhaber abzurechnen. Schweizer läßt seinen Schuldner ziehen und muß schließlich, von allem entblöst, das Reisegeld zur Heimfahrt entlehnen, nachdem er seine Ländertitel in den Händen der durchtriebenen Frau Swans zurückgelassen. In Paris harrt seiner sein treues Weib, aber auch derjenige, dem er sich mit der Hälfte des Gewinnes verschrieben. Hingehalten und auf's Blut gemartert von einem raffinirten kaltblütigen Bösewicht, welcher ihm die Kleinigkeit von drei Millionen schuldet, welcher es aber vorzieht, sein ganzes übriges Leben im Schuldgefängniß zuzubringen, wird Schweizer das Opfer stets erneuter Bubenstücke. Von Advocaten und Wucherern gänzlich ausgeraubt, in Schulden gerathen, an Leib und Seele gebrochen, gibt er seine letzten Werthtitel preis. Völlig verstört brütet er über seinem Werk. Selbst Magdalene wagt es nicht mehr, den Unglücklichen durch unnöthiges Reden in den tiefsinnigen Meditationen seiner letzten Augenblicke zu unterbrechen. Erschütternd zugleich und versöhnend wirkt der Ausgang dieses edlen Menschenlebens.

Alles, was in Beziehung zu dem Schweizer'schen Ehepaar steht, ist mit einem romanhaft abenteuerlichen Schimmer übergossen. Man lese die Geschichte dieses Swan und seiner Frau, der Magd Victoire Beauchard, der Babette Banfi u. s. f.

Und nun zum Verfasser des merkwürdigen Buches.

Als einundsiebenzigjähriger Greis schritt David Heß*) an seine Selbstbiographie (abgedruckt im Zürcher Taschenbuche auf das Jahr 1882 durch E. Usteri-Pestalozzi S. 1 — 116), aber der Tod hat ihm die unermüdliche Feder aus der Hand genommen, bevor er dazu kam, die Geschichte des eigenen Lebens in seiner angenehmen Weise zu erzählen. Was er uns bietet, beschränkt sich außer einigen Zügen aus seiner Kindheit lediglich auf die merkwürdigen Erlebnisse seiner Großeltern und Eltern.

„Einundsiebenzig Jahre — so hebt er den ernsten Rückblick auf die zurückgelegte Bahn an — sind verflossen, seit ich die Pilgerfahrt meines Lebens angetreten und fortgesetzt, unter wechselnden Einflüssen, bald bewußtlos fortgeschoben, bald mit Bewußtsein die eigene Richtung behauptend, je nachdem die äußern Verhältnisse oder der eigene Wille vorherrschten, und ich bin nun näher und immer näher an das Ufer gelangt, wo der dunkle Strom vorüber rollt, der zwei Welten trennt: die diesseits sichtbare von der jenseits, dem sterblichen Auge noch mit einem undurchdringlichen Nebelvorhang verhüllten. Müde von der langen Wallfahrt setze ich mich auf einen der bemoosten Grenzsteine, harre ruhig, bis der nimmer ausbleibende Fährmann mit seinem unabweis-

*) Ueber David Heß handelt ein kleines nach allen Seiten wohl orientirendes Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für das Jahr 1844. 13. S. (von Dr. Meyer-Ochsner). Vrgl. auch Gerold Meyer von Knonau in der allg. deutschen Biographie. — Die nachfolgende Skizze ist nach dem ungemein reichhaltigen Basler und Züricher Nachlaß entworfen. Ich bin den Nachkommen von D. Heß, Frau Professor Marie Steffensen-Burckhardt in Basel, namentlich Herrn Dr. C. Burckhardt-Burckhardt in Basel und Herrn Heinrich Finsler in Zürich, die mir den gesammten Nachlaß mit der größten Liebenswürdigkeit zugänglich machten, zum schönsten Dank verpflichtet.

baren Nachen zu der mir bestimmten Stunde kommt, mich einzunehmen und hinüberzusetzen und blicke gedankenvoll auf die zurückgelegte Bahn. Zu solchem Rückblick in unwiederbringliche Vergangenheit gesellt sich meist ein Gefühl von Wehmuth und doch — wie dürfte ich klagen? Wurde ich nicht vor so viel tausend andern und Bessern begünstigt mit mancherlei Gütern und Vorzügen und, wenn mich meine Lebensbahn auch oft durch düstere Zeiten schwerer Prüfung führte, überwog nicht immer das Gute die mir auferlegten Entbehrungen und Leiden? — — Mein Leben fiel in eine bewegte, höchst merkwürdige Zeit, wo in kreisender Gährung alle äußern und innern Formen der alten Welt zusammenbrachen und immer wechselnde Gestaltungen auftauchten, die noch lange keinen festen Grund und Boden finden werden. Meiner eigenthümlichen Natur nach war ich nicht geschaffen, in dieses rege Getriebe mit einzugreifen und, nur selten und unwillkürlich hineingezogen, blieb ich bloß ein passiver, wenn auch nicht immer ruhiger Zuschauer. Ich lebte mehr in meiner innern Traumwelt, als in der äußern und geschichtlich wirklichen: aber Menschen aller Art zu beobachten und mich den vorzüglichen anzuschließen, war meine angeborne Neigung. Dem Umgange mit den letztern verdanke ich allein die geringe mir zu Theil gewordene Bildung. Außergewöhnliche Schicksale hatte ich keine und wenn ich jetzt, nachdem eine mit edeln Gemüthsarten ausgestattete Lebensgefährtin und alle meine nähern Freunde mir vorangegangen, zu meiner Unterhaltung in einsamen Stunden Erinnerungen aus meinem Leben aufschreibe, so werden es bloß Bruchstücke sein, Andeutungen über die Entwickelung meiner Persönlichkeit und über meine Verhältnisse, Notizen über erlebte Ereignisse, Schilderung von Menschen und Anekdoten: leichte Blätter, wie sie der Herbstwind von den Bäumen weht und die auf den Titel „Denkwürdigkeiten“ keinen Anspruch machen dürfen.“

Die Familie Heß in Zürich, von einem aus Reutlingen eingewanderten Hans Schmid, genannt Heß, abstammend, leistete der Stadt seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts wesentliche Dienste durch Einführung der ersten regelmäßigen Postverbindung zwischen Lyon und Zürich, die sich allmählig über Frankreich, Italien und Deutschland ausdehnte

Dieses Privatunternehmen wurde später bis 1798 dem kaufmännischen Direktorium in Zürich abgetreten und durch mehrere Generationen hindurch bekleidete stets ein Heß die Stelle eines Postdirektors, so der Großvater und dann der Oheim unseres David Heß.

Dieser Oheim Johann Jakob Heß war ein Hauptkauz. Wenn er etwa — so erzählt der Neffe — in Postangelegenheiten in fremden Ländern reiste, so trug er einen obscuren Orden („de la parfaite amitié") und als einst auf dem Postwagen eine Baarsendung von 8000 Gulden zur Weiterbeförderung anlangte, ließ er sich vom Stadthauptmann bei einbrechender Dämmerung eine Schildwache vor die Hausthüre stellen, was bei den Vorübergehenden die sonderbarsten Vermuthungen erregte. Er zeigte sich gern in seiner schön gepuderten Beutelperücke, den atlassnen Chapeaubas unter dem Arm, in feinem Kleide, gewöhnlich von der zarten Farbe der Bohnenblüthe, schwarzseidenen Beinkleidern und Strümpfen, glänzenden Schnallen auf den Schuhen, das spanische Rohr mit goldenem Knopf in der Hand. Eine Tochter dieses Postdirektors Johann Jakob Heß war Magdalene Schweizer.

Sein jüngerer zweiter Bruder, der Professor, Kanonikus und Stiftsverwalter Caspar Heß war kein minderes Original, witzig, belesen, neugierig, der in seiner krausen Bücherei namentlich literarischen Briefwechseln und Memoiren, speciell der skandalösen Chronik in denselben, nachhieng*) und täglich bei Ankunft und Abgang der Posten durch die Hinterthüre seiner Wohnung nach dem väterlichen Posthause „zum Schäppeli" (an der Münstergasse vrgl. S. Vögelin, das alte Zürich 2. Aufl. S. 397) eilte und unter dem Vorwand, dem Bruder Direktor bei der Sonderung der Briefe behilflich zu sein, sämmtliche für die Gelehrten seiner Vaterstadt angekommenen oder von ihnen aufgegebenen Briefe untersuchte, um zu erfahren, mit wem sie korrespondirten, wobei er — so vermuthet der Neffe — wohl manchmal mit dem Finger, um hineinguđen zu können, etwas nachgeholfen haben mag. Dann kehrte

*) Er ist derselbe Propst Heß, der seiner Zeit dem Baden'schen Hofrath Ring in Freiburg die Züricher Materialien zu dessen „Breytopf" geliefert hat. Vrgl. mein glückhaftes Schiff S. 17 f.



er wieder heim, setzte die gewöhnlich zerzauste Atzel auf den Perückenstock und die alte Pudelmütze auf den Kopf, schlüpfte in Schlafrock und Schlurfen, las oder schrieb schnell etwas nieder und nach Verfluß einer ganzen oder halben Stunde kleidete er sich ebenso flink von neuem um und wiederholte jenes Manöver in beharrlichem Wechsel.

Beide Brüder waren Bodmerschüler gewesen, sie hatten Klopstock, Wieland, E. v. Kleist, Goethe persönlich kennen gelernt und waren darauf erpicht, andere berühmte Schriftsteller und Gelehrte bei deren Durchreise durch Zürich zu sehen.

Zu des Onkel Stiftsverwalters Sonderbarkeiten gehörte sein unerklärlicher Zug zu neugebornen Kindern. Mittwoch und Sonnabends, an den üblichen Tauftagen, pflegte er sich vor die verschiedenen Kirchen der Stadt zu stellen und zu warten, bis man ein Kleines daherbrachte. So wie die Hebamme näher kam, stellte und grüßte er sie freundlich, fragte, wem das Kind gehöre und welchen Namen es bekommen solle, ließ sich das Tuch wegheben, schaute das kleine Wesen mit dem Ausdruck des Wohlwollens an, gab ihm einen Kuß und entließ dann den Täufling wieder. Diese seine absonderliche Liebhaberei trug dem Onkel den Namen „Kindliprofesser" ein. — Mit den verschiedenen Kollegien, der er am Carolinum zu lesen hatte, nahm er es so genau nicht, sondern tischte gewöhnlich nur altbackene oder aufgewärmte Brocken auf. Dagegen betrieb er die Verwaltung des Stiftsvermögens mit Eifer und Sachkenntniß und förderte auch seine Privatökonomie, ohne im geringsten karg zu sein.

Der dritte und jüngste dieser Brüder war Hans Rudolf Heß (1731—1800), der Vater von David Heß, und aus feinerm Stoffe gebildet als die andern. Früh bezeigte er gute Anlagen, fand Geschmack an der klassischen Literatur und zeichnete artig. Zu den Gespielen seiner Jugend gehörte Salomon Geßner. Auf Wunsch des Vaters trat er in holländische Dienste und erhielt eine Lieutenantsstelle im Leibregiment des Prinzen Wilhelm IV. von Oranien. Während eines Urlaubs lernte er ein Fräulein Martha Büngier de la Tour, die Tochter eines Bergwerkbesitzers aus den Pyrenäen, welche sich in Zürich von einem Hüft-

übel heilen ließ, kennen. Ihr Vater stammte aus St. Gallen und betrieb in einem einsamen baskischen Bergthal St. Etienne (in Baigorry) ein großartiges Hüttenwerk. Dieser seltene Mann, welcher eine Zeit lang in nahem persönlichen Verhältniß zu König Stanislaus Lesczinski gestanden, war nach ausgedehnten Handelsgeschäften von Amsterdam nach Paris gekommen und hatte dort unter Ludwig XV. den Plan zu einem großen königlichen Institut zur Erziehung junger französischer Edelleute entworfen. Der Herzog von Bourbon war sein Gönner; nach dem Sturz desselben führte er die geheimen Unterhandlungen mit Stanislaus Lesczinski, entgieng aber mit knapper Noth den Nachstellungen des Cardinals Fleury. Nach wechselvollen Schicksalen war la Tour mit deutschen Bergleuten nach der spanischen Grenze gezogen und hatte in Baigorry ein einst von den Römern betriebenes Bergwerk wieder aufgedeckt, eine königliche Concession, sowie das Recht, Billon-Münzen zu prägen, erhalten und sich bedeutende Reichthümer erworben. Mit der Tochter dieses merkwürdigen Mannes vermählte sich H. R. Heß im Jahr 1759. Schon das Jahr darauf starb der edle La Tour. Heß und ein zweiter Schwiegersohn erbten das Bergwerk. Jener sah sich genöthigt, mit seiner jungen zarten Gattin nach Baigorry zu ziehen und überzeugte sich bald, daß eine Liquidation der Kupferwerke unter den obwaltenden Umständen das beste war, indem sich der Ertrag derselben mit jedem Jahr verminderte und der Miteigenthümer sich immer schwieriger erwies. Nach langwierigen Verhandlungen kam ein Trennungsakt zu Stande und Vater Heß kehrte im Sommer 1767 mit seiner kleinen Familie in die Heimatstadt Zürich zurück, in deren Nähe er sich ein stattliches Landgut, den Beckenhof, erworben hatte.

Die lange und beschwerliche Heimreise wurde Anfangs Mai angetreten. „Mein Vater schrieb seinem Bruder Caspar, er werde mit seiner Gesellschaft ohne Zweifel für eine Gruppe wandernder Comödianten gehalten werden und in der That mag der Zug abenteuerlich genug ausgesehen haben. Es war ein großer Wagen nebst einer geräumigen Calesche erforderlich, sämmtliche Reisende (7 an der Zahl) aufzunehmen. Ein Affe saß angekettet auf der Himmeldecke des Wagens, auf der Calesche

in seinem Käfig ein Papagei, und ein leichtfüßiges Windspiel suchte sich seinen Platz bald in dem einen, bald in dem andern Fuhrwerk. Zum letzten Male hatte mein Vater von dem Recht Gebrauch gemacht, sich eigenhändig für sich selbst und seine Begleiter einen Reisepaß auszustellen und denselben mit dem königlichen Wappen zu besiegeln. — — Schon in den ersten Tagen klaubte der Affe zum Zeitvertreib alle Nägel des Wagenhimmels, einen nach dem andern, heraus; dieser mußte wieder ausgebessert, der Affe aber, dessen neckische Streiche meinem Vater sonst manchen Spaß gemacht, zurückgelassen werden. Bei jedem Halt suchte das niedliche Windspiel das Weite, es dauerte immer lange, bis es aufgefunden und eingefangen war, daher mußte auch dieses unterwegs verschenkt werden. Nur das Reitpferd des Bedienten und der Papagei hielten aus. Es war schade, daß nicht wenigstens auch der Affe mitgebracht werden konnte; er hätte dem Züricherpublikum Stoff zur Unterhaltung geliefert und dessen Neugier zum Theil auf sich und von meinen Eltern abgelenkt."

Der Beckenhof, in der Gemeinde Unterstraß gelegen, ist heute noch, obschon ihm die neuere Zeit hart mitgespielt hat, eine der schönsten Besitzungen in der Umgebung von Zürich. Von der weitausschauenden, von mächtigen Bäumen beschatteten Terrasse beherrscht das Auge zugleich das Limmatthal und die Aussicht auf Stadt, See und Hochgebirge. 1740 hatte ein Junker Grebel das stattliche Hauptgebäude aufführen lassen, die nunmehr verschwundene Kastanienallee wurde angelegt und das ganze Gut im damaligen französischen Geschmack mit Küchen- und Blumengärten, Springbrunnen, Pavillons und vielen Laubgängen mit hohen Taxuswänden, die einst der junge Goethe durchstürmt hat, umgestaltet.

Hier wurde dem Vater Heß und seiner geliebten Martha am 29. November 1770 ein zweiter Sohn geboren, unser David Heß, ein schwaches Würmlein, welches viel Pflege und Schonung bedurfte und dessen Leben wahrscheinlich dasjenige der Mutter verkürzte, die fünf Jahre später an einem Brustleiden starb. Der Vater versank über den unersetzlichen Verlust in tiefen Gram und lebte in gänzlicher Abgeschiedenheit und ver-

düsterer Stimmung dahin. Mit einem wilden Schwesterchen wurde der etwas verhätschelte „Döveli“ einer sog. Schulbase überantwortet, die täglich einige Stunden in den Beckenhof herausgewatschelt kam und den Kindern dürftigen Unterricht ertheilte. Ein überwiegender Hang zur Träumerei und melancholischer Abspannung zeigte sich schon früh bei dem „zahmen und passiven Büblein“, das selten unter seinesgleichen kam oder bei dessen Erscheinen auf der Straße die Knaben die Köpfe zusammensteckten und kichernd auf den seidenen, gepuderten Prinzen deuteten.

Später kam noch ein verwahrloster Schulmeister in's Haus, welcher den Schreibunterricht gab und dem, um ihn in guter Laune zu erhalten, jedesmal eine große Flasche Gesindewein vorgesetzt wurde und dann entstand zwischen Lehrer und Schüler ein edler Wettstreit, wer von beiden zuerst fertig sei: jener mit der Flasche, dieser mit dem hingesudelten Diktate. Aus den biblischen Erzählungen, die den Kindern als Lesebuch dienten, erhielt David den ersten poetischen Eindruck durch das darin enthaltene Lied von Lavater auf Sauls und Jonathans Tod:

„Auf diesen Höhen lagen sie,
Entstellt, verkannt, im Staub
Gilboa! — Helden waren sie,
Sind jetzt des Todes Raub,“

welches ihn zu Thränen rührte. Die Anlage zu Melancholie war väterliches Erbtheil. Jeden Augenblick bereit, in Thränen auszubrechen, diente er der alten Haushälterin Marguerite Perüsset, der es lustig vorkam, daß ein so kleines Büblein schon melancholisch sein wollte, zum ewigen Gelächter.

Ein starkes religiöses Gefühl entwickelte sich frühzeitig. In der Einsamkeit führte ihn sein Hang zur Poesie, Musik und zu den bildenden Künsten. Der eigentliche Unterricht blieb vor wie nach dürftig. In der Musik dagegen hatte er an Brüning einen trefflichen Lehrer und im Zeichnen erhielt er die Schule Heinrich Freudweilers (gest. 1795).

Schon vom fünfzehnten Jahre an schrieb er eine Menge fruchtloser Reimereien nieder (im Basler Nachlaß in acht Bänden erhalten), bildete sich auf's eifrigste selbst aus, hörte und las unablässig und gab sich von einem redlichen Thun in genauen Tagebüchern Rechenschaft. Seine

ganze Bildung verdankte er sich selber und dem spätern Umgang mit ausgezeichneten Menschen, nicht der Schule, welche ihm nichts oder wenig genug bot. Die zeitgenössische deutsche Literatur verfolgte er, soweit sie in seine Abgeschiedenheit drang, mit fieberhafter Spannung. Goethes erste Werke blieben von nachhaltigen Eindruck. 1786 schrieb er eine Nachahmung des „Werther," „die letzten Tage des jungen Olban", einen Roman, der von der Liebschaft eines Barons mit einem unerfahrenen Mädchen handelte. Weil das Ding „zu elend" war, wurde es später vernichtet. Lavaters Einfluß, mit dessen fein und scharf gezeichneter Gesichtsbildung diejenige von David Heß besonders in der Jugend überraschende Aehnlichkeit zeigte*), konnte nicht ausbleiben. Ebensowenig derjenige der Geßnerschen Schule. Bald sollte das gefährliche Stillleben auf unsanfte Weise unterbrochen werden.

Denn hart traf den siebenzehnjährigen Jüngling 1787 die väterliche Verfügung, daß er sich dem Militärstand widmen und in holländische Dienste eintreten müsse. David Heß hat diese neun Jahre verlorner Jugend, die er einer fremden Sache nutzlos aufgeopfert hat, immerdar als das Unglück seines Lebens beklagt. Aber er fügte sich dem Wunsche des Vaters, der ja selbst vor mehr als dreißig Jahren in Holland gedient hatte und in einer solchen Stellung eine standesgemäße Versorgung für den Sohn erblickte zu einer Zeit, da in Zürich der Handel noch als unsichere und nicht ganz vollgewichtige Beschäftigung angesehen wurde. Es ist die alte Geschichte von den Stiefeln (Kleine Gemählde S. 1):

„Die Stiefel paßten mir recht gut,
Du kannst auf's Wort mir glauben!
Ich schritt darin durch alle Welt
Gar leicht und sehr behaglich.
Drum als ich hier in sichern Port
Mich still zurückgezogen,
Hob ich sie auf, um einst damit
Dich zu beschenken. Ziehe

*) Nach seinem Tod trat dieselbe auf's neue hervor. Das Porträt von Paul Deschwanden, in zwei Stichen von J. H. Meyer und Merz verbreitet, gibt die milden, wohlwollenden Züge von D. Heß in bester Weise wieder.

Getrost, nun ist es Zeit, sie an
Und geh' und freue dich, wie ich,
Der Welt und deines Lebens!" —
So sprach zu seinem Söhnlein fein
Ein Mann von Welt und Stande,
Indeß er seinem lieben Kind,
Das grämliche Gesichter schnitt,
Die Stiefel an die Beine schob,
Die er ehmals getragen.
S' war gut gemeint. Allein der Sohn,
Was leicht sich läßt begreifen —
Der hatte einen andern Fuß
Und andre Bein' und Waden.
Kaum war er an dem ersten Tag
Ein wenig ausgegangen,
So rief er: „Vater! Jemine!
Wie drücken eure Stiefel mich!
Mein Fuß fängt an zu schwellen
Und vorn sind sie mir viel zu kurz
Und hinten an der Ferse reibt
Der eine mir schon Blasen!" —
„Was — sprach der Vater — Kinderei'n!
Die Stiefel sind vortrefflich.
Des Königs Schuster in Paris
Hat selber sie verfertigt.
Sie paßten fünfzehn Jahre mir
Und ergo müssen sie auch dir,
Weil du mein Sohn bist, passen!" —

Der holländische Fremdendienst hatte für die Schweiz niemals die Bedeutung, wie z. B. der französische*). Doch bildete er im vorigen Jahrhundert ein nicht unwesentliches Moment in den reformirten Kantonen und besonders von Zürich und Bern aus wurde der Dienst in der durch Religion und Politik verbundenen Schwesterrepublik mit Vorliebe gesucht. So standen im Jahr 1787 9800 Schweizer in holländischen Regimentern (14,000 in französischen). Der Anfang dieses Dienstverhältnisses geht auf das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zurück,

*) Ich folge hier einer handschriftlichen Skizze, die Hr. Dr. C. Burckhardt-Burckhardt aus den Briefen von David Heß zusammengestellt hat.

als die reformirten Orte der Schweiz, durch das hochmüthige Benehmen Ludwigs XIV. verletzt, sich von Frankreich abwandten und der durch Wilhelm von Oranien geleiteten Politik der protestantischen Seemächte sich näherten. Der holländische Kriegsdienst galt im allgemeinen für solider, als der französische, nicht bloß in pekuniärer, sondern auch in moralischer Hinsicht. Wie überall zeichneten sich auch in Holland die Schweizersöldner durch ihre Tapferkeit aus. Im Erbfolgekrieg trugen sie unter Marlborough und dem Prinzen von Oranien rühmlich zu den Siegen von Höchstedt, Oudenarde und hauptsächlich von Malplaquet bei. Die 9800 Mann, welche der Republik 1787 dienten, bestanden aus einem Garderegiment von 800 Mann und 5 Regimentern zu 1800 Mann. Das Garderegiment, 1748—49 gebildet, enthielt zwei Bataillone oder 8 Compagnien und war dem Erbstatthalter als Garde beigegeben und durch höhern Rang und Sold vor den übrigen Corps ausgezeichnet.

In die Züricher Compagnie dieser Garde, in welcher nur regimentsfähige Bürger der Stadt Zürich Offiziersstellen bekleiden konnten, — Inhaber der Compagnie war der Oberst Fr. Ludw. Heß aus Zürich — trat nun David Heß als Fähndrich ein. Sein (fast durchgängig französisch geschriebener) Briefwechsel mit dem Vater aus dieser bewegten Zeit, in der er ziemlich rasch bis zum ersten Lieutenant mit Hauptmannsrang stieg, gibt uns eine regelmäßig fortlaufende Darstellung seiner Erlebnisse. Seine Ankunft im Haag fiel in die unruhige Epoche, da die oranische und die patriotische Partei sich heftig bekämpften. Nach Beilegung dieser Wirren durch den Einmarsch der Preußen folgte eine verhältnißmäßig ruhige Zeit, in welcher nur das einförmige Garnisonleben, „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr“ den Soldaten beschäftigte. Heß hatte Muße, vorläufig auf die „Grabschrift eines Schweizeroffiziers in holländischen Diensten nebst einem Verzeichniß seiner Thaten“ zu sinnen:

„Er zog die Wache auf und ab
Und exerzirte das;
Nun liegt er tief im kühlen Grab
Und über ihm wächst Gras*).“

*) Kleine Gemählde S. 104.

Die großen Ereignisse in Frankreich und dem benachbarten Brabant hatten für die Niederlande noch keine direkten Folgen und er konnte den Winter 1790—91 ruhig auf Urlaub in der Schweiz zubringen. Aber nach der Eroberung Belgiens kam die Reihe auch an Holland. Schon im Februar 1793 mußte ein Theil der Schweizer Garde den Haag verlassen. David Heß blieb beim Depot zurück, erhielt aber im Juni zu seiner großen Genugthuung den Auftrag, der holländischen Armee bei Tournay zwei Compagnien Grenadiere zuzuführen. Der Ausgang des unter guten Auspizien unternommenen Feldzuges war kein günstiger; doch hatte Heß die längst erwünschte Gelegenheit, bei Menin und bei Maubeuge in's Feuer zu kommen und den Krieg kennen zu lernen. Im November wurden die Winterquartiere bezogen und die Garden kehrten nach dem Haag zurück. Im nächsten Jahre 1794 hatte das Schweizer Garderegiment ein Feldbataillon zu stellen; der Rest — und darunter auch Heß — blieb im Haag. Der neue Feldzug hatte keinen bessern Erfolg. Die Muthlosigkeit der Truppen nahm überhand und der allgemeine Wunsch gieng nach Frieden. Während die Unterhandlungen über denselben im Gang waren, erhielt Pichegru im Dezember vom Wohlfahrtsausschuß den Befehl zum Angriff. Im Januar 1795 setzten die Franzosen über die Waal, die Engländer zogen ab, der Erbstatthalter schiffte sich nach England ein und schon am 20. Januar hielt Pichegru seinen Einzug in Amsterdam und die batavische Republik wurde aufgerichtet.

Die Lage der Schweizerregimenter war nach der Eroberung des Landes keine beneidenswerthe. Sie wird in einem (französischen) Brief von David Heß an den Vater ungefähr so geschildert: „die Kapitulation, welche Holland mit Frankreich abschloß, machte uns zu Kriegsgefangenen und als solche leisteten wir am 22. Januar dem General Moreau den Eid, nicht mehr gegen die französischen Truppen dienen zu wollen, bis wir ausgewechselt wären, Mann gegen Mann und Grad gegen Grad, oder bis ein anderes Abkommen getroffen würde. Beim Einzug der Franzosen herrschte hier tiefe Niedergeschlagenheit, besonders, als es sich darum handelte, sie bei der Bürgerschaft einzuquartieren. Da diejeni-

gen Häuser, wo holländische oder Schweizeroffiziere wohnten, frei waren, kamen die Hauseigenthümer, welche uns sonst Wohnung mit schwerem Gelde bezahlen lassen, schaarenweise mit der Bitte zu uns, gratis bei ihnen logiren zu wollen. Hätte ich hiervon Gebrauch machen mögen, mir wären ein halbes Dutzend gute Quartiere zur freien Auswahl gestanden." Es folgt dann eine Schilderung der politischen Veränderungen in der Provinz Holland nach französischem Muster und der Requisitionen und Contributionen zum besten der ganz entblößten französischen Armee, sowie ein Lob der verhältnißmäßig guten Aufführung der Sieger — Dank Pichegru, der sich besonders gegen die Schweizer Truppen sehr zuvorkommend erwies. Daß die weitere Existenz der letztern in Frage gestellt war, sah Heß gleich ein. „Ich glaube zwar nicht, daß die Rede davon sein wird, die Schweizer Brigade ganz zu entlassen, da man in den beiden Feldzügen eingesehen hat, daß sie die aufgewandten Kosten wohl werth ist. Aber man wird sie auf gleichen Fuß mit den wohlfeileren nationalen Regimentern zu setzen suchen; dieß würde den Dienst für immer ruiniren und die Hälfte zum Abschied nöthigen. — — Besonders unser Garderegiment, mit höherem Sold, höherem Rang und ausschließlichen Privilegien läuft die Gefahr einer gründlichen Veränderung und bereits soll unter der Hand davon gesprochen werden. — Wenn man uns auch alle unsere Vorrechte hinsichtlich Rang, Sold und Gerichtsbarkeit läßt, so gibt es in unsern Kapitulationen einen sehr bestimmten Artikel, der uns verpflichtet, nicht gegen England zu kämpfen und doch sehen wir wahrscheinlich dem Befehl entgegen, gerade gegen diese Macht Krieg führen zu müssen, da die Allirten kaum Holland in Güte den Franzosen überlassen werden. So würde man einen wesentlichen Artikel dieser Kapitulation umstürzen und uns zudem eine erniedrigende Rolle spielen lassen, wenn wir — was gewiß kein ehrenwerther Offizier thut — ohne Unterschied gegen jedermann dienen müßten. Es ist daher wesentlich für uns, daß man in der Schweiz den ganzen Umfang dieser schwierigen Lage kennt." David Heß legte dem Vater ein selbstverfaßtes Memorial bei, worin er alles kurz zusammengestellt hatte, was den Gesichtspunkt, unter welchem die ganze Lage der

schweizerischen Regimenter zu betrachten sei, klar machen konnte. Der General Heß billige im allgemeinen dieses Aktenstück und der Berner Oberst Grafenried habe dasselbe dem Bericht an seine Landesregierung beigefügt. „In allem, was ich hier sage, leitet mich keineswegs der persönliche Vortheil, da ich um meinen Unterhalt nicht besorgt zu sein brauche. Aber seit dem Kriege, in welchem sich die Tapferkeit und tüchtige Gesinnung unserer Truppen auf wirklich ehrenwerthe Weise entwickelt und bezeugt hat, liegt mir das Interesse des Regimentes wahrhaft am Herzen und ohne deshalb den Dienst zu lieben, der von Tag zu Tag widerwärtiger wird, wünsche ich das Schicksal der Braven in dieser Krise zu theilen, ausgenommen, wenn wir gegen die Allirten zu Felde ziehen mußten, ohne daß die Regierungen unserer Kantone es hindern könnten oder wollten; denn dann würde ich auf die eine oder andere Weise loszukommen suchen und eines schönen Morgens bei Euch in der Schweiz erscheinen. Das Herz blutet mir, wenn ich so viele unserer alten Unteroffiziere, so viele jungen Leute ohne Vermögen und ohne Erwerbsmittel in Gefahr sehe, ihren Lebensunterhalt zu verlieren." Die Generalstaaten erließen im Februar 1795 eine Proklamation an die holländische Armee, wodurch diese von dem Eid gegen den Erbstatthalter entbunden wurde. Jedem Soldaten sollte für die Zukunft die Erlangung der höchsten Offiziersstellen möglich sein. Da diese Proklamation, die auch den Schweizern verlesen werden sollte, in mehreren Punkten den Kapitulationen zuwider lautete, wurden erst die Kantone in Anfrage gesetzt. Unterdessen begann es in der Garde bereits zu gähren, namentlich die welschen Schweizer trugen offen ihre Sympathien für die Franzosen zur Schau und zeigten sich gegen die Offiziere widerspenstig. Unter diesen herrschte nur eine Stimme, der Wunsch, auf ehrenhafte Weise von den Kantonen heimberufen zu werden. Der Schweizer General beauftragte David Heß im März 1795, ein zweites Aktenstück über die Lage zu schreiben. Die Truppen wurden unter französischen Oberbefehl gestellt, alle trugen die nationale Farbe und die Revolutionsabzeichen. Heß dachte täglich an den Abschied, allein er hielt es für seine Pflicht, das

Loos seiner Gefährten zu theilen, immer mit dem Vorbehalt, daß ihnen erspart werde, gegen die Allirten in's Feld ziehen zu müssen.

Bald nachher verbreiteten sich sonderbare Gerüchte über eine demnächst zu erfolgende Aenderung der politischen Verhältnisse. Ein Brief vom 2. April deutete dies dem Vater nur allgemein in einigen deutschen Phrasen an, die eine fast überschwängliche Zuversicht an den Tag legen. Bald verflog die ganze Hoffnung. Am 1. April hatte sich nämlich im Haag der Glaube verbreitet, Preußen und Frankreich hätten zusammen das Schicksal Hollands dahin entschieden, daß die Franzosen gegen eine entsprechende Entschädigung das Land räumen und dann die beiden Mächte den Holländern eine Konstitution geben sollten, mit dem Prinzen von Oranien an der Spitze des Staates. Revolutionäre Bewegungen in mehreren Provinzen zeigten die Aufgeregtheit der Gemüther. Der Basler Friede zwischen Frankreich und Preußen am 5. April belehrte freilich eines Bessern. Das Militär-Comittee gewährte sämmtlichen holländischen Stabsoffizieren 3 Wochen Frist zur Entscheidung, ob sie den Eid auf die neue Verfassung leisten wollten. Die Schweizer Regimenter wurden, mit Ausnahme der Garden, nach Friesland geschickt, um sich dort in Stand zu stellen und ein Gesandter, Mynheer de Witt, nach der Schweiz abgeordnet, um über die Brigade zu unterhandeln. Hievon handelt ein Brief vom 21. April: „einige vermuthen, daß wir als Garde der Staaten in Garnison im Haag bleiben, andere glauben, man werde uns mit Pensionen entlassen und dies wäre uns eigentlich das liebste. Es ist keine Ehre mehr, einem solch gesunkenen Lande zu dienen. Inzwischen läßt man uns für Patrioten gelten, weil wir stets unsern geraden Weg gehen, ohne Partei zu nehmen. Unsre Obern hatten die Schwachheit, die dreifarbige Fahne anzunehmen und das hat Stoff zu vielerlei Vermuthungen gegeben. Der General von Salis, früher Adjutant des Prinzen, spielt eine gemeine Rolle und er ist es namentlich, der unsern General Heß irre führt."

In der Schweiz dagegen und besonders in Zürich war man keineswegs allgemein mit den Ansichten des jungen Offiziers einverstanden, zumal aus Holland entgegengesetzte Rathschläge eintrafen. Ueber diese

übel heilen ließ, kennen. Ihr Vater stammte aus St. Gallen und betrieb in einem einsamen baskischen Bergthal St. Etienne (in Baigorry) ein großartiges Hüttenwerk. Dieser seltene Mann, welcher eine Zeit lang in nahem persönlichen Verhältniß zu König Stanislaus Lesczinski gestanden, war nach ausgedehnten Handelsgeschäften von Amsterdam nach Paris gekommen und hatte dort unter Ludwig XV. den Plan zu einem großen königlichen Institut zur Erziehung junger französischer Edelleute entworfen. Der Herzog von Bourbon war sein Gönner; nach dem Sturz desselben führte er die geheimen Unterhandlungen mit Stanislaus Lesczinski, entgieng aber mit knapper Noth den Nachstellungen des Cardinals Fleury. Nach wechselvollen Schicksalen war la Tour mit deutschen Bergleuten nach der spanischen Grenze gezogen und hatte in Baigorry ein einst von den Römern betriebenes Bergwerk wieder aufgedeckt, eine königliche Concession, sowie das Recht, Billon-Münzen zu prägen, erhalten und sich bedeutende Reichthümer erworben. Mit der Tochter dieses merkwürdigen Mannes vermählte sich H. R. Heß im Jahr 1759. Schon das Jahr darauf starb der edle La Tour. Heß und ein zweiter Schwiegersohn erbten das Bergwerk. Jener sah sich genöthigt, mit seiner jungen zarten Gattin nach Baigorry zu ziehen und überzeugte sich bald, daß eine Liquidation der Kupferwerke unter den obwaltenden Umständen das beste war, indem sich der Ertrag derselben mit jedem Jahr verminderte und der Miteigenthümer sich immer schwieriger erwies. Nach langwierigen Verhandlungen kam ein Trennungsakt zu Stande und Vater Heß kehrte im Sommer 1767 mit seiner kleinen Familie in die Heimatstadt Zürich zurück, in deren Nähe er sich ein stattliches Landgut, den Beckenhof, erworben hatte.

Die lange und beschwerliche Heimreise wurde Anfangs Mai angetreten. „Mein Vater schrieb seinem Bruder Caspar, er werde mit seiner Gesellschaft ohne Zweifel für eine Gruppe wandernder Comödianten gehalten werden und in der That mag der Zug abenteuerlich genug ausgesehen haben. Es war ein großer Wagen nebst einer geräumigen Calesche erforderlich, sämmtliche Reisende (7 an der Zahl) aufzunehmen. Ein Affe saß angekettet auf der Himmeldecke des Wagens, auf der Calesche

in seinem Käfig ein Papagei, und ein leichtfüßiges Windspiel suchte sich seinen Platz bald in dem einen, bald in dem andern Fuhrwerk. Zum letzten Male hatte mein Vater von dem Recht Gebrauch gemacht, sich eigenhändig für sich selbst und seine Begleiter einen Reisepaß auszustellen und denselben mit dem königlichen Wappen zu besiegeln. — — Schon in den ersten Tagen klaubte der Affe zum Zeitvertreib alle Nägel des Wagenhimmels, einen nach dem andern, heraus; dieser mußte wieder ausgebessert, der Affe aber, dessen neckische Streiche meinem Vater sonst manchen Spaß gemacht, zurückgelassen werden. Bei jedem Halt suchte das niedliche Windspiel das Weite, es dauerte immer lange, bis es aufgefunden und eingefangen war, daher mußte auch dieses unterwegs verschenkt werden. Nur das Reitpferd des Bedienten und der Papagei hielten aus. Es war schade, daß nicht wenigstens auch der Affe mitgebracht werden konnte; er hätte dem Züricherpublikum Stoff zur Unterhaltung geliefert und dessen Neugier zum Theil auf sich und von meinen Eltern abgelenkt."

Der Beckenhof, in der Gemeinde Unterstraß gelegen, ist heute noch, obschon ihm die neuere Zeit hart mitgespielt hat, eine der schönsten Besitzungen in der Umgebung von Zürich. Von der weitausschauenden, von mächtigen Bäumen beschatteten Terrasse beherrscht das Auge zugleich das Limmatthal und die Aussicht auf Stadt, See und Hochgebirge. 1740 hatte ein Junker Grebel das stattliche Hauptgebäude aufführen lassen, die nunmehr verschwundene Kastanienallee wurde angelegt und das ganze Gut im damaligen französischen Geschmack mit Küchen- und Blumengärten, Springbrunnen, Pavillons und vielen Laubgängen mit hohen Taxuswänden, die einst der junge Goethe durchstürmt hat, umgestaltet.

Hier wurde dem Vater Heß und seiner geliebten Martha am 29. November 1770 ein zweiter Sohn geboren, unser David Heß, ein schwaches Würmlein, welches viel Pflege und Schonung bedurfte und dessen Leben wahrscheinlich dasjenige der Mutter verkürzte, die fünf Jahre später an einem Brustleiden starb. Der Vater versank über den unersetzlichen Verlust in tiefen Gram und lebte in gänzlicher Abgeschiedenheit und ver-

düsterter Stimmung dahin. Mit einem wilden Schwesterchen wurde der etwas verhätschelte „Döveli“ einer sog. Schulbase überantwortet, die täglich einige Stunden in den Beckenhof herausgewatschelt kam und den Kindern dürftigen Unterricht ertheilte. Ein überwiegender Hang zur Träumerei und melancholischer Abspannung zeigte sich schon früh bei dem „zahmen und passiven Büblein“, das selten unter seinesgleichen kam oder bei dessen Erscheinen auf der Straße die Knaben die Köpfe zusammensteckten und kichernd auf den seidenen, gepuderten Prinzen deuteten.

Später kam noch ein verwahrloster Schulmeister in's Haus, welcher den Schreibunterricht gab und dem, um ihn in guter Laune zu erhalten, jedesmal eine große Flasche Gesindewein vorgesetzt wurde und dann entstand zwischen Lehrer und Schüler ein edler Wettstreit, wer von beiden zuerst fertig sei: jener mit der Flasche, dieser mit dem hingesudelten Diktate. Aus den biblischen Erzählungen, die den Kindern als Lesebuch dienten, erhielt David den ersten poetischen Eindruck durch das darin enthaltene Lied von Lavater auf Sauls und Jonathans Tod:

„Auf diesen Höhen lagen sie,
Entstellt, verkannt, im Staub
Gilboa! — Helden waren sie,
Sind jetzt des Todes Raub,“

welches ihn zu Thränen rührte. Die Anlage zu Melancholie war väterliches Erbtheil. Jeden Augenblick bereit, in Thränen auszubrechen, diente er der alten Haushälterin Marguerite Perüsset, der es lustig vorkam, daß ein so kleines Büblein schon melancholisch sein wollte, zum ewigen Gelächter.

Ein starkes religiöses Gefühl entwickelte sich frühzeitig. In der Einsamkeit führte ihn sein Hang zur Poesie, Musik und zu den bildenden Künsten. Der eigentliche Unterricht blieb vor wie nach dürftig. In der Musik dagegen hatte er an Brüning einen trefflichen Lehrer und im Zeichnen erhielt er die Schule Heinrich Freudweilers (gest. 1795).

Schon vom fünfzehnten Jahre an schrieb er eine Menge fruchtloser Reimereien nieder (im Basler Nachlaß in acht Bänden erhalten), bildete sich auf's eifrigste selbst aus, hörte und las unablässig und gab sich von einem redlichen Thun in genauen Tagebüchern Rechenschaft. Seine

ganze Bildung verdankte er sich selber und dem spätern Umgang mit ausgezeichneten Menschen, nicht der Schule, welche ihm nichts oder wenig genug bot. Die zeitgenössische deutsche Literatur verfolgte er, soweit sie in seine Abgeschiedenheit drang, mit fieberhafter Spannung. Goethes erste Werke blieben von nachhaltigen Eindruck. 1786 schrieb er eine Nachahmung des „Werther," „die letzten Tage des jungen Olban", einen Roman, der von der Liebschaft eines Barons mit einem unerfahrenen Mädchen handelte. Weil das Ding „zu elend" war, wurde es später vernichtet. Lavaters Einfluß, mit dessen fein und scharf gezeichneter Gesichtsbildung diejenige von David Heß besonders in der Jugend überraschende Aehnlichkeit zeigte*), konnte nicht ausbleiben. Ebensowenig derjenige der Geßnerschen Schule. Bald sollte das gefährliche Stillleben auf unsanfte Weise unterbrochen werden.

Denn hart traf den siebenzehnjährigen Jüngling 1787 die väterliche Verfügung, daß er sich dem Militärstand widmen und in holländische Dienste eintreten müsse. David Heß hat diese neun Jahre verlorner Jugend, die er einer fremden Sache nutzlos aufgeopfert hat, immerdar als das Unglück seines Lebens beklagt. Aber er fügte sich dem Wunsche des Vaters, der ja selbst vor mehr als dreißig Jahren in Holland gedient hatte und in einer solchen Stellung eine standesgemäße Versorgung für den Sohn erblickte zu einer Zeit, da in Zürich der Handel noch als unsichere und nicht ganz vollgewichtige Beschäftigung angesehen wurde. Es ist die alte Geschichte von den Stiefeln (Kleine Gemählde S. 1):

„Die Stiefel paßten mir recht gut,
Du kannst auf's Wort mir glauben!
Ich schritt darin durch alle Welt
Gar leicht und sehr behaglich.
Drum als ich hier in sichern Port
Mich still zurückgezogen,
Hob ich sie auf, um einst damit
Dich zu beschenken. Ziehe

*) Nach seinem Tod trat dieselbe auf's neue hervor. Das Porträt von Paul Deschwanden, in zwei Stichen von J. H. Meyer und Merz verbreitet, gibt die milden, wohlwollenden Züge von D. Heß in bester Weise wieder.

Getrost, nun ist es Zeit, sie an
Und geh' und freue dich, wie ich,
Der Welt und deines Lebens!" —
So sprach zu seinem Söhnlein fein
Ein Mann von Welt und Stande,
Indeß er seinem lieben Kind,
Das grämliche Gesichter schnitt,
Die Stiefel an die Beine schob,
Die er ehmals getragen.
S' war gut gemeint. Allein der Sohn,
Was leicht sich läßt begreifen —
Der hatte einen andern Fuß
Und andre Bein' und Waden.
Kaum war er an dem ersten Tag
Ein wenig ausgegangen,
So rief er: „Vater! Jemine!
Wie drücken eure Stiefel mich!
Mein Fuß fängt an zu schwellen
Und vorn sind sie mir viel zu kurz
Und hinten an der Ferse reibt
Der eine mir schon Blasen!" —
„Was — sprach der Vater — Kinderei'n!
Die Stiefel sind vortrefflich.
Des Königs Schuster in Paris
Hat selber sie verfertigt.
Sie paßten fünfzehn Jahre mir
Und ergo müssen sie auch dir,
Weil du mein Sohn bist, passen!" —

Der holländische Fremdendienst hatte für die Schweiz niemals die Bedeutung, wie z. B. der französische*). Doch bildete er im vorigen Jahrhundert ein nicht unwesentliches Moment in den reformirten Kantonen und besonders von Zürich und Bern aus wurde der Dienst in der durch Religion und Politik verbundenen Schwesterrepublik mit Vorliebe gesucht. So standen im Jahr 1787 9800 Schweizer in holländischen Regimentern (14,000 in französischen). Der Anfang dieses Dienstverhältnisses geht auf das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zurück,

*) Ich folge hier einer handschriftlichen Skizze, die Hr. Dr. C. Burckhardt-Burckhardt aus den Briefen von David Heß zusammengestellt hat.

als die reformirten Orte der Schweiz, durch das hochmüthige Benehmen Ludwigs XIV. verletzt, sich von Frankreich abwandten und der durch Wilhelm von Oranien geleiteten Politik der protestantischen Seemächte sich näherten. Der holländische Kriegsdienst galt im allgemeinen für solider, als der französische, nicht bloß in pekuniärer, sondern auch in moralischer Hinsicht. Wie überall zeichneten sich auch in Holland die Schweizersöldner durch ihre Tapferkeit aus. Im Erbfolgekrieg trugen sie unter Marlborough und dem Prinzen von Oranien rühmlich zu den Siegen von Höchstedt, Oudenarde und hauptsächlich von Malplaquet bei. Die 9800 Mann, welche der Republik 1787 dienten, bestanden aus einem Garderegiment von 800 Mann und 5 Regimentern zu 1800 Mann. Das Garderegiment, 1748—49 gebildet, enthielt zwei Bataillone oder 8 Compagnien und war dem Erbstatthalter als Garde beigegeben und durch höhern Rang und Sold vor den übrigen Corps ausgezeichnet.

In die Züricher Compagnie dieser Garde, in welcher nur regimentsfähige Bürger der Stadt Zürich Offiziersstellen bekleiden konnten, — Inhaber der Compagnie war der Oberst Fr. Ludw. Heß aus Zürich — trat nun David Heß als Fähndrich ein. Sein (fast durchgängig französisch geschriebener) Briefwechsel mit dem Vater aus dieser bewegten Zeit, in der er ziemlich rasch bis zum ersten Lieutenant mit Hauptmannsrang stieg, gibt uns eine regelmäßig fortlaufende Darstellung seiner Erlebnisse. Seine Ankunft im Haag fiel in die unruhige Epoche, da die oranische und die patriotische Partei sich heftig bekämpften. Nach Beilegung dieser Wirren durch den Einmarsch der Preußen folgte eine verhältnißmäßig ruhige Zeit, in welcher nur das einförmige Garnisonleben, „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr" den Soldaten beschäftigte. Heß hatte Muße, vorläufig auf die „Grabschrift eines Schweizeroffiziers in holländischen Diensten nebst einem Verzeichniß seiner Thaten" zu sinnen:

„Er zog die Wache auf und ab
Und exerzirte das;
Nun liegt er tief im kühlen Grab
Und über ihm wächst Gras*)."

*) Kleine Gemählde S. 104.

Die großen Ereignisse in Frankreich und dem benachbarten Brabant hatten für die Niederlande noch keine direkten Folgen und er konnte den Winter 1790—91 ruhig auf Urlaub in der Schweiz zubringen. Aber nach der Eroberung Belgiens kam die Reihe auch an Holland. Schon im Februar 1793 mußte ein Theil der Schweizer Garde den Haag verlassen. David Heß blieb beim Depot zurück, erhielt aber im Juni zu seiner großen Genugthuung den Auftrag, der holländischen Armee bei Tournay zwei Compagnien Grenadiere zuzuführen. Der Ausgang des unter guten Auspizien unternommenen Feldzuges war kein günstiger; doch hatte Heß die längst erwünschte Gelegenheit, bei Menin und bei Maubeuge in's Feuer zu kommen und den Krieg kennen zu lernen. Im November wurden die Winterquartiere bezogen und die Garden kehrten nach dem Haag zurück. Im nächsten Jahre 1794 hatte das Schweizer Garderegiment ein Feldbataillon zu stellen; der Rest — und darunter auch Heß — blieb im Haag. Der neue Feldzug hatte keinen bessern Erfolg. Die Muthlosigkeit der Truppen nahm überhand und der allgemeine Wunsch gieng nach Frieden. Während die Unterhandlungen über denselben im Gang waren, erhielt Pichegru im Dezember vom Wohlfahrtsausschuß den Befehl zum Angriff. Im Januar 1795 setzten die Franzosen über die Waal, die Engländer zogen ab, der Erbstatthalter schiffte sich nach England ein und schon am 20. Januar hielt Pichegru seinen Einzug in Amsterdam und die batavische Republik wurde aufgerichtet.

Die Lage der Schweizerregimenter war nach der Eroberung des Landes keine beneidenswerthe. Sie wird in einem (französischen) Brief von David Heß an den Vater ungefähr so geschildert: „die Kapitulation, welche Holland mit Frankreich abschloß, machte uns zu Kriegsgefangenen und als solche leisteten wir am 22. Januar dem General Moreau den Eid, nicht mehr gegen die französischen Truppen dienen zu wollen, bis wir ausgewechselt wären, Mann gegen Mann und Grad gegen Grad, oder bis ein anderes Abkommen getroffen würde. Beim Einzug der Franzosen herrschte hier tiefe Niedergeschlagenheit, besonders, als es sich darum handelte, sie bei der Bürgerschaft einzuquartieren. Da diejeni-

gen Häuser, wo holländische oder Schweizeroffiziere wohnten, frei waren, kamen die Hauseigenthümer, welche uns sonst Wohnung mit schwerem Gelde bezahlen lassen, schaarenweise mit der Bitte zu uns, gratis bei ihnen logiren zu wollen. Hätte ich hiervon Gebrauch machen mögen, mir wären ein halbes Dutzend gute Quartiere zur freien Auswahl gestanden." Es folgt dann eine Schilderung der politischen Veränderungen in der Provinz Holland nach französischem Muster und der Requisitionen und Contributionen zum besten der ganz entblößten französischen Armee, sowie ein Lob der verhältnißmäßig guten Aufführung der Sieger — Dank Pichegru, der sich besonders gegen die Schweizer Truppen sehr zuvorkommend erwies. Daß die weitere Existenz der letztern in Frage gestellt war, sah Heß gleich ein. „Ich glaube zwar nicht, daß die Rede davon sein wird, die Schweizer Brigade ganz zu entlassen, da man in den beiden Feldzügen eingesehen hat, daß sie die aufgewandten Kosten wohl werth ist. Aber man wird sie auf gleichen Fuß mit den wohlfeileren nationalen Regimentern zu setzen suchen; dieß würde den Dienst für immer ruiniren und die Hälfte zum Abschied nöthigen. — — Besonders unser Garderegiment, mit höherem Sold, höherem Rang und ausschließlichen Privilegien läuft die Gefahr einer gründlichen Veränderung und bereits soll unter der Hand davon gesprochen werden. — Wenn man uns auch alle unsere Vorrechte hinsichtlich Rang, Sold und Gerichtsbarkeit läßt, so gibt es in unsern Kapitulationen einen sehr bestimmten Artikel, der uns verpflichtet, nicht gegen England zu kämpfen und doch sehen wir wahrscheinlich dem Befehl entgegen, gerade gegen diese Macht Krieg führen zu müssen, da die Allirten kaum Holland in Güte den Franzosen überlassen werden. So würde man einen wesentlichen Artikel dieser Kapitulation umstürzen und uns zudem eine erniedrigende Rolle spielen lassen, wenn wir — was gewiß kein ehrenwerther Offizier thut — ohne Unterschied gegen jedermann dienen müßten. Es ist daher wesentlich für uns, daß man in der Schweiz den ganzen Umfang dieser schwierigen Lage kennt." David Heß legte dem Vater ein selbstverfaßtes Memorial bei, worin er alles kurz zusammengestellt hatte, was den Gesichtspunkt, unter welchem die ganze Lage der

schweizerischen Regimenter zu betrachten sei, klar machen konnte. Der General Heß billige im allgemeinen dieses Aktenstück und der Berner Oberst Grafenried habe dasselbe dem Bericht an seine Landesregierung beigefügt. „In allem, was ich hier sage, leitet mich keineswegs der persönliche Vortheil, da ich um meinen Unterhalt nicht besorgt zu sein brauche. Aber seit dem Kriege, in welchem sich die Tapferkeit und tüchtige Gesinnung unserer Truppen auf wirklich ehrenwerthe Weise entwickelt und bezeugt hat, liegt mir das Interesse des Regimentes wahrhaft am Herzen und ohne deshalb den Dienst zu lieben, der von Tag zu Tag widerwärtiger wird, wünsche ich das Schicksal der Braven in dieser Krise zu theilen, ausgenommen, wenn wir gegen die Allirten zu Felde ziehen mußten, ohne daß die Regierungen unserer Kantone es hindern könnten oder wollten; denn dann würde ich auf die eine oder andere Weise loszukommen suchen und eines schönen Morgens bei Euch in der Schweiz erscheinen. Das Herz blutet mir, wenn ich so viele unserer alten Unteroffiziere, so viele jungen Leute ohne Vermögen und ohne Erwerbsmittel in Gefahr sehe, ihren Lebensunterhalt zu verlieren." Die Generalstaaten erließen im Februar 1795 eine Proklamation an die holländische Armee, wodurch diese von dem Eid gegen den Erbstatthalter entbunden wurde. Jedem Soldaten sollte für die Zukunft die Erlangung der höchsten Offiziersstellen möglich sein. Da diese Proklamation, die auch den Schweizern verlesen werden sollte, in mehreren Punkten den Kapitulationen zuwider lautete, wurden erst die Kantone in Anfrage gesetzt. Unterdessen begann es in der Garde bereits zu gähren, namentlich die welschen Schweizer trugen offen ihre Sympathien für die Franzosen zur Schau und zeigten sich gegen die Offiziere widerspenstig. Unter diesen herrschte nur eine Stimme, der Wunsch, auf ehrenhafte Weise von den Kantonen heimberufen zu werden. Der Schweizer General beauftragte David Heß im März 1795, ein zweites Aktenstück über die Lage zu schreiben. Die Truppen wurden unter französischen Oberbefehl gestellt, alle trugen die nationale Farbe und die Revolutionsabzeichen. Heß dachte täglich an den Abschied, allein er hielt es für seine Pflicht, das

Loos seiner Gefährten zu theilen, immer mit dem Vorbehalt, daß ihnen erspart werde, gegen die Allirten in's Feld ziehen zu müssen.

Bald nachher verbreiteten sich sonderbare Gerüchte über eine demnächst zu erfolgende Aenderung der politischen Verhältnisse. Ein Brief vom 2. April deutete dies dem Vater nur allgemein in einigen deutschen Phrasen an, die eine fast überschwängliche Zuversicht an den Tag legen. Bald verflog die ganze Hoffnung. Am 1. April hatte sich nämlich im Haag der Glaube verbreitet, Preußen und Frankreich hätten zusammen das Schicksal Hollands dahin entschieden, daß die Franzosen gegen eine entsprechende Entschädigung das Land räumen und dann die beiden Mächte den Holländern eine Konstitution geben sollten, mit dem Prinzen von Oranien an der Spitze des Staates. Revolutionäre Bewegungen in mehreren Provinzen zeigten die Aufgeregtheit der Gemüther. Der Basler Friede zwischen Frankreich und Preußen am 5. April belehrte freilich eines Bessern. Das Militär-Comittee gewährte sämmtlichen holländischen Stabsoffizieren 3 Wochen Frist zur Entscheidung, ob sie den Eid auf die neue Verfassung leisten wollten. Die Schweizer Regimenter wurden, mit Ausnahme der Garden, nach Friesland geschickt, um sich dort in Stand zu stellen und ein Gesandter, Mynheer de Witt, nach der Schweiz abgeordnet, um über die Brigade zu unterhandeln. Hievon handelt ein Brief vom 21. April: „einige vermuthen, daß wir als Garde der Staaten in Garnison im Haag bleiben, andere glauben, man werde uns mit Pensionen entlassen und dies wäre uns eigentlich das liebste. Es ist keine Ehre mehr, einem solch gesunkenen Lande zu dienen. Inzwischen läßt man uns für Patrioten gelten, weil wir stets unsern geraden Weg gehen, ohne Partei zu nehmen. Unsre Obern hatten die Schwachheit, die dreifarbige Fahne anzunehmen und das hat Stoff zu vielerlei Vermuthungen gegeben. Der General von Salis, früher Adjutant des Prinzen, spielt eine gemeine Rolle und er ist es namentlich, der unsern General Heß irre führt."

In der Schweiz dagegen und besonders in Zürich war man keineswegs allgemein mit den Ansichten des jungen Offiziers einverstanden, zumal aus Holland entgegengesetzte Rathschläge eintrafen. Ueber diese

Stimmung schreibt Vater Heß dem Sohne. Man sehe, heißt es in dem Brief, lieber, wenn die schweizerischen Truppen, auf welchem Fuße es immer sei, bleiben. Zu Hause habe man für so viele Offiziere und Gemeine in den schwierigen Zeitläufen doch kein Brot. Es solle niemand bei der Heimkehr sagen können: hier sind wir, man hat uns zurückberufen, also verschaffe man uns auch Brot! „Du siehst also — schließt der Vater — daß es nicht viel zu hoffen gibt, um so weniger, als Euer Hauptmann selbst (General Heß) nicht in deinem Ton schreibt, da er sich — scheint's — nicht exponiren will oder darf, klar zu schreiben. Dein eigner Schwager R.*) hat sich bei dieser Gelegenheit in seiner gewohnten stolzen Art ausgedrückt, ob ich ihm gleich gesagt, es sei alles mit Vorwissen des Generals Heß geschehen: man könne keine Rücksicht nehmen auf das, was nur Subalterne hin und wieder schreiben. Dies ist des Hochwohlgebornen eigner Ton."

In der nächsten Zeit rückte die Angelegenheit nicht vorwärts. De Witts Instruktionen giengen auf Bildung einer Brigade von Schweizern und Deutschen mit neuen Kapitulationen und auf die Beibehaltung des Garderegiments. Endlich kam der Friedens- und Allianzvertrag zwischen Frankreich und Holland zu Stande, nach welchem dieses bekanntlich mit den größten Opfern und mit völliger Verzichtleistung auf seine Unabhängigkeit sich Frankreichs Freundschaft erkaufte und im Juli trat die lang erwartete Militärreorganisation in's Leben. Auch das Loos der Schweizer wurde entschieden. David Heß schreibt darüber am 25. Juli: „der Schleier hebt sich, bald wird die Komödie aus sein. Der Schluß ist so, wie man ihn von dem bornirtesten und undankbarsten Volk der Erde erwarten konnte. Unsre Entlassung ist von den Generalstaaten beschlossen und es bedarf nur noch der Einwilligung unserer Regierungen zur Ausführung dieses Dekretes. — — Es heißt, man werde uns am 1. September entlassen. Es ist nicht die Rede von der geringsten Entschädigung für die Invaliden, geschweige für die andern. Man betrachtet uns gänzlich als Miethlinge, die man fortschickt, sobald man sie nicht

*) Reinhard, der nachmalige Landammann der Schweiz.

mehr braucht. Ich hoffe, die Schweiz werde zeigen, daß dem nicht so ist und an den Unionsvertrag erinnern, der uns in dem günstigeren Lichte von Hilfstruppen zeigt. — — Wenn man nicht darauf bestehen will, uns Pensionen zu verschaffen, wird man hoffentlich doch erwirken, daß unsre Entlassung eben so ehrenwerth sei, als es unser Betragen war. Besonders ist ein Punkt zu beachten. Es gibt hier ein ganzes Heer batavischer Offiziere, welche aus Frankreich, wohin sie sich 1787 geflüchtet hatten, zurückgekehrt sind. Diese verlangen Stellen und theilweise ihnen zu Gefallen entläßt man die Schweizer, um eine vierte Brigade zu bilden, für welche genug Offiziere, aber keine Soldaten vorhanden sind. Um dem abzuhelfen, wünscht man die Schweizer Offiziere fortzuschicken, die Soldaten aber zu behalten und in dieses Korps zu stellen. Hoffentlich kommen die Kantone diesem unwürdigen Manöver zuvor" u. s. w.

Der Beschluß, die Schweizer Brigade aufzulösen, wurde von den Generalstaaten am 20. Juli gefaßt und sollte bis Ende August schleunigst durchgeführt werden, „ohne jedoch das gute Verhältniß zu stören, das immer zwischen der Schweiz und Holland geherrscht habe." Dieser Auflösungsbeschluß wurde aber auf unverantwortliche Weise fast auf zwei Jahre hinaus verschleppt, theils durch die Schuld der holländischen Regierung, theils, weil die schweizerischen Behörden nicht energisch genug für ihre Angehörigen, deren „auri sacra fames" von David Heß hart angeklagt wird, auftraten. Schon am 9. September traf von dem holländischen Staatsrath der Befehl ein, das Garderegiment habe — im Widerspruch zu dem Auflösungsbeschluß — zur Vertheidigung des Landes an die Grenze zu marschiren. Umsonst protestirten die Offiziere oder drohten mit ihrer Demission: die Generalstaaten beschlossen, die Schweizer noch bis im Oktober in ihrem Sold zu behalten. Die Regierung von Zürich bat sogar um Aufschub der Entlassung bis zum März 1796, was ihr rundweg abgeschlagen wurde. Würdiger benahm sich Bern, es hob seinen Vertrag mit Holland auf, erklärte, daß es seine Angehörigen allezeit mit größter Bereitwilligkeit wieder in den Schooß des Vaterlandes aufnehmen werde und verwendete sich energisch für die

Interessen seiner Landeskinder. „Es ist sehr leicht — meint Heß — in Zürich eine wohlgepuderte Perücke zu tragen und durch dick und dünn zu beschließen, was man versteht und was man nicht versteht; aber in Holland ist es nicht ebenso leicht, eine schweizerische Uniform zu tragen, ohne zu riskiren, dieses Kleid, das bis jetzt geachtet wurde, zu compromitiren." Den Züricher Offizieren wurde, im grellen Gegensatz zu der schönen Sprache Berns, insinuirt, ihre Leute nicht sehr zur Rückkehr in die Heimat zu drängen.

Mitte Dezembers erhielten die Schweizer Obersten die Anzeige, daß beim Abschied keine Gratifikationen gereicht würden, daß der Heimmarsch durch Frankreich in Abtheilungen von je hundert Mann zu geschehen habe und daß die holländische Regierung entgegen den Kapitulationen weder für Etappen noch für Kranken- Bagagewagen sorgen könne. Die Züricher Regierung kam nun völlig aus dem Koncept und trug dem General Heß auf, die Entlassung jetzt um jeden Preis zu befördern, ohne vorher die finanziellen Punkte festzusetzen. Das neue Jahr kam und noch immer die alte Lage. Die Ursache dieser heillosen Verzögerung lag hauptsächlich auch darin, daß die holländischen Gelder zur Abdankung der Truppen drei Mal von französischen Kommissären zur Abtragung der verschiedenen Rückstände an Frankreich reklamirt wurden. Endlich am 18. Februar 1796 wurde das Garde-Regiment seines Eides entbunden und entlassen, aber unter so ungünstigen Bedingungen, daß von demselben kaum 300 zurückkehrten, denn den Soldaten war freigestellt, in die batavische Armee einzutreten. Die Berner wurden um dieselbe Zeit entlassen, andere Regimenter noch ein volles Jahr in Holland hingehalten.

Seine Mußezeit in Holland benutzte David Heß zu seiner ersten Künstlerarbeit, der „Hollandia regenerata", zwanzig Karikaturen über die holländische Revolution, die verschiedenen Regierungscomittees vorstellend, von Humphries in Kupfer gestochen und nebst französischem, holländischem und englischem Text 1796 in London gedruckt. Diese zwanzig Blätter, die heute zu den größten Seltenheiten gehören, führen mit Witz und Laune und scharfem Hogarthischen Griffel die Zustände in der neuen batavischen Republik vor uud sind weitaus das Beste, was

Heß auf diesem Felde geleistet hat. Freilich fällt ein Theil dieses Lobes dem trefflichen Kupferstecher zu, der seine Vorlage einsichtig behandelte und vielfach verbesserte. David Heß hat eine kurze handschriftliche Entstehungsgeschichte der „Hollandia regenerata", die eigentlich in Folge der vielen Porträte und Anspielungen auf Lokales zunächst bloß für die Holländer verständlich und genießbar war, hinterlassen.

„Die Schweizerregimenter, besonders die Garden, unter welchen ich diente, sollten abgedankt werden. Wir jüngern Leute waren dessen wohl zufrieden, da wir der jetzt herrschenden Partei mit Ehren nicht mehr dienen weder konnten noch wollten, nachdem wir für die nunmehr verdrängte die Waffen geführt. Allein unsere alten Herren, die Obersten und Compagnie-Inhaber, hätten gern ihre einträglichen Stellen behalten mögen und wußten unter allerlei Vorwand die Auflösung zu hintertreiben. Daraus erwuchs ein Mittelzustand, der über ein Jahr dauerte und sehr drückend war, indem wir neben den französischen und neu-batavischen Truppen Garnisonsdienste verrichten mußten und dennoch gewissermaßen Kriegsgefangene waren. Dieser Zustand reizte meine Laune, die ich mitunter in Epigrammen und Karicaturen ausließ und diese dann zuweilen meinem Freunde, dem wegen Kränklichkeit zurückgebliebenen Hofmeister der Söhne des Erbstatthalters, Joh. Friedrich Euler, zeigte. Er hatte seine Freude daran und munterte mich auf, eine Folge von Blättern solcher Art über die Revolution zu zeichnen. Das leuchtete mir ein; ich verschaffte mir den neuen politischen Kalender und entwarf von den darin verzeichneten Regierungsbehörden Spottbilder, wie sie der Zufall mir eingab. Innerhalb weniger Tage waren diese 20 Blätter fertig mit dem kurzen in französischer Sprache abgefaßten Text und belegt mit Bibelsprüchen, die ich mir aus Freund W....'s Koncordanz zu diesem Zweck zusammengesucht hatte. Es sind darin Bildnisse nach dem Leben angebracht, z. B. im Committé Militair (III) der alte, an Seele und Leib verschrobene General Sulliard, im Committé van Buitelandsche Zaaken (XIII) der General Pichegru und de Haehn mit den lahmen Füßen, im Committé de Santé (XV) der Chirurgus Löörs, u. a. m. Als ich Eulern das Heft brachte, wollte er sich halb todt lachen, behielt

dasselbe mehrere Wochen und bot es bei seinen gleichgesinnten Freunden herum, worunter sich viele Mitglieder der abgesetzten Regierung befanden.

Meine Committologie war Wasser auf ihre Mühle; man wünschte, dieselbe in Kupfer gestochen zu sehen. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Im Februar 1796 ward ich eines Abends zum englischen Prediger, dem ehrwürdigen Maclaine, eingeladen und aufgefordert, die „Hollandia" mitzubringen. Hier fand ich einige Herren beisammen, unter denselben auch den mir wohlbekannten Robert Voute, welche die Bilder sogleich in Empfang nahmen, um dieselben am folgenden Tage durch günstige Gelegenheit über Rotterdam nach England zu befördern. R. Voute sandte sie an Peter Labouchère, Sohn eines Tuchhändlers im Haag, den er als Knaben in das große Handlungshaus Hope von Amsterdam versorgt hatte, das sich nun in London befand, und wo Labouchére sich in der Folge ein ungeheures Vermögen erwarb.

Voute schrieb ihm in kurzen kategorischen Zeilen, diese Blätter müßten um jeden Preis in Kupfer gestochen werden; ich fügte in der Eile noch einige Vorschläge und Einleitungen bei und das Paket gieng nach England ab. Bald nachher ward unser Regiment aufgelöst und ich reiste nach der Schweiz. Es war gut, daß ich nicht länger in Holland geblieben war. Die geheime Polizei hatte von meinen Karikaturen Wind bekommen und ich hätte leicht zum Dank dafür, statt nach Hause zurückzukehren, ein paar Jahre auf einer holländischen Festung zubringen können. In Zürich erhielt ich zuweilen Bericht von Labouchère über den Fortgang der Sache, und im Laufe der Verhandlung schlug er vor, daß ich die Hälfte der bedeutenden Kosten dieser Unternehmung tragen helfen und dagegen Antheil an dem Erlös haben solle. Dafür bedankte ich mich und berief mich auf die Erklärung, welche ich noch im Haag darüber von mir gegeben hatte. Inzwischen war das Werk von Humphries gestochen und in London gedruckt worden. Im Frühling 1797 schickte mir Labouchère 200 Exemplare nach Hamburg und trug mir auf, dieselben in Umlauf bringen zu helfen. Ich ließ ein paar Dutzend davon nach der Schweiz kommen und beauftragte meinen Freund Klemens Auff-

m'ordt in Hamburg einige Probe-Exemplare nach Holland einschwärzen zu lassen. Das that er zwar, allein mit so wenig Vorsicht und Sachkenntniß, daß die dortige Regierung davon unterrichtet und die fernere Einfuhr verpönt wurde. Die auch in der Schweiz ausgebrochene Revolution war meinem Bestreben, den Absatz des Werkes zu befördern, sehr hinderlich; jedoch gelang es mir, 97 Exemplare verkaufen zu lassen, worüber ich im Juli 1800 mit Labouchère abrechnete, und dieser, der wahrscheinlich in England auch mehr abgesetzt hatte, als er Anfangs hoffen durfte, war mit meiner unerwarteten Geldsendung so zufrieden, daß er mir den auf dem Kontinent noch vorhandenen Rest von 103 Exemplaren als Eigenthum überließ. Ich verschenkte nun viele derselben an meine Freunde und ehmaligen Waffengefährten, sandte im Jahr 1797 eines dem trefflichen Prinzen Friedrich von Oranien nach Bath, wo er sich damals aufhielt, und überreichte ein anderes seinem ältern Bruder, dem jetzigen König der Niederlande, als dieser mit seiner Gemahlin im September 1803 durch Zürich reiste, vertauschte davon in der Füßlischen Kunsthandlung gegen andere Kunstsachen und habe noch ein paar Dutzend vorräthig.

Der Kupferstecher Humphries, welcher diese Blätter in London radirte, hat dieselben mit sehr viel Einsicht behandelt, viele Zeichnungsfehler verbessert, daneben alles Charakteristische des Originals beibehalten und erhöht, und das ganze nach meinen bloßen Umrissen noch durch Schattirung in Haltung gebracht. In dieser Hinsicht war ich mehr als befriedigt.

Allein der Text, welcher in's Holländische oder Englische hätte übersetzt werden sollen, wurde in französischer Sprache, und zwar voll Fehler, daneben die Bibelsprüche im Holländischen und Englischen gedruckt, wodurch ein buntscheckiges Gemisch von Sprachen entstand, das gegen den ohnehin für solche Flugblätter unpassenden typographischen Luxus, womit das Werk ausgestattet ist, sonderbar absticht" —*).

In der Musik bildete sich Heß weiter aus unter der Leitung des be-

*) In Girtanners Revolutions-Almanach von 1799 ist das 8. 9. 14. 17. 18. und 20. dieser Blätter nachgedruckt worden. —

rühmten Abbé Vogler, mit dem er im Haag befreundet wurde und von 1790—1809 in Korrespondenz stand. Ein Orgelstück Voglers, das charakteristische Melodien verschiedener Nationen zum Ausdruck brachte, begeisterte Heß zu zwei Phantasien: „der Gesang der Bergschotten" in Ossians Manier und „der Abend auf der Hirtenflur" (Abgedr. im Schweitzerischen Museum 1790 S. 61 ff.)*). Seine eigenen Liedercompositionen tragen zumeist einen schwermüthigen Charakter. Er setzte Lieder aus dem „Siegwart", dann Goethe'sche Gedichte, Volkslieder aus der Herder'schen Sammlung, darunter auch „Dursli und Babeli", namentlich aber seine eigenen Poesien in Musik. Manche davon sind im Druck erschienen. Daneben wurde gezeichnet und gemalt und mit seinem Lehrer Heinrich Freudweiler unterhielt er von Holland aus einen regen Briefwechsel.

Die beständigste Begleiterin blieb aber auch hier die Poesie. Sein erster gedruckter poetischer Versuch, unterzeichnet „von einem Schweizeroffizier im Haag", steht im „Schweitzerischen Museum" 1789 S. 872 ff. Es ist eine Elegie, „der Frühling", zarte Töne der Sehnsucht nach dem Vaterland. Heimatliche Lenzbilder umschweben ihn —

„Aber es sind für mich nur Phantome, und keine Freuden,
Die der Frühling nun streut, kränzen mich; ferne bin ich
Von Helvetiens Alpen, am Strande der rollenden Nordsee,
Wo die Natur sich nicht schmückt — leblos bleibet und kalt,
Wo kein Hügel sich hebt, von dessen traulichem Gipfel
Man in's tiefere Thal blicket; traurig und platt
Liegt das ganze Land, das der Fleiß nur den schäumenden Wellen
Mühsam und gierig geraubt und das von der Natur
Nicht als Tochter erkannt, von der Kunst nur sein Dasein erhalten.
Jeden Morgen, wenn nun sich die Sonne erhebt,
Statt vom Vogelgesang erweckt, den Lenz und das Leben
Zu genießen, entruft mich die Trommel dem Schlaf,
Und ich muß in den blinkenden Reihen die Bilder verscheuchen,
Die ein freundlicher Traum mir im Schlummer gezeigt;

*) Eine kleine Erinnerung an den Abbé Vogler steht auch in „Scherz und Ernst" S. 62.



Unter den jungen Blüthen trübt Sehnsucht das Auge mit Gram mir,
Daß der Frühling mir nicht Freude bringet, daß fern
Von den Alpen das Leben mir langsam und trübe dahinzieht,
Wie ein einsamer Quell, der im Sande verrinnt."

Hier entstanden auch „der Zapfenstreich", ein Soldatenlied, das in Brünings Melodie ein einst viel gesungenes Volkslied war; ferner „das Gefecht bei Landrecies", „an die Schweizergarde" (gedr. in Girtanners Revolutionsalmanach 1795); „der Trauerpsalm eines Holländers im Januar 1795" (ebendaselbst 1800). Andere Erzeugnisse dieser Zeit sind in die „kleinen Gemählde" aufgenommen, so die gelungene „holländische Originalidylle" S. 141.

Auch einige wichtige Bekanntschaften fallen in diese Periode. David Heß war 1788 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, die sich durch Schwermuth zu verzehren drohte, nach Pyrmont gegangen und hatte dort seinen berühmten Landsmann J. G. Zimmermann kennen gelernt, der ihm ein väterlicher Freund wurde. Wenn auch nicht durch Briefe, blieben die beiden bis zu Zimmermanns Tod in beständiger Berührung. „Die Eitelkeit, die in Zimmermann's Schriften überall durchblickt — äußerte Heß später gegen Hegner — fiel in mündlichen Mittheilungen ganz weg." Noch erfreulicher war ihm die Freundschaft mit dem seinem weichem Naturell verwandten J. G. Salis-Seewis, mit welchem er in Amsterdam zusammentraf und der in Paris häufig im Hause Schweizers verkehrte. Salis, seit 1779 in der französischen Schweizergarde, unternahm 1789 auf 90 eine Reise durch die Niederlande und Deutschland. Beim Abschied, am 19. Januar 1790 richtete er folgendes Gedicht an Heß:

„Freund! der bei des Busches Eichen
Lieber denkt, vom Mond erhellt,
Als sich zu den flitterreichen
Eiteln Höflingspuppen stellt,
Der das Bild geharn'schter braver
Alter Schweizer höher hält,
Als der heutigen Bataver
Panzerhelden auf dem Geld,

XXXII

Stunden, deiner würdig, warten
Dein auf Zürichs Hirtenflur
Ihre Auen sind ein Garten
Für den Liebling der Natur.
Und das bist du; Hochgefühle
Gab sie dir und Dichtungskraft,
Lehrte dich beim Saitenspiele
Töne sanfter Leidenschaft.

Bilder, voll von Geist und Leben,
Quellen auch aus deinem Stift,
Den die Thoren selbst erheben,
Arglos, da sein Spott sie trifft.
Lieber mir, wann er mir düster
Hellt der Todten Ruhestatt,
Ihrer Linden Laubgeflüster
Ahnden läßt auf stillem Blatt.*)

Aber sieh! Die Zukunft haltet
Mir auch andre Bilder vor:
Sieh! ein Mädchen schlank gestaltet
Schimmert durch des Schleiers Flor,
Eilet sanft mit holder Scheue
Auf den besten Jüngling zu,
Lohnt die Tugend nur durch Treue;
Und der Jüngling, Freund, bist du!

O, was wirst du dann empfinden,
Tönt bei Nacht, im Schattengang
In den hohen Limmatlinden
Einer Nachtigall Gesang!
Liebe, die den Winterwiesen
Und der Haide Blumen leiht,
Leiht auch Erden = Paradiesen**)
Schon des Himmels Seligkeit.

---

*) Bezieht sich auf eine von Heß verfertigte Zeichnung eines Kirchhofs. S. „kleine Gemählde" S. 16.

**) Nicht: „auf Erden Paradiesen", wie im Schweitzerischen Museum 1789, S. 877 steht.



Wonne wird dein Herz erheben,
Wandelst du im Erlenthal,
Oder bei des Hügels Reben
In der Sonne Scheidestrahl;
Wenn auf Schneegebürgen milder
Rosenfarbner Schimmer ruht,
Dunkler, purpurn ihre Bilder
Strahlen in des Sees Fluth.

Wo des Nebels matter Flügel
Nicht auf flache Sümpfe sinkt
Und am grünen Tannenhügel
Klarer Quellen Füll' entspringt,
Wo in deines Gartens Linden
Reine, heitre Lüfte weh'n:
Werd' ich, Bester, einst dich finden.
Lebe wohl! — Auf Wiederseh'n!"

In den zwanziger Jahren wurde die alte Freundschaft wieder aufgefrischt; Salis weilte 1822 im Beckenhof und sandte dem Freund drei Jahre später in's Bad Pfäfers ein anderes Gedicht „Vertrauen", das mit den Worten anhebt:

„Kennst du das freundliche, milde Licht,
Das rein aus kindlichen Blicken bricht?
Es ist das stille Vertrauen.
Sein Auge, lauter wie Morgenthau
In dunkler Klarheit, in heiterem Blau,
Läßt tief in die Seele sich schauen."

Ebenso legte er Stammbuchverse für die Tochter Marie bei, sowie ein „Sonett, am 30. Jahrestage nach dem Tode meiner Mutter." Am 8. Februar 1834 zeigte Ursina von Salis-Seewis, geb. von Pestalozzi dem Freunde den Tod ihres edlen Gatten an.

David Heß durfte über Paris heimreisen. Er that es mit gemischten Gefühlen: mit Freude über die endliche Erlösung, mit Schmerz über neun Jahr verlorner Zeit in einem ihm völlig widerstrebenden Berufe, dabei aber herzlich dankbar, daß die Schweizer Truppen nicht genöthigt worden waren, eine unwürdige Rolle zu spielen. Gegen die Franzosen

nahm er einen unversöhnlichen Haß mit nach Hause. Sein Herz schlug einem neuen Leben entgegen.

Wenige Fragmente aus seinem Reisetagebuche von 1796 hat er in seine „Kleine Gemählde“ S. 222 ff. aufgenommen. Er besuchte in Paris die traurigen Orte, wo am 10. August 1792 die Schweizergarde ein Opfer ihrer Treue geworden, wo das Haupt Ludwigs XVI. unter dem Henkerbeil gefallen. Von da — erzählt er — begab er sich in Büffons Naturaliensammlung, wo ihm neben den seltensten Vögeln eine gemeine inländische, aber sorgfältig ausgestopfte Drossel vorgewiesen wurde. „**Grive, tirée par Louis seize**“ las er auf einer angehefteten Karte und staunte über französische Konsequenz. In den Bildergalerien störte ihn beständig der Gedanke, daß alle die Herrlichkeit zusammengeschleppter Raub sei. Damals besuchte er auch täglich seine liebe Cousine Magdalene Schweizer (siehe S. 128), die aus dem großen Schiffbruch des Lebens sich in ihre stille Wohnung im Faubourg Poissonière zurückgezogen hatte und geduldig auf die Rückkehr ihres geliebten Mannes aus Amerika harrte.

Dann kehrte der junge Hauptmann nach Zürich zurück und spann sich, seiner comtemplativen Natur folgend, auf dem einsamen Beckenhofe völlig ein. Er setzte hier seine literarischen und künstlerischen Studien fort und war, wenn nicht seine reizbaren Nerven Störung und Ermattung verursachten, unablässig beschäftigt. Einer öffentlichen Stelle im Staate gieng er ängstlich aus dem Wege und doch hat er das Gefühl einer Existenz ohne bestimmte Thätigkeit niemals überwunden. „Ruhe vor dem Alter — sagt er in einem Denkspruch — scheint nur im allzu stürmischen Gewühl des Lebens wünschenswerth. Der Jüngling sehnt sich oft nach ihr; sie wird ihm aber bald lästig und sein Wesen erfordert Bewegung.“ Er wünschte ganz seinen schriftstellerischen Neigungen zu leben. „Ich harre von einem Tage zum andern — schreibt er um diese Zeit in sein Tagebuch — ob er nicht wiederkehren wird, der Genius; harre und warte vergebens und sitze im Dunkel einer geschlossenen Phantasie ohne Laut des innern Lebens.“ Noch einmal mußte er das verhaßte Soldatenkleid anziehen, als die wichtigen Ereignisse im Westen

auch die Geschicke des Vaterlandes immer näher berührten und in diesem einen völligen Umsturz herbeiführen sollten.

Als im Januar 1798 die Berner Regierung von Zürich Hülfe begehrte, um den Einmarsch der Franzosen zu verhindern, wurde Heß als Hauptmann einer Freikompagnie abgesandt. Sechs Wochen lag man im Felde, da aber die Revolution schon zu weit um sich gegriffen hatte, als daß von einem ernstlichen Widerstand gegen Frankreich die Rede hätte sein können, mußten sich die Züricher Truppen eine kränkende Kapitulation gefallen lassen und er traf am 11. März wieder im väterlichen Hause ein mit dem Gefühl, „daß Verrätherei, Feigheit und Dummheit diese Tage der Schande verschuldet habe."

Vater und Sohn saßen sich stumm gegenüber. Jener war in der leidvollen Einsamkeit reizbar und heftig geworden. Beide liebten sich innig, aber ihre Sprache war eine verschiedene und so lebte man dahin, bis endlich der Vater das Schweigen brach und dem Sohn seinen Willen kund gab, er möge ihm eine Schwiegertochter in das verödete Haus führen und dabei ganz der Neigung des Herzens sich überlassen.

Salis hatte „das Mädchen, schlank gestaltet" mit prophetischem Dichterblick vorausgesehen und David Heß im Geheimen längst gewählt. Anna Hirzel, eine Stiefschwester Heinrich Hirzels, des Verfassers von „Eugenias Briefe," ein sanftes schönes Mädchen, war die Erkorene. Der 16. Mai 1799 verband die Glücklichen. In der freundlichen Kirche des benachbarten Dorfes Weiningen, wo Nettchen (Annette) getauft worden war, wurde das Paar von dem Bruder der Braut in der Stille eingesegnet — der Bräutigam trug bei dieser Ceremonie einen gewendeten Rock — und die Neuvermählten fuhren nachher allein und selig bewegt durch die blühende Mailandschaft nach Suhr bei Aarau in ein ländliches Wirthshaus, um dort ihre geräuschlose Hochzeitsfeier, einem früheren Gelübde gemäß, zu halten. Heiße Wünsche sandte David Heß in den noch erhaltenen Aufzeichnungen über diesen Tag zum Himmel und erflehte dessen besten Segen auf das geliebte Weib herab und sah zum ersten Male frei und heiter in die Zukunft, die in ihrem Schooße so großes Leid für den Edeln barg.

Vorboten desselben waren die großen Begebenheiten des Jahres 1799 und die junge Wirthschaft wurde auf's grausamste aus den ersten Tage der Liebe aufgeschreckt. Der Beckenhof wurde auf eine Weile ein Schauplatz welthistorischer Ereignisse; zu seinen Füßen wurden drunten im Limmatthal die beiden Schlachten von Zürich geschlagen und die Generalität von drei Armeen verfolgte von dem Heß'schen Landsitz aus den Gang der Dinge. Man weiß, wie damals der Krieg Frankreichs gegen Oestreich, Rußland und England auch die Schweiz in ihren Grundfesten erschütterte. Vom Po bis zum Main sollte Oestreich auf einer Linie angegriffen werden und Massenas Armee in der Schweiz bildete ein wichtiges Glied dieser gewaltigen Kette. Aber mit den Siegen des Erzherzogs Karl und Hotzes in Süddeutschland trat eine Wendung ein; die Franzosen wurden in die Schweiz zurückgedrängt und die verfolgenden Oestreicher hätten den Feind zwingen können, auch diese Stellung preiszugeben, wären sie nicht beständig durch den Hofkriegsrath in Wien gelähmt worden. Am 3. und 4. Juni wurde die erste Schlacht bei Zürich geschlagen. Aber das französische Heer behauptete unter Massenas umsichtiger Leitung hinter der Limmat und dem Albis eine feste Position. Die Uneinigkeit der verbündeten Mächte verstärkte diese. Ein Theil der östreichischen Armee verließ die Schweiz und das russische Heer unter Korsakow, der umsonst auf Suwarow gerechnet hatte, wurde am 24. und 25. September in der zweiten Schlacht bei Zürich auf's Haupt geschlagen.

Heß hat zu allen Zeiten seines Lebens ein umständliches Tagebuch geführt, das leider nach seinem Tod vernichtet werden mußte. Einige Fragmente aus dieser wichtigen Zeit sind glücklich gerettet geblieben und mögen hier im Auszug Platz finden*).

„Montag 19. Mai. Heute ist der erste Tag, da wir als Mann und Frau zu Hause zubringen und da kommt uns schon wieder Einquartierung auf den Hals. Welche Flitterwochen! Das große ansehnliche Haus lockt jeden an, besonders die Leute mit den gestickten Aufschlägen; da kommen sie, nisten sich ein und thun, als wären sie daheim. Da ist

*) Im Basler Nachlaß.

kein Plätzchen im Haus oder im Gut, wo ich einen Augenblick mit meinem jungen Weibchen ruhig allein sein könnte. Jede Minute werd' ich gerufen, weil ein Franzos etwas will; überall trifft man Franzosen an und kann keinen Schritt thun, ohne auf einen zu stoßen." Am 24. Mai bezog der verhaßte Tarreau, welcher die französische Avantgarde commandirte, sein Hauptquartier im Beckenhof. „Auf einmal wird die reinliche, sonst nur zu stille Wohnung in ein wildes, wüstes Wirthshaus verwandelt; meine Frau, mein Vater und ich essen in unserm Zimmer am Katzentischchen, indeß ein Rudel bacchantischer Gesellen drüben unsern Braten frißt und unsern Wein aussauft und das Bedientenpack umherläuft, tanzt, trällert und pfeift. Dieß Leben wäre unausstehlich, wenn nicht die Hoffnung immer lebendiger würde, daß die Franzosen der drängenden Uebermacht der Deutschen bald werden weichen müssen. Die Beschränktheit unserer jetzigen Einrichtung bringt mein schüchternes Nettchen meinem Vater etwas näher." Ende Mai zog das französische Hauptquartier ab, nur zwei unverschämte Husaren blieben im Heß'schen Hause als Sauvegarde zurück. Die Oestreicher rückten wieder siegreich vor. — „Montag 3. Juni. Heut den ganzen Tag war alles rings um die Stadt her im Feuer, ein allgemeines Plänkeln, das am frühen Morgen anfieng und erst mit einbrechender Nacht aufhörte. Es gilt nun Ernst und die Oestreicher kommen immer näher und näher. Alles ist voll gespannter Erwartung." — „4. Juni. Warmes, schönes, helles Frühlingswetter; gut Wetter zum Schlagen, gut Wetter auf die Reise für die Franzosen! Da knallt es rings umher, als sollte alles drunter und drüber gehen; immer kommt das Getümmel der Stadt näher. Man schlägt an der Hottingerseite bis an die Thore, die Kanonen spielen von den Wällen und die Hartnäckigkeit der Franzosen macht den Oestreichern jeden Schritt streitig. Da gehen wir von einem Fenster zum andern und schauen und können nicht begreifen, daß das fürchterliche Spiel noch kein Ende nimmt. Nettchen ist ruhig und gefaßt."

Am Nachmittag dieses 4. Juni war Heß mit zwei französischen Grenadieroffizieren zu den Batterien hinaus gegangen, denen sich die Oestreicher beträchtlich genähert hatten. Da bereits Kugeln hereinflogen,

eilte er heim. Hier hatte unterdessen eine sechspfündige Kanonenkugel ein Loch durch das Dach geschlagen und war zwischen seiner jungen Gattin und der alten Marguerite auf den Söller, von wo diese in die Ebene hinausspähten, niedergefallen, wunderbarerweise, ohne jemanden zu verletzen. Das Geschoß wurde seitdem als ein Heiligthum in einem seidenen Netze aufbewahrt. „Wenn einst der Himmel uns mit Kindern segnet und wir an einem stillen Winterabend traulich beisammen sitzen und die Kleinen ihre Mutter schon mit Ueberlegung lieben und sie bei dem Gedanken, daß sie so unglücklich hätte werden können, noch herzlicher zu lieben vermögen, will ich ihnen diese Geschichte so erzählen, wie sie da aufgeschrieben steht." Und nun folgt im Tagebuch die kleine Erzählung „die Kanonenkugel" (abgedruckt in den „kleinen Gemählden" S. 235 ff.*), welche das Ereigniß des merkwürdigen Tages im Gewande von Dichtung und Wahrheit wiedergibt.

Am 6. Juni verließen die überall geschlagenen Franzosen die Stadt. „Ich wünschte ihnen Heil und Segen, wenn sie nur giengen, um nimmermehr zu kommen. Das laute Volk schwänzelte mausstill vorüber. Bald nachher rufen sie unten: kommt, seht! und da reitet straßeneinwärts gegen die Stadt eine östreichische Patrouille. Herab mit dem Malzeichen des Thiers, mit der dreifarbigen Cocarde und die Erretter fröhlich bewillkommt! O wie athmeten wir auf! Befreit von den Franzosen und das so ruhig, ohne gewaltsame Schläge! Es kamen und giengen östreichische Offiziere. Gegen 10 Uhr kündigte man uns den Fürst von Rosenberg, Commandanten der Avantgarde, zur Einquartierung an. Es war ein Rausch der Freude, als sie bei uns einzogen. Welch ein sonderbarer Kontrast dieser schönen, saubern, höflichen Leute, der schönen muthigen Pferde und der befreundeten Sprache und Mundart gegen die lumpigen Franzosen, gegen Tarreaus unverschämtes Gefolge und seiner Infanterie zerfetztes Aussehen! Jetzt erfuhren wir erst, welche Gefahr uns bedroht hatte: die Redouten hätten Tags zuvor schon ge-

*) Mit einer hübschen Vignette: die Kanonenkugel liegt in einem Schwalbennestchen, die darauf stehende Schwalbe empfängt das herzufliegende Männchen. Heß schrieb die Erzählung am 14. Oktober nieder.



stürmt werden sollen, die Befehle dazu waren schon ausgetheilt; nur eine einzige Colonne hatte durch ein Mißverständniß den Befehl zu spät erhalten und setzte sich also auch zu spät in Bewegung. Wie der Erzherzog das bemerkte, ließ er, um die Sache nicht halb auszuführen, alles wieder zurücktreten und verschob den ganzen allgemeinen Angriff auf heute. Dieser Plan ward — man sagt durch den Müller an der Glattbrücke — den Franzosen verrathen, die sich nicht mehr stark genug fanden, den Sturm auszuhalten und also ganz stille zu unserm großen Glück den Fleck räumten, ohne den Angriff abzuwarten. Wie die ersten östreichischen Patrouillen sich den Batterien näherten, fanden sie dieselben verlassen; es gieng erst eine Weile an's Rekognosciren, um zu sehen, ob keine Hinterlist, kein Betrug vorhanden sei und so hatten die Franzosen genug Zeit, sich in die Stadt zu ziehen und ihre Maßregeln zum Rückzug zu nehmen. Die Stadt ward von allen Seiten geschlossen, ausgenommen auf der Dietikonseite; einige Kanoniere blieben bei den Stücken auf den Wällen, um den Oestreichern den Einzug zu wehren, bis der Rückzug vollendet war und so löste sich der Knoten nach und nach. — — Es ward ein ordentliches Mittagessen so gut als möglich in der Eile zusammengestoppelt, wozu dem Fürst Rosenberg zu Ehren ein armer, magerer Welschhahn geschlachtet wurde, der aber die Spuren der bösen Zeit noch deutlich auf den dünnen Rippen trug; und dem Artillerie-Offizier, der zwei Tage zuvor seine Kanonen auf die Redouten gerichtet und uns vermuthlich die schreckliche Kugel zugesandt hatte, ward diese harte Nuß auf einem Teller präsentirt, die ich ihm aber nicht gelassen hätte, wenn er sie auch hätte fressen wollen. Es ward fröhlich willkomm getrunken, die Augen der hübschen jungen Leute funkelten freundlich zu meinem Nettchen herüber und unser Herz war voll Freude und Hoffnung."

Im übrigen hielt der abziehende Massena gute Ordnung und ließ der Stadt, die französische Plünderung befürchtete, nichts Feindliches widerfahren. Der Erzherzog wartete indessen ruhig im Hauptquartier zu Kloten ab, wie die Franzosen sich unordentlich auf dem Sihlfelde sammelten und nach und nach gegen Altstetten hinabzogen. Nach 3 Uhr rückten die Oestreicher förmlich in Zürich ein, besetzten die Thore und

schlugen auf dem von dem Feind verlassenen Sihlfeld ihr Lager auf. In der Stadt athmete alles freudig auf. Die Franzosen wichen bis Dietikon zurück, dann kehrten sie um und marschirten bis hinter Altstetten und Albisrieden vor. Nachts sah man die Wachtfeuer beider Heere leuchten und so den ganzen Sommer hindurch. So gut die Oestreicher disciplinirt waren, geschahen den ersten Abend dennoch mehrere Excesse. Wo Würste, Speck und Wein zu wittern waren, mußten Patrioten wohnen, welche wohl ein wenig mitgenommen werden durften. — Fürst Rosenberg bewilligte der Gemeinde Unterstraß auf Ansuchen von Heß eine genügende Sicherheits-Wache. Samstags 8. Juni. Besuch im östreichischen Lager. Alles wohl gesittet. Die Offiziere bewirtheten die Bürger in ihren Laubhütten mit ungarischem Wein und ließen zur Unterhaltung der Züricher Frauen die türkische Musik spielen. Abends ein Geplänkel auf der ganzen Linie längs des Albis. Der Fürst Rosenberg hatte seine Vorposten weiter ausdehnen wollen, aber zu wenig Leute ausgeschickt. Die Franzosen hatten bereits ihre Stellung am Albis befestigt.

Während des Juli bleibt die Situation dieselbe. — Von allen Seiten treffen inzwischen alte Waffenkameraden von Heß ein, vor allen sein lieber Freund St. George aus der Waadt, nachmaliger Legationssekretär bei dem englischen Gesandten Wikham. „Aus jeder Straßenecke kommt einer gegangen, umarmt mich und theilt mir seine Pläne, seine Hoffnungen mit. Dort geht zitternd und gebückt vor Alter und Kummer ein ehrwürdiger Greis, dessen feuriger Blick und hohe Gesichtsbildung noch mehr Ehrfurcht einflößen, als der glänzende Stern auf seiner Brust. Es ist der Schultheiß Steiger von Bern, der die Seele der versammelten Schweizer ist, der alle Hoffnungen auf bessere Zukunft in sich vereinigt und mit seinem schwachen Greisenodem alles belebt, was sich ihm nähert.“ Eine Musterkarte aller Uniformen der Coalition treibt sich lebendig herum. Der Schützenplatz ist an Sonn- und Donnerstagen so voll wie der Wiener Prater. Die Franzosen haben vom Ütli herab das Zusehen, „wie auf der Promenade getanzt wird und sich ein Kreis blühender Mädchen und Frauen um den Erzherzog bildet, der an Gesellschaftstagen gern ein paar Abendstunden in dieser kleinen glänzenden

Welt zubringt.“ Jeden Montag ist Ball und die graziöse Gestalt Nettchens wird oft am Arm eines östreichischen Offiziers erblickt. Alle Welt strömt nach dem Beckenhof, von wo aus sich das ganze Lagerschauspiel auf dem Sihlfeld darbietet. Vater Heß ist oft übler Laune, da die Kriegsmaschine in Folge der Intriguen am Wiener Hof und der Dispositionen des Hofkriegsrathes still zu stehen scheint.

„Mittwoch 14. August. Mit Tagesanbruch weckte uns Kanonendonner. Gegen halb 7 hält vor dem Portal die bekannte „Wurst“ mit den vier Schimmeln, der Erzherzog springt mit Colloredo und seinem Vetter ab und hinunter in den Garten, der Affaire zuzusehen. Mein Vater flugs hintendrein, holt ihn hinauf und öffnet ihm die Altane. Endlich kann ich doch den großen Mann ungestört ganz in der Nähe sehen und sprechen hören. Eine kleine, schmächtige Figur in einfacher Generalsuniform ohne Ordenszeichen. Eine hohe Stirne, unter welcher die Habsburger Nase gewölbt hervorspringt. Der Mund sehr groß, das Kinn spitz. Die Backenknochen stark gezeichnet, die Stimme hell, der Blick ruhig und nur zuweilen feurig. Nachdem er eine geraume Zeit dem Plänkeln zugesehen hatte, sagte er: „je ne conçois pas, ceque les Français ont voulu, ce n'est qu'une pétarade!“ Dann langen noch einige 40 Offiziere an; Ordonnanzen holen Befehle. Bunte Scene. „Bald darauf kommt Wikhams Wagen in den Hof gefahren, ein Mann in braunem Ueberrock steigt aus, kommt die Treppe hinauf, ich geh' ihm entgegen, starre ihn an und — nein! ich irre nicht — es ist der General Pichegru (holländischen Angedenkens leibhaftig*). Führt denn das wunderbare Ungefähr aus allen Ecken Leute hier zusammen, die Hauptrollen im großen Wettstreit führen? Kaum von meinem Erstaunen gefaßt, geh' ich ihn beim Herzog zu melden, der ihn ohne Zweifel erwartet. Der Herzog fragt mich verwundert, ob ich mich nicht irre und da ich ihn des Gegentheils versichere, begehrt er, mit Pichegru in ein

*) Der einstige General des Convents war 1797 als royalistischer Verschwörer nach Cayenne deportirt worden; auf abenteuerliche Weise hatte er sich nach England retten können und suchte nun Anschluß an die östreichisch-russische Armee. Sein tragischer Ausgang ist bekannt.

besonderes Zimmer geführt zu werden. Wie ich den General davon benachrichtige, scheint er betroffen; indeß schließen sich beide ein und unterreden sich beinahe eine Stunde zusammen. Es fand sich, daß Pichegru mit Wikham im tiefsten Incognito nach Schaffhausen reisen sollte, am allerwenigsten vom Erzherzog wollte gesehen werden und so durch meine Voreiligkeit verrathen ward. Wie ein Lauffeuer gieng es von Mund zu Mund: Pichegru ist da! Jedermann wollte den berühmten Mann sehen, aber Pichegru blieb still und ruhig in unserer Wohnstube und kam nur hervor, als die Affaire vorbei war und der Erzherzog gegen 12 Uhr mit seinem Gefolge wieder nach Kloten zurückkehrte. Ich bat ihn aufrichtig um Verzeihung, daß ich ihm, ohne es zu wollen, einen schlimmen Streich gespielt hatte; er schien es nicht übel genommen zu haben und reiste bald nachher mit Wikham und St. George weiter." Nachmittags geht man auf die Vorposten hinaus, wo den ganzen Morgen geschlagen wurde. Todte und Verwundete werden hereingetragen. Die Franzosen haben sich der Anhöhe des „Galgens" bemächtigt. Als das Resultat der heutigen Balgerei notirt sich Heß die Verse:

„Heute schlugen die Franken den ganzen Tag sich wie Löwen,
Muthig stürzten sie sich von den Bergen herab;
Jetzt, nachdem sie den „Galgen" erobert, verschnaufen sie wieder,
Denn sie haben nun auch, was sie verdienen, erlangt."

Am 17. August zog sich der größte Theil der östreichischen Armee mit der russischen, die endlich angekommen war, nach Klingnau und Tettingen hinab, um über Wasser zu setzen und die Hauptposition der Franzosen zu umgehen. Die ganze Unternehmung mißlang. „Sonntag 18. August geh' ich Abends mit meiner Frau aus und wie wir vor den Hof kommen, reitet ein Männchen vorbei in einem blauen Hemd, mit einem großen Bart, und das ist weiß Gott ein Kosak, deren einige tausend auf Befehl des russischen Kaisers tausend Stunden weit von hier aufgesessen sind, um nach der Schweiz zu reiten und das französische Ungeziefer fortzutreiben, weil die Schweiz schläft, die Mücken sich nicht selbst verjagen kann und also des Bären bedarf, der die Mücken wohl todt schlagen wird. — Daß Gott erbarm'!" — Montags 19. August wird dem russischen Lager, das bei Seebach steht, ein Besuch abgestattet.

Zunächst stößt man auf dasjenige der Kosaken, das war, als ob man sich in eine tartarische Steppe verirrt hätte. Alles trägt ein wildfremdes Aussehen. Auf einer Wiese grasen die Pferde, einzelne Kosaken mit langen Lanzen bewachen sie. Nebenan befindet sich ihr Lager. Die bärtigen Kerls in braunen und blauen Hemden und Plumphosen haben ein sonderbares Aussehen, sie sind über die Maßen schmutzig. Die Offiziere sind etwas besser gekleidet. Die niedrigen, in der Eile geflochtenen Hüttchen von Weiden und Strauchwerk, in denen die Kosaken campiren, sehen aus wie Hundeställe; oben an denselben sind kleine Heiligenbilder von Blech angebracht, denen sie große Ehrfurcht erweisen und die nicht berührt werden dürfen. Die Infanterie sieht preußisch aus, aber mager, hungrig, mitleiderregend. Ihre Zelte sind gut, von weißem Tuch und grün eingefaßt. Sie erhalten den elenden Sold von zwei Kreuzern täglich und schimmeliges Brot, das wie Torf aussieht und da sie davon nicht leben können, stehlen sie ungescheut am hellen Tage, was auf den Feldern und Bäumen wächst und essen alles ungekocht und unreif. Die Kosaken schlagen mit ihren Lanzen die Aeste herunter, graben Kartoffeln aus und verschlingen die Nüsse sammt den Schalen und Hülsen, gleicherweise Seife, Talgkerzen, kurz, was sich im Maul zermalmen läßt. Wo sie durchkommen, sieht's aus, wie wenn Heuschrecken über das Land gefahren wären. —

Nach Suwarows glänzenden Siegen in Italien sollten die Russen nun auch in der Schweiz einen Meisterstreich machen. Allein Korsakow entsprach den Erwartungen, die man auf ihn gesetzt hatte, nicht.

Am 24. sollte bei Uznach angegriffen werden; Korsakow war mit seiner ganzen Armee zum östreichischen General Jelachich gestoßen, wollte aber, nachdem er die Position der Franzosen im Gebirge angesehen, nicht anbeißen; nach langem Hin- und Herhadern bezog er sein voriges Lager wieder. Aus Deutschland kamen schlechte Nachrichten; die Franzosen sollten an verschiedenen Orten bereits über den Rhein gedrungen sein. Der Erzherzog zog ab und am 30. August waren die Oestreicher ganz weg und mit ihnen die Fröhlichkeit und das öffentliche Zutrauen. Die Russen stehlen in der Stadt herum, was sie erhaschen können, die Ko-

saken reiten jeden Morgen in die Metzg, spießen das erste beste Stück Fleisch an die Lanze und jagen davon. Die Offiziere wollen mit ihrer hölzernen Galanterie den Züricher Mädchen auch nicht einleuchten. Das Beste wäre, sie würden bald vorwärts rücken, die Franzosen verjagen und die Schweiz im Frieden lassen.

Im September nahm der englische Gesandte Wikham vorübergehend Quartier im Beckenhofe, ebenso Madame Wikham und das Haus wurde wieder voll wie ein Storchennest. Die einsamen, ewig unbewohnten Säle des Hauses wurden geöffnet und von der Altane schaute man fleißig hinüber in's Sihlfeld, wo die Russen manöverirten und sich besonders darin übten, mit gewaltigem Geheul die Bajonette zu fällen. Diesem Schauspiel blickten auch die Franzosen von ihrem Luginsland auf den Höhen des Uto zu und konnten sich einen Begriff davon machen, wie sie gespießt werden sollten*).

Noch war aber das Schlimmste nicht überstanden, denn nun erfolgte am 25. und 26. September die zweite unglückliche Schlacht bei Zürich. Das folgende Memoire von David Heß darf den Anspruch auf ein bedeutendes historisches Dokument machen**).

„Die Tage des Schreckens."
Mittwoch und Donnerstag
25. und 26. September 1799.

Schon seit vierzehn Tagen hieß es: bald muß es endlich etwas Neues geben. Die Armeen werden nicht ewig so unthätig vor einander über stehen bleiben. Die Oestreicher, die nicht anbeißen wollten, sind abgezogen, die Russen haben keine hemmenden Vorschriften von ihrem Hof wie jene, der englische Gesandte, der immer vorwärts möchte, hat direkten Einfluß auf sie; endlich müssen sie doch zeigen, daß sie da sind,

*) Man halte dazu eine ähnliche Schilderung in der „Rose von Jericho" S. 124.

**) Auszüge daraus wurden gedruckt in der „Schweiz", illustr. Zeitschrift 1865 VIII. Jahrgang S. 28 ff. unter der Ueberschrift „die Russen an der Limmat im Jahre 1799."



müssen sich auch ihren Theil Ruhm erwerben, wie ihre Brüder in Italien unter Suwarow. Lord Mulgrave hatte Wikham geschrieben, daß Suwarow den 14ten in Eürol (Airolo) eintreffen und über den Gotthard sich mit der Armee in der Schweiz vereinigen würde, um einen Hauptschlag zu bewürken. St. George, der mir immer über alles, was geschehen sollte, Winke gab, hatte mich auch von einem wohl combinirten Angriff benachrichtigt, der erster Tagen von allen Seiten auf die Franzosen geschehen sollte — alles war voll der größten Erwartung.

Dienstag Abends kam Wikham, dessen Gesicht immer der Barometer der Geschäfte ist, fröhlich heim. Morgen, sagte er bei Tisch, geb' ich der russischen Generalität ein großes Gastmahl und übermorgen, fuhr er lächelnd fort, werden Sie früh aufgeweckt werden und etwas hören. Wir legten uns ruhig schlafen, sanft eingewiegt von dem Gedanken, daß endlich einmal die Armeen vorwärts rücken und uns wieder frei athmen lassen würden.

Am Mittwoch, Morgens um 6 Uhr ungefähr, erwachte ich von einigen Kanonenschüssen, die ziemlich weit von der Limmat herauf tönten. Bald nachher fielen mehrere. Sollte es heute schon anfangen? — sagte ich zu Nettchen, das schon verschiedene Schüsse früher als ich gehört hatte, und unser Wunsch für den glücklichen Ausgang der Sache war Gebet. Daß aber das Schießen von der Limmat herauf kam und nicht auf allen Vorposten zu hören war, kam mir sonderbar vor und da Wikham Abends zuvor so bestimmt gesagt hatte, der Angriff werde den 26ten geschehen, er, der es durchaus wissen mußte und seine Mahlzeit auf heut' eingerichtet hatte: so stieg der Gedanke in mir auf, die Franzosen könnten das Prävenire gespielt haben, die feinen Füchse! Es war ein dicker Nebel, man konnte nichts sehen.

Alles war im Haus bald wacker. Wikham ließ sich gegen seine Gewohnheit das Frühstück in's Zimmer bringen und ritt sogleich nachher gegen Höngg, indeß St. George, der fast die ganze Nacht aufgeblieben war, noch an Depeschen arbeitete. Das Feuer ward bald heftiger und fieng auch auf der Wollishofer Seite an. Der Nebel vertheilte sich ein wenig, man konnte die Russen in den Weinbergen der

Enge unterscheiden und an dem Hin= und Herwallen des Rauchs den Gang des Waffenglücks beobachten, das immer zweifelhaft war.

Gegen 9 Uhr kam Obrist Roll von Höngg herauf und berichtete uns, was ich schon lang vermuthet hatte, daß die Franzosen angefangen hätten, und — was mich gar nicht erbaute — daß sie schon früh bei Dietikon über die Limmat marschiert seien, ohne daß es den russischen Vorposten möglich gewesen sei, sie zu hindern, ihre Brücke zu schlagen. — Bald nachher kam Wikham auch zurück, machte nicht viel aus der Sache, bestand darauf, er wolle seine Mahlzeit geben, seine Frau könne ganz ruhig nach der Stadt fahren, um noch die nöthigen Anstalten zu treffen und schien es fast übel nehmen zu wollen, als wir riethen, sie würde besser thun, bei uns zu bleiben, weil sie von hier aus einen Vorsprung hätte, wenn die Sachen schlimmer giengen. Er setzte sich wieder zu Pferd und gab seiner Frau Rendezvous in der neuen Wohnung in der Stadt.

Unterdessen hatten die Russen den Feind wieder gegen den Sihlwald zurückgedrängt; hingegen kamen von unten herauf eine Menge russische Verwundete bei uns vorbei, das mir außerordentlich auffiel, und nur selten waren einzelne gefangene oder blessirte Franzosen dabei. Wir theilten Branntwein und Brot aus, wobei uns der dazugekommene Zunftmeister Irminger treulich half.

Indeß wir uns mit den Verwundeten abgaben, hatte Madame Wikham ihre Sachen vollends in Ordnung gebracht und nahm gegen 11 Uhr Abschied. St. George war vorausgeritten. Das Teleskop stand auf der Altane gerichtet. Nettchen sah gegen die Limmat hinab und rief: da sieht man ein ganzes Corps von den rothen Tartaren. Ich schaute auch und erkannte auf dem Weg, der von dem Fahr gegen Höngg hinaufführt, eine Schwadron rother französischer Husaren, die zwei Kanonen deckte, welche nach jedem Schuß vorwärts rückten. Von diesem Augenblick an gab ich alle Hoffnung auf und war überzeugt, daß wir binnen wenig Stunden wieder in französischen Händen sein würden.

Mein erster Gedanke war, Nettchen in Sicherheit zu bringen, denn

ich war im Juni zu schrecklich gewarnt worden, um das geliebte Weib von neuem den Gefahren des Krieges auszusetzen; zudem konnt' ich deutlich voraussehen, daß sich die Affaire gerade gegen unsre Wohnung ziehen würde. Es kostete einige Ueberwindung, doch überwog der Drang der Umstände und meine Bitte; wir eilten nach der Stadt, unter sicherem Geleit sah ich Nettchen nach der Wohnung ihrer Freundin gehen, und ich flog wieder heim, um da noch die nöthigen Anstalten zu treffen; St. George kam mir hintendrein gesprengt, raffte noch wichtige Gesandtschaftspapiere zusammen, die beinahe wären vergessen worden, umarmte mich mit Thränen in den Augen und jagte wieder davon.

Als unsere besten Sachen ein wenig auf die Seite geschafft waren und wir nun dem Spektakel passiv zusehen mußten, ward mir unaussprechlich wehmüthig. Ich war ganz niedergedrückt von dem Gedanken, daß wir nun wieder unter das Joch der Franzosen und unter das noch unaussprechlichere Joch unserer Afterregenten kommen würden, daß nun all unsere schönen Hoffnungen auf bessere Zeiten zertrümmert seien und wir wieder an all dem Jammer der Revolution dahin welken müßten durch die Schuld der Wiener Mißverständnisse und die dumme Zuversicht der Russen, von denen gar nicht zu erwarten war, daß sie durch Geschicklichkeit das Ungewitter noch abwenden könnten.

Schon sahen wir den Feind auf dem Hönggerberg, das Feuer rückte immer näher und einzelne Russen postirten sich schon in unsere Wiesen. Ein lautes Hurrah! tönte die Gasse herauf, da kam das grün und rosenrothe Dragonerregiment angesprengt, der brave englische Oberst Steward an der Spitze. Er winkte und rief, er wolle noch das Äußerste versuchen. Eine Viertelstunde nachher kam er allein wieder zurück und sagte, er habe keine Hoffnung mehr, der Feind sei schon zu weit vorgedrungen und die Dragoner hätten nicht anbeißen wollen; und er hätte vergebens ihrem Obrist mit harten Worten zugeredet und seinen Stock beinah' an den Leuten zerschlagen — wir sollten nun unsere Thüren wohl verschließen und niemand einlassen. Ich drückte dem wackeren Mann noch die Hand, er ritt weg und wir schlossen uns ein.

Jetzt näherte sich das Gewühl immer mehr; Kosaken und andere

Reiterei jagte durch unsere Allee, die Russen schossen hinter den Bäumen und Hecken hervor, die Kugeln hagelten von beiden Seiten her, im Haus war nichts mehr sicher und wir zogen uns in den gewölbten Keller zurück. Da hallte das Geschrei und Schießen, besonders die Schüsse der gezogenen Stutzen noch schrecklicher herab. Von Zeit zu Zeit schlichen wir uns hinauf und lauschten durch die Ritzen der Fensterladen. Die Russen vertheidigten sich wie Löwen, aber ungeschickt und ohne Gewandtheit. Sie zerstreuten sich zu viel und die Offiziere wußten sie gar nicht vortheilhaft zu stellen. Lange hintereinander durfte niemand von uns droben bleiben, denn die Kugeln prallten überall an. Noch begehrte zu gutem Glück keiner in's Haus zu kommen; sie hatten zu viel mit dem Feind zu schaffen, der ihnen noch auf den Eisen war, sonst hätten sie vielleicht auch bei uns solchen Gräuel begangen, wie in vielen Häusern in unserer Nachbarschaft. Die Tollkühnheit, mit der sie sich schlugen, konnte uns jetzt in's größte Unglück bringen.

General Korsakow hätte sogleich die Stadt verlassen sollen, denn da die Franzosen einmal über die Limmat gesetzt und die Anhöhen gewonnen hatten, war auch alles verloren und der Widerstand Starrköpfigkeit und unnützer Menschenmord. Als man ihm die Nachricht brachte, die Franzosen seien auf dem Hönggerberg, antwortete er: „**aha! c'est bon! c'est là que je les attendais!**“

Wie hätt' ich jemals glauben können, daß ich die Franken wieder herbeiwünschen würde? und das that ich doch jetzt, da nichts anderes zu erwarten war, und uns nur die geschwinde Entscheidung aus der schrecklichen Lage ziehen konnte, in der wir uns seit einigen Stunden befanden.

Es kamen verschiedene Male frische Truppen aus der Stadt; wir hörten das wilde russische Feldgeschrei, aber sie konnten selten weiter vordringen als bis an die Spannweid, vergebens wurden die Leute zusammengetrommelt — gegen 4 Uhr lief alles russische Volk durcheinander mit fürcherlichem Geheul die Gasse hinab, und gleich hinter ihnen hörten wir das **avancé! avancé!** der Franzosen und die Trommeln, die den **Pas de charge** schlugen. Da sind sie, hieß es, und jetzt mußten wir

hinauf, und mußten sie empfangen und willkomm heißen, um nicht mißhandelt zu werden.

Ich hatte schon zum voraus Wein genug herauf bringen lassen; sobald zum erstenmal angeschellt war, öffneten wir und boten zu trinken an. Das that gute Wirkung und glücklicher Weise waren überall Offiziere voraus. Im Grund hieß ich sie würklich von Herzen willkommen, denn ich hoffte, daß die Russen nun aus der Stadt abziehen würden und alles vorbei sei. Es kam eine Partie Trinklustiger nach der andern, doch hielten sie sich nicht lang auf und begiengen keine Exzesse. Die Offiziere zweifelten, daß sie noch denselbigen Abend in die Stadt kommen könnten. Die Kanonen feuerten noch immer von den Wällen und man schlug sich heftig vor den Thoren.

Wie es zu dämmern anfieng, zogen sich die Franzosen, immer fechtend, wieder etwas zurück, verließen unser Gut, und mit Trommeln und Geheul kündeten sich die Russen wieder an. Nur die einbrechende Nacht machte dem Schießen endlich ein Ende. Die Franzosen sammelten sich auf dem Höngger und Wipkinger Berge, wo sie große Feuer anzündeten. Der Letzebach trennte beide Parteien. Alle unsere Laden waren zugemacht, damit kein Licht sichtbar sei und Leute herbeilocke. Demungeachtet kamen einige russische Parteien, klopften und begehrten zu trinken. Man reichte Wein aus dem Fenster; da Offiziere mit dabei waren, hielten sie sich ordentlich und nach 9 Uhr kamen keine mehr. So hatten wir nun endlich etwas Ruhe zu athmen. Wir aßen ein Stück Brot und kaltes Fleisch aus der Hand, auf der Laube, und besprachen uns über die traurigen Ereignisse. Mit Gewißheit konnten wir erwarten, daß am Morgen das Gefecht wieder anfangen würde, und mußten auch während der Nacht Gewaltthätigkeiten gewärtig sein.

Um halb 10 Uhr kam Frau Loser mit ihrer Tochter und dem Sohn durch den Garten herauf gelaufen, schellten an und flehten um Hülfe, die wir ihnen aber mit dem besten Willen nicht geben konnten. Besoffene Russen waren bei ihnen eingebrochen, zerschlugen und plünderten ihnen alles, verschlangen allen Branntwein, den sie noch fanden, und wollten die Tochter mißhandeln. Da niemand ihre Sprache versteht

und sich mit diesen wilden Bestien überhaupt nicht reden läßt, so war auch nicht zu helfen. Die Mutter gieng, vom buckligten Mattis begleitet, wieder zurück; der Sohn, dem sie schon die Stiefel von den Beinen genommen hatten, folgte ihr bald nach, und die Tochter behielten wir bei uns, weil sie doch hier vor Mißhandlungen sicher war.

Draußen war alles stille und aus der Ferne schallte das Geschrei der Franzosen vom Wipkinger Berg herüber, deren Feuer durch die schwarze Nacht emporloderten, und hin und wieder fiel ein Schuß. Vor's Haus durfte sich niemand wagen, denn es schweiften überall einzelne Marodeurs durch das Gut. Es ist unbegreiflich, daß keine in's Haus begehrten. So schlich die traurige Nacht vorbei und ihre Stille verkündete desto gewisser den folgenden Sturm.

Hätte der dumme Korsakow die einzige kluge Partie ergreifen wollen, so hätt' er über Nacht die Stadt verlassen, hätte so seine Bagagen und einige tausend Mann gerettet und die Stadt geschont. Aber der ungeschickte Starrkopf, der nicht einmal das Lokal kannte behauptete immer, er könne sich noch halten, ohne daß er hoffen konnte, Zuzug zu bekommen, weil alle Zugänge bereits abgeschnitten waren, wenn auch die erwarteten Bayern und Condéer wirklich zeitig genug angelangt wären.

So ruhig es bei uns auf den Vorposten war, so stürmisch gieng es hingegen in der Stadt zu. Es war ein Lärmen und Fahren an einem fort. Die Verwundeten wurden in die Häuser getragen; überall mußten Lebensmittel für die auf allen Straßen versammelten Soldaten herbeigeschleppt werden, und wo es nicht geschah, erfolgten Drohungen und Gewaltthätigkeiten. — Ich legte mich auf den Sopha, voll banger Sorge auf den morgenden Tag; der milde Schlaf wollte nicht bei mir einkehren, die innere Unruhe trieb mich alle Viertelstunden an's Fenster und im Haus herum. Ich wußte, wie jetzt Nettchen um mich besorgt sein würde. Ich hatte ihr keine Nachricht geben können, die Russen ließen niemand durch. Ich befürchtete die Plünderung der Stadt von den Franzosen, wenn der Widerstand noch lange dauern würde, und hätte sie doch nicht heraus holen können; weder da noch dort war mit Gewißheit Schonung zu erwarten. —

Der trübe Morgen brach an. Beide Parteien mußten noch müde sein von den Gräueln des vorigen Tages, denn es währte ziemlich lang, ehe sie wieder über einander herfuhren. Nach sieben Uhr geschahen die ersten Schüsse. Gleich nachher kam Frau Loser wieder mit ihrem Sohn zu uns herauf. Sie hatten sich entschlossen, ihre Wohnung preis zu geben und wenigstens ihr Leben zu retten. Die Russen postirten sich auf die Anhöhen und in die Weinberge, und die Franzosen griffen lebhaft an. Die Affaire zog sich bald wieder in unser Gut und wir mußten im Keller Sicherheit suchen. Da saßen und standen und giengen wir herum, wie Geister in Grabgewölben. Mein Vater hatte seine Partie genommen und war auf alles gefaßt. Die gute alte Marguerite war stille und ruhig und konnte sich über alle Erwartung gut schicken. Die drei Fremden hielten aus Discretion ihre Klagen zurück und ich gieng mit den beiden Knechten ab und zu auf Recognoszziren durch die Ritzen der Fensterladen.

Eine verfluchtere Lage, als die unsre, läßt sich kaum denken! So passiv unter der Erde verschlossen, zuwarten müssen, ob die droben einem all sein Eigenthum verwüsten und noch froh sein, mit dem Leben davon zukommen! Tausendmal lieber als allein stehender Junggeselle selbst Soldat sein und auf gut Glück das Loos des Krieges aus blutiger Urne ziehen, als so unbeweglich den Ruin der Wohnung und des Vermögens abwarten zu müssen. —

Unaufhörlich donnerte das Geschütz und das Geschrei der wilden Russen ward immer gräßlicher. Zuweilen machten einzelne Vorüberstreifende die Laden des Kellers auf und spähten hinab; da sie aber vermuthlich in der Dunkelheit nichts von uns erblicken konnten, machten sie wieder zu. Zuweilen hörten wir oben Scheiben klingeln und die Erschütterung der anprallenden Kugeln.

Einige Mal täuschte ich mich mit der Möglichkeit, daß vielleicht noch die Franzosen könnten abgehalten und zurückgedrängt werden, weil es so lange dauerte und ich damals noch nicht wußte, daß sie auf allen Seiten den Vortheil errungen hatten; bald aber wünschte ich wieder ihre An=

kunft, denn ihre Gegenwart mußte weniger fürchterlich sein, als die schreckliche Ungewißheit, in der wir schwebten.

Nach und nach fiengen einzelne Russen an zu pochen und anzuschellen und begehrten Branntwein. Wir ließen niemand herein und verrammelten die Thüre, bis endlich gegen halb zwei Uhr Nachmittags ein ganzes Detaschement in den Hof hereinstürmte und sogleich die Thüre einschlagen wollte. Ich lief mit den beiden Knechten hinauf und öffnete. Der ganze Schwall drängte sich herein, schmiß, statt zu trinken, die Milcheimer um, die man ihnen mit Wein gefüllt darreichte, und forderte ungestüm die Oeffnung der Saalthüre. Ich hatte den Schlüssel nicht bei mir und fürchtete, sie würden mir nachfolgen, wenn ich hinaufgienge, den Hauptschlüssel zu holen. Ich zuckte die Achseln und wollte ihnen zu verstehen geben, daß ich nicht aufmachen könne. Da fuhren einige wie wüthend über mich her, setzten die Bajonette auf mich an und hätten mich vielleicht ermordet, wenn ich ihnen, nun da alle Weigerung vergebens war, nicht gedeutet hätte, sie sollten die Thüre einsprengen. Das geschah auch sogleich und ich mußte noch thun, als wollt' ich dazu helfen. Im Saal mußt' ich ihnen die Gartenthüre öffnen, sie selbst machten auch die Nebenzimmer mit Gewalt auf, und erst jetzt sah ich eigentlich, warum es zu thun war, da Offiziere dazu kamen. Sie wollten sich nämlich in's Haus förmlich postiren und aus den Fenstern schießen. Da gab ich alles auf. Ich glaubte alles der Plünderung preisgegeben und erwartete, daß die Franzosen Granaten hineinwerfen würden, um das Haus anzuzünden, oder wenn sie weiter vorrückten, uns bestrafen würden, weil aus den Fenstern, freilich ohne unsre Schuld, geschossen ward. Das alles konnte geschehen.

Ich ließ die Russen hausen und gieng wieder in den Keller, meinem Vater zu sagen, was droben vorgehe. Es erschütterte ihn gewaltig und doch verlor er keinen Augenblick die Fassung, die ihn sonst so leicht im täglichen Leben bei gleichgültigen Ereignissen verläßt. Mich ergriff es unaussprechlich. Der Gedanke, den alten Mann vielleicht in Armuth gestürzt, mein Weib mit in's Elend gerissen zu sehen, vielleicht einer von uns noch ermordet zu werden, und das alles so unverschuldet — auf's

wenigste doch die schöne Wohnung verbrannt und verwüstet, das vorräthige versteckte Geld geplündert, alle Werkzeuge des frohen Lebensgenusses zertrümmert — dieser Gedanke warf beinah meine ganze Philosophie über den Haufen, und es gab Augenblicke, wo ich hätte hinauf laufen und mir eine Kugel vor den Kopf holen mögen, wenn nicht das Bild meines Nettchens und die Pflicht gegen meinen alten Vater mich zurückgehalten hätten. Ich muß mich erhalten, dacht' ich, mein Leben, meine Arbeit ist ihnen nöthig. Die Gefühle solcher Augenblicke kann man sich im ruhigen Leben fast nicht mehr vergegenwärtigen. Sie erscheinen uns wieder wie die Verwirrung eines heftigen Fiebers.

Beinah' eine halbe Stunde dauerte die schreckliche Erwartung, als die beiden Knechte, die sich mit außerordentlichem Muth und seltener Treue für das Haus unter die wüthende Menge geworfen hatten, in den Keller herab kamen mit der beruhigenden Nachricht, die Russen seien alle wieder aus dem Haus weg. Sie hatten wenig Schaden angestellt. Den krystallenen Kronleuchter im Saal hatten sie mit den Gewehren sorgfältig ausgewichen und verschont, so auch die großen Spiegel, in denen sie sich alle, wie Affen, wohlgefällig betrachteten*). Oben waren sie nur in der Marguerite Stube und Kammer gewesen, hatten einiges altes Leinenzeug, Faden, und mir auf dem Söller einige Schuhe und Stiefel weggenommen. Von Lampenöl und Essig, das sie auf dem Ofen fanden, hatten sie ein gemischtes Getränk gemacht und sich damit erfrischt. Sie schossen aus den hintern Fenstern und wurden von den Franzosen auch wieder begrüßt, denn rings um die Fenster fanden wir nachher von außen die Löcher der angeprallten Kugeln. Zu gutem Glück hatten die Franzosen keine Kanonen oder Haubitzen in der Nähe, sonst wär' es uns gewiß übel ergangen. Endlich kam ein russischer General,

*) Dieser charakteristische Zug der Russen, daß sie die Spiegel schonen und sich gern darin betrachten, ist überall bemerkt worden und ist eine Aehnlichkeit mehr, die sie mit ganz wilden Völkern haben. Indeß erzählt man, ihr Suwarow könne nirgends Spiegel leiden und lasse dieselben aus allen Zimmern wegschaffen, die er bewohnt.



der deutsch sprach, angeritten *), ließ die Soldaten alle wieder heraus=jagen, rieth, die Thüren zu verrammeln, was auch sogleich geschah, und so waren wir unbegreiflich glücklich davon gekommen.

Jetzt ward der russische Widerstand immer schwächer, eine halbe Stunde nachher wichen diese Thiermenschen ganz; das „avancé!“ der Franzosen schallte wieder vor dem Hause und diesmal waren sie uns wirklich willkommen; denn die Scenen des Entsetzens mußten doch end=lich ein Ende nehmen.

Wir öffneten sogleich die Thüre und boten ungefragt zu trinken an. Sei's dieser Empfang und die wirklich ungeheuchelte Freude über das Ende der Affaire in unserm Gut, die unverkennbar auf unsern Gesichtern zu lesen war, oder sonst ein glückliches Ungefähr: kurz alle Franzosen, die anliefen, waren ziemlich ordentlich für Leute, die sich seit zwei Tagen geschlagen und seit vier Monaten keinen Sold bekommen hatten. Sie begehrten niemand etwas Leids zu thun; einige selbst, das muß ich zu ihrem Ruhm gestehn, waren höflich und nur ein paar halb Besoffene wollten unbescheidene Forderungen thun, die ihnen aber von ihren eigenen Kameraden abgeschlagen wurden. Das ist wahr, zu trinken bekamen sie! Nicht in Gläsern, nicht in Flaschen, sondern in großen Zubern und Eimern, die sie oft ansetzten, um desto geschwinder den Magen zu füllen. Brot gab man ihnen, so lang noch im Haus war, und als man ihnen sagte, es sei alles aufgegessen, weil die Russen schon einen Theil davon aufgezehrt hatten, so gaben sie sich auch wieder zufrieden. In der Nachbarschaft, besonders in Wipkingen, hatten sie viel geplündert und so ein Marodeur zwang uns, einen Stock und einen Degen zu kaufen, die nachher aber der Eigenthümer wieder bekam, sowie ein Buch mit ver=goldeten Schlossen, das auch hier verkauft worden war. Einige begehrten Hemden und da sie sich sonst geschlossen hielten, wollte ich ihnen welche geben; mehrere aber folgten, und wie ich über die Komode gieng, nahmen sie, jedoch nicht eben mit Gewalt; ungefähr anderthalb Dutzend, dann schloß ich wieder vor ihnen zu und sie führten sich ab. Wenn freilich

*) Es war der General Sacken, der wenige Minuten nachher beim weißen Haus verwundet und gefangen wurde.

die vielen, die unten beim Wein waren, den Schlich gemerkt hätten, so hätt' ich auch mehr eingebüßt; im Taumel aber gaben sie nicht auf alles Acht, sie soffen und erzählten von ihren Siegen, darüber vergaßen sie das übrige und keiner begehrte mehr hinauf zu gehen.

In all dem Elend mußt' ich noch über einen kleinen, halb besoffenen Kerl lachen, der alles unrecht verstand und gerne Händel angefangen hätte, den aber seine Kameraden immer wieder auf die Seite nahmen. Als er in's Haus trat, bemerkte er den Tisch, wo ausgeschenkt ward, vor lauter Umstehenden nicht und frug immer: „wo ist zu trinken?" „Tenez, mon ami", antwortete ich gegen den Tisch deutend, „voila le bureau, oò il faut vous adresser." „Quoi!" rief er, „des bourreaux? ce ne sont pas des bourreaux! ce sont des soldats français!" Bald nachher kam einer und wollte den Beschützer spielen, indem er mir auf die Achsel klopfte und mich versicherte, man würde uns gewiß nichts zu leid thun, und da ich ihm antwortete, daß ich darüber ganz ruhig sei und hinzufügte: „je m'en rapporte à la loyauté française", trat der kleine Besoffene wieder herbei und fragte erzürnt: „que dites-vous de la royauté française? La royauté n'existe sacré Dieu plus, nous sommes républicains!" — Solcher Karicaturen gab es die Menge, aber alle mehr schauderhaft in den häßlichen Konvulsionen der niedrigsten Menschheit, als lächerlich. —

Das Tränken des Viehs dauerte ungefähr anderthalb Stunden, es kamen immer mehr Offiziere und mit ihnen auch mehr Ordnung, bis man zuletzt die Unbescheidensten abweisen und zuletzt der ganzen Weinschenke ein Ende machen konnte, die sonst bis Mitternacht fortgedauert hätte.

Jetzt verlangte mein Herz nach Nettchen. Die Stadt war offen; unter dem sichern Begleit Bailleuls, eines bekannten Chef de Bataillon, der bei uns angeritten war, eilte ich über Trümmern und Leichen dahin, und hielt nach der kurzen, aber fürchterlich verhängnißvollen Trennung das geliebte Weib wieder in meinen Armen. Es war ein Wiedersehen wie nach einer Jahre langen Trennung — es läßt sich nicht beschreiben: „und hab ich dich nur wieder, so mag alles andre hin sein!" — schluchzte

das gute Kind, das alles bei uns ruinirt glaubte und über die ganze Zeit des Schreckens auf einer Dachzinne durch ein Teleskop gesehen hatte, wie beide Parteien sich um das Haus herumschlugen, und schon die Gräuel gehört hatte, welche die Russen den Tag zuvor in der Gegend verübten und die uns noch unbekannt waren. Jetzt waren wir wieder glücklich in all dem Jammer, wir lebten, wir hatten einander noch.

So viel wir uns auch zu sagen hatten, liesz ich Nettchen doch noch in der Stadt; ich wollte nicht, daß sie in den Gräuel der Verwüstung und die Leichen alle sehen sollte, die überall herumlagen. Ich eilte noch zu Henriette *), die auch in schrecklichen Ängsten um uns gewesen war, und überall war es ein Wiedersehn wie nach dem Tod unter Auferstandnen.

Jetzt erfuhr ich am Morgen eine Menge Umstände, die uns Belagerten ganz unbekannt geblieben waren. Die Hotzische Armee an der Linth war ebenso wie die russische geschlagen worden. Hotze selbst, der ehrwürdige Greis, starb, nachdem er tödtlich verwundet noch in die Hände der Feinde gefallen war. Sein treuer Gehülfe Plunquet ward vom nämlichen Kartätschenschuß, der Hotze niederwarf, auch getroffen und blieb sogleich todt. In ihm verliert Oestreich einen seiner geschicktesten Stabsoffiziere. Eine Menge von unsern Bekannten waren todt, verwundet und gefangen.

Die Division des General Le Courbe hatte sich zwischen Suwarow und Hotze hineingeworfen, und nun stürmten die Franzosen am 26[ten] über Stäfa am See herunter, so daß die Russen zwischen zwei Feuer kamen.

Der Uebergang der Franzosen über die Limmat geschah außerordentlich schnell und beweist die unverzeihliche Nachläßigkeit der russischen Vorposten, die Dummheit der Offiziere und die Unbrauchbarkeit ihrer Artillerie. In der Nacht hatten die Franzosen ihre Pontons ganz leise herbeigeführt und eine Menge Kanonen auf die russischen Hauptposten gerichtet. Mit Tagesanbruch fiengen die Feuerschlünde plötzlich an, Kartätschen über den Fluß zu speien. Die aufgeschreckten Russen prallten zu=

*) Schwester von D. Heß.

rück und wollten mit ihren Kanonen antworten; die waren aber so ungeschickt vertheilt, daß sie dem Feind keinen Schaden thaten; die Brücke war in wenig Zeit vollendet, die Franzosen stürmten herüber, wurden sogleich handgemein mit den Russen, die sich jetzt mit rasender Tollkühnheit schlugen, aber dabei so ungeschickt, daß die gewandten Feinde ihnen einen Schritt nach dem andern abgewannen und sie so bis an die Stadt zurückdrängten. Ebenso ward das Lager bei Affoltern überrumpelt.

Korsakow bedeckte sich in diesen zwei Tagen auf ewig mit Schande. Ein Korporal hätte die Armee besser führen können. Als die Franzosen schon über die Limmat waren, blieb er immer ganz ruhig, lächelte, machte keine Dispositionen, sagte, er kenne seine Leute, er verlasse sich auf sie und ließ nicht einmal die schweren Bagagen etwas rückwärts bringen, um die Wege im Rücken frei zu haben. Seine eigenen Sachen, seine silbernen Nachtgeschirre, seine lächerlich brillanten Equipagen, das alles blieb uneingepackt, bis am Mittwoch spät in der Nacht seine Leute, vernünftiger als er, Anstalt dazu machten. Am Donnerstag Morgen sollten endlich die Wagen über die Forch abgeführt werden, aber schon außer Hirslanden blieben die schweren unbehülflichen Karren stecken, die Fuhrleute liefen zum Teufel und wenige Franzosen bemächtigten sich auf verschiedenen Auswegen der Stadt aller Kassen und Vorräthe der ganzen Armee, sowie des größten Theils der plumpen Kanonen. Einzelne Husaren bekamen bei diesem Fang viele hundert Louisd'or, Ordensbänder mit diamantnen Kreuzen und eine Menge Kostbarkeiten, die von ihren Offizieren sogleich aufgekauft wurden.

Korsakow war schon um 12 Uhr am 26ten mit den Franzosen in eine Art von Unterhandlung getreten und hatte sich erklärt, er wolle sich zurückziehen, was auch sogleich geschah. Demungeachtet ließ er seinen Truppen, die sich auf unsrer Seite schlugen, keine Nachricht davon geben, so daß diese noch immer fortwütheten, ohne zu wissen, daß der Feind schon in der Stadt war, der auch tüchtig von den Wällen auf unser Haus und die ganze Gegend kanonirte. Hätte Korsakow diesen unverzeihlichen Fehler nicht begangen, so wäre viel Russenblut geschont worden und wir hätten alle ringsumher viel weniger gelitten. Wie er für seine Person

das Heil in der Flucht suchen mußte, kannte er, der General, der schon seit mehr als vier Wochen hier kommandirte, keinen Weg und mußte sich erst noch zurecht weisen lassen, um aus der Falle zu kommen.

Die Russen begiengen überall abscheuliche Grausamkeiten. Sie schenkten fast gar keinem Gefangenen das Leben. Als am Mittwoch Nachmittags mein Schwager Reinhard zu uns herauskommen wollte und nicht durchgelassen ward, traf er gleich vor dem Thor einen Trupp Kosaken an, die zwei gefangene Franzosen herbrachten; sie quälten und mißhandelten sie erst, ließen sie dann einige Schritte vorausgehen, spießten sie endlich mit ihren Lanzen an den Boden fest und ermordeten sie auf die unmenschlichste Weise.

Der arme Zunftmeister Irminger ward auch ein Opfer ihrer Grausamkeit. Wie die Franzosen am ersten Abend bis zu uns vorgedrückt hatten, waren einige derselben in Irmingers Reben gesehen worden. Wie die Russen wieder Meister waren, erwischten sie diese Franzosen, tödteten sie und klopften nun mit Macht an Irmingers Haus an, wo sie vermuthlich noch mehr Feinde versteckt glaubten. Irminger, um sie zu befriedigen, kommt zur Hinterthüre heraus, geht mit Brot und Wein in den Händen auf sie zu und die Barbaren fahren über ihn her; im nämlichen Augenblick bekommt er einen Säbelhieb über den Kopf, einige Bajonettstiche in den Leib und bleibt todt an der Ecke seines Hauses liegen. Vermuthlich hatten ihn die wüthenden Bestien für einen Franzosen angesehen, weil er, aus Vorsicht, die ihm freilich übel bekam, seine blaue Commissariats-Uniform angezogen hatte. Als seine Frau aus dem Hause stürzte und mit dem Geschrei des Entsetzens über den Ermordeten herfiel, schienen sie einiges Mitleid zu bezeugen.

Ein Mann aus der Nachbarschaft ward von seiner Wohnung von ihnen weggeschleppt und beim weißen Haus mit Kolben todtgeschlagen. Ein andrer, nicht weit von der Wohnung des ersten, bekam einen Schuß in den Arm, an dem er nachher starb, und auch sein zehnjähriger Knabe war todt geschossen.

Im „Weinberg" plünderten sie alles aus und einer der Thiermenschen, nachdem er dem Amtmann die Uhr genommen hatte, zog eine abge-

schossene Hand aus der Tasche, schlug ihm dieselbe einigemal um die Nase und steckte sie dann wieder ein. Auch dort ward der Lehenmann auf der Galerie hinterm Hause todt gefunden.

Kurz, überall während der Affaire und auf dem Rückzug ließen sie Blut und Entsetzen zurück und wütheten unter dem Volk, das sie zu beschützen tausend Stunden weit hergekommen waren, ebenso wie gegen den Feind.

Von allen Völkern Europas sind die Russen die wildesten und dümmsten. Ihre Priester unterhalten sie in dieser Thierheit. Der Russe stirbt auf dem Schlachtfeld mit der Gewißheit, er werde drei Tage nachher zu Haus wieder bei den Seinigen auferstehn. Seine Kameraden werfen sich auf ihn hin, umarmen ihn und tragen ihm Grüße an die Ihrigen auf. Wenn sie ihn begraben, so geben sie ihm ein Stück Brot und Käs mit, eine scharfe Patrone in die Hand, um sich unterwegs gegen den Feind zu vertheidigen, und der Priester bekommt ein Stück Geld, das, ich weiß nicht wie, in dessen Händen dem Todten als Reisgeld dient. — Dies ist die Horde, die nach Paul des Ersten hochweiser Willensmeinung die Schweiz wieder in den blühenden, glücklichen Zustand versetzen sollte, in welcher er sie auf seiner Durchreise vor ungefähr 17 Jahren gesehen hatte. So lautete wörtlich die Instruktion, die er dem General Korsakow ertheilt hatte.

Wickhams konnten sich am Mittwoch Nachmittag nur mit Noth noch aus der Schlinge ziehen. Nach der Aussage eines hiesigen Kutschers, der sie führte, sahen sie schon von weitem rothe französische Husaren, die über Affoltern bis an die Glatt vorgedrungen waren; sie mußten also wieder zurück und einen andern Weg einschlagen, auf dem sie noch so eben kümmerlich entkommen konnten. Doch langten sie Abends glücklich in Constanz an, wo unser lieber St. George mit Thränen in den Augen dem zurückkehrenden Kutscher fast nichts an uns aufzutragen vermochte, weil er uns ermordet glaubte.

Obgleich die französischen Generale ihren Soldaten bei ihrem Einbruch in Zürich die Plünderung nicht gestattet hatten, so wurden doch beinah' in allen Häusern Gewaltthätigkeiten verübt, Geld, Lebensmittel

und Wäsche ertrotzt und gestohlen, Thüren und Kasten erbrochen, und wie in Feindesland gehaust von den Brüdern, von den Freiheitsbringern. Die helvetischen Legionen zeichneten sich bei diesen Gewaltthätigkeiten am meisten aus und raubten am unverschämtesten.

Lavater, der sanfte fromme Lavater, der die wilden besoffenen Leute vom Einbruch in ein benachbartes Haus abhielt und bereits alles Geld, das er bei sich trug, hingegeben hatte, bekam einen Schuß, der ihm kaum eines Messerrückens breit außer den Grenzen der unmittelbaren Tödtlichkeit durch den Leib drang. Ein Bedienter neben ihm ward von der nämlichen Kugel am Arm verwundet. Massena selbst und verschiedene Stabsoffiziere ritten durch die Stadt, um die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen, und wo sie Plünderer antrafen, jagten sie dieselben mit Klingenhieben vom Raub weg aber dem ungeachtet geschahen den ersten Abend und die ganze folgende Nacht Exzesse aller Art und die trunknen Soldaten wurden erst nach und nach etwas ruhiger, nachdem sich der erste Taumel etwas gesetzt hatte.

Wie ich am Donnerstag Abend nach meinem Ausflug in die Stadt wieder heim kam, fand ich die Generale Lorge und Gazan mit ihrem ganzen Gefolge bei uns angesagt, und in dem Augenblick, wo wir von den überstandenen Drangsalen ein wenig auszuruhen hofften, wurden wir von einer Menge Menschen überschwemmt, die alle Winkel unserer Wohnung ausfüllten und über alles herfuhren wie Vampyre. Generale, Aide-de-camps und eine Menge anderer Leute strömten herbei und fiengen an, sich einzunisten. Wie froh war ich, Nettchen noch nicht mit heimgenommen zu haben!

Ich kann die Anzahl der Menschen nicht bestimmen, die ihr Wesen bei uns trieben, denn sie giengen ab und zu. Aber ungefähr konnte ich 2 Generale, 1 Generaladjutanten, 5 Aide-de-camps und Galopins, 2 Sekretairs, 14 Bediente, 18 Ordonnanzen und 1 Wachtoffizier mit 30 Mann zählen, die Offiziere ungerechnet, deren 20 sich Mittags und Nachts zu Tisch setzten. Wo das alles sich zurecht legte und schlief, weiß ich nicht. Alles Stroh ward von der Bühne geholt und rings um das Haus hergestreut, darauf legten sich Menschen und Thiere durcheinander.

Die ganze Nacht liefen Husaren und Jäger mit offenen Lichtern auf dem Heustock herum, warfen Heu herab, erbrachen die Kornkammer, nahmen Korn statt Hafer, die Pferde zu füttern und richteten eine Verwüstung an, welche die Gräuel des eigentlichen Krieges selbst übertraf.

General Lorge schien zwar ein sanfter Mann zu sein, er ließ aber seine Leute gewähren und war vielleicht in dem wilden Leben so erwollet, daß ihn das alles nicht mehr rührte.

So gieng es vier unausstehliche Tage fort, und fünf langweilige Nächte lag ich, immer besorgt, es breche Feuer aus bei der tollen Haushaltung — auf einem Stuhl in meines Vaters Cabinet.

Erst am Freitag Morgen fieng ich an, überall herumzugehen und den Gräuel der Verwüstung zu betrachten. Es sah fürchterlich aus! Das Wohnhaus war auf allen Seiten von großen und kleinen Kugeln beschädigt. Eine Kanonenkugel hatte durch's Dach in einen Balken des Söllers geschlagen, eine andere hatte das alte Haus durchbohrt und war über den Hühnerhof in das Seitengebäude gefahren, andere waren nur angeprallt. Ueberall waren Scheiben zersplittert, Fensterladen durchlöchert, in den Wänden der Zimmer steckten Flintenkugeln, und viele hundert Ziegel waren zerschlagen und lagen um's Haus herum. Alle Hecken waren zerrissen und umgeworfen, alle Gätter aufgesprengt, alle Pflanzen zertreten, alle Bäume von Kugeln getroffen, viele unheilbar am Stamm, andere in den Aesten, die traurig verstümmelt herunterhiengen, viele Weinreben umgerissen und überall angefressene Trauben auf der Erde. Alles mit alten Schuhen und abgerissenen Lappen übersäet. Und — der traurigste Anblick! — in den Wiesen und Reben und in der Allee 13 Todte, die in ihrem Blut ausgestreckt lagen. Einige waren halb ausgezogen; einer, ein Franzos, der neben meinem lieben Pavillon im hintern Garten lag, war ganz nackt; auf der andern Seite des Pavillons lag wieder einer. Die meisten aber waren Russen, so weit hergekommen, um da ihr elendes Leben zu enden. Vor dem Portal des Hofes lag auch einer, den die vorübergehenden Franzosen noch stießen und endlich in den Bach schleppten. So kühlten viele ihr Müthlein noch an den Leichen, die mit todten Pferden auf der Straße nach der Stadt

bis am Samstag Morgen liegen blieben. Die Todten aus unserem Gut konnt' ich bis am Freitag Abend alle hinausschaffen lassen, was wohl nicht geschehen wäre, wenn ich nicht selbst das traurige Geschäft beschleunigt hätte. Alle Bewohner des Orts trugen die bei ihnen Gefallenen zusammen, und es wurden auf dem Ried verschiedene Gruben gemacht, in denen beinahe 200, sowohl Russen als Franzosen und Helvetier, durcheinander liegen; 53, worunter die unsern waren, sah ich hinter der Spannweid begraben, hart an der Linde, die in dem Jahr gepflanzt ward, als man unser Wohnhaus zu bauen anfieng.

So betrübt es auch bei uns aussah, so hat doch ein guter Schutzgeist über uns gewaltet, denn den Umständen nach hätt' es uns weit schlimmer ergehen können. Wir hätten ausgeplündert und abgebrannt werden können, besonders weil die Russen aus unsern Fenstern schossen.

Vielen unserer Nachbarn war weit übler mitgespielt worden; einige Häuser waren rein ausgeplündert, andere innerlich beschädigt, überall Elend und Jammer, wo man sich hin wandte. Und auf all diesen Trümmern hausten jetzt noch die wilden Franzosen, begehrten mit allem bedient zu werden, was sie gelüstete, fraßen die wenigen für den Winter noch bei Seite geschafften Lebensmittel den Leuten weg und warfen alles durch einander, um nach vergrabenen oder sonst verheimlichten Schätzen zu suchen; selbst die Mistpfützen durchwühlten sie und fanden hie und da noch einen mühsam erarbeiteten Nothpfennig.

Hecken und Gätter durfte man in den ersten Tagen nicht herstellen, ohne sich vergebliche Mühe zu machen; überall schwärmte das Raubgesindel herum bei Tag und Nacht, und plünderte Weinberge, Obst- und Gemüsegärten vor den Augen der Offiziere, die zusahen, die Achseln zuckten und nichts sagen durften, weil die Leute nicht bezahlt wurden.

Endlich am Montag den 30ten führte sich das ganze Generalquartier ab, das uns unausstehlich gedrückt hatte, und ließ uns nur noch ein Weib, einen Sekretair und zwei Bedienten zurück, die aber auch bald nachfolgten.

Jetzt konnt' ich mein Nettchen wieder heimholen, jetzt konnten wir wieder ein wenig Athem schöpfen, nach und nach wieder einige Ordnung

einführen und die Kette der unglücklichen Ereignisse betrachten. Dies war nun das zweite Mal, daß fremde Truppen mit Gewalt der Waffen bei uns einrückten; aber welch ein Kontrast gegen den Einzug der Oestreicher!

Dauernde Ruhe dürfen wir noch nicht erwarten. Die Franzosen sind zwar nach fürchterlichem Blutvergießen bis an den Rhein gegen Deutschland vorgedrungen und haben die Schweiz wieder bis an das Bündnerland erobert; aber der Sturm kann wieder losbrechen. Vielleicht, daß er uns befreit, vielleicht, daß er uns vollends zerschmettert. So leben wir von einem Tag zum andern, immer mit Einquartierung überhäuft, und kein Genuß und keine Freude kann dauernde Wurzeln schlagen.

Ich habe für die Zukunft diese Tage des Schreckens so umständlich beschrieben; in meinem eigenen Gedächtniß wird ihr trauriges Bild nie erlöschen!" —

Heß machte seinem Aerger über die ganze französisch-russische Invasion Luft in dem „Schwank von den Schweizern, nebst einer aufgewärmten Fabel" (Abgedr. im Helv. Almanach auf das Jahr 1802 S. 193*).

„Viel Jahre schliefen sanft und fest
In ihrem sichern Felsennest
Die Schweizer einen tiefen Schlaf
Und träumten schön und schnarchten brav.
Da kam ein großer wilder Schwarm
Roßfliegen her, daß Gott erbarm!
Und setzte sich gefräßig hin
Den Schweizern auf Nase, Mund und Kinn.
Das störte die Schweizer in ihrer Ruh',
Doch hielten sie fest die Augen zu
Und mochten die Mühe sich nicht geben,
Den weit gefürchteten Arm zu erheben;
Denn wer so lang im Schlaf gelegen,

*) Man halte dazu die Tagebuchstelle auf S. XLII, unten.

Kann so geschwind nicht die Glieder bewegen;
Halb faul, halb lahm dahin gestreckt,
Wurden die Schweizer nicht aufgeweckt
Und doch von den Fliegen gar arg geneckt.
Deß ärgerte sich der Kaiser Paul:
„Ihr laßt euch trommeln auf dem Maul,
Ihr dummen Schweizer, das ist nicht recht!
Doch weil ich hasse das Fliegengeschlecht,
So will ich mich, ihr geplagten Armen,
Eurer jämmerlichen Noth erbarmen!" —
Spricht so der Kaiser und schickt ein Heer
Brauner wilder Zottelbären her,
Den Schweizern die Fliegen abzuwehren
Und alle mit Stumpf und Stiel zu verzehren.
Da brechen die Bären in's Ländlein herein
Und schlagen mit ihren Bengeln drein.
Mein guter Schweizer, ich wünsch' dir Glück!
Von jeher hatte der Bär das Geschick,
Die Fliegen meisterlich zu verjagen,
Jeder Schulknab' kann die Fabel dir sagen
Vom Bären und vom Clausenmann.
Horch zu und spiegle dich hübsch daran:
Hätt'st du so lang dich nicht bedacht,
Einen tüchtigen Fliegenwadel gemacht,
Den Kampf mit dem Ungeziefer gewagt
Und alles zum Ländlein hinausgejagt,
So hätt'st du itzt nicht die Raub-Cosaken
Auf deinem tiefgebeugten Nacken."

An den Meinungskämpfen des Tages nahm David Heß keinen direkten Antheil. Dagegen ließ er um diese Zeit ein kleines satirisches Gedicht drucken, welches gegen ein abenteuerliches Verfassungsprojekt gerichtet war. Pfarrer Nägeli von Wetzikon hatte nämlich (im neuen republikanischen Blatte von Escher und Usteri am 1. Februar 1800) zu einer allgemeinen gesetzgebenden Versammlung aller gesitteten Nationen der Erde aufgefordert, in welche jede Million Menschen ein Mitglied als Vertreter senden solle, worauf Heß in einem heute ganz selten gewordenen Flugblatte seinerseits folgenden unmaßgeblichen Rath ertheilte:

LXV

„Ein Vorschlag wie eine der unverdorbenen Menschen-Natur angemessene Constitution könne entworfen werden.“ Von einem Cosmopoliten. 1800. 4 Bll. o. O.

Die Menschheit bessert sich, das ist erwiesen;
Denn niemals gab, wie jezt, die Menschheit sich
So viele Mühe für ihr eignes Wohl.
Am großen Fundament zu einem neuen
Gebäude zeigt geschäftig jeder sich,
Wer nur sich Kräfte fühlt, ein Häuflein Steine,
Ein Körblein Kehricht ab und zu zu tragen.
Die Meister halten Rath; die Lehrlinge
Bekommen Zutritt; selbst Unmündiger
Verworrnes Lallen wird behorcht, geprüft;
In jedem Laut des Säuglings könnte ja
Der Stoff zu einer großen, herrlichen
Idee liegen, die der Menschheit Wohl
Befördern hülfe! — Darum sey auch mir
Vergönnt, ein Wörtchen vorzutragen, wie
Nach meiner schwachen Einsicht eine neue
Naturgemäße Constitution
Von reinen unverdorbnen Menschen könnte
Entworfen werden. — Zwar, ich muß gestehn,
Daß ich die Menschen im Besondern nur
Von fern, und wenig kenne; desto beßer
Kann ich im Allgemeinen für das Ganze
Mit Rath und That behülflich sein; auch ist
Mein Sinn noch unverfälscht von Politik,
Wie man gewöhnlich in der Welt sie treibt.
Man hat mir oft versichert, sie sey nichts
Als ein Geweb von Falschheit und Betrug!
Die Staat- und Völkerkunde hat noch nie
Mit alten abgenuzten Phrasen mich
Getäuschet; noch hat die Geschichte nie
Durch aufgestelltes Beyspiel mich verführt.
Was kümmert mich vergangner Zeiten Wohl
Und Weh? Die Gegenwart nur liegt mir jezt
Am Herzen, und die Zukunft: Aber nicht

Beschränktes Wohlseyn einer Nation
Allein beschäftigt meine Phantasie!
So klein, einseitig, arm und engbeschränkt
Darf sich ein wahrer Philanthrop nicht zeigen.
Er baut nach seiner Einsicht ein System
Für's All der Menschheit. Ob es für sein Land,
Für seine Vaterstadt auch paße? Ob es
Ihn selbst, die Seinigen zu Boden drüke,
Wenn durch Giganten ausgeführt es würde,
Was kümmert's ihn? — Das Wohl des Ganzen ist —
Bewiesen wird es heut zu Tag — nicht mehr
Das Wohl des Einzelnen. Deswegen rath' ich
Nun auch nicht nur Helvetien allein,
Dem kleinen unbedeutenden Partikel
Des großen Alls; selbst Frankreich nicht, das doch
Des guten Raths so sehr bedürfte: Nicht
Dem Meerbedrohten Holland; nicht dem armen
Verwirrten deutschen Reiche; England nicht,
Dem nicht zu rathen ist, weil jeden Rath
Sein starrer Afterkönig Pitt verschmäht,
Und immer wähnt er wisse alles beßer!
Ich rathe nicht dem russischen Barbaren
Auf seinem Thron von Eis, im kalten Norden,
Den bald der Wahrheit Sonne schmelzen wird!
Ich rathe keinem insbesondre von
Den Ländern all, die ich im Büsching sah;
Ich rathe der gesammten Menschheit nur,
Mit Einem wohlbedachten weisen Rath.
Wie ist es möglich, daß vor mir noch keiner
Auf diesen einzig klugen Einfall kam?
Drum horche mir, o Menschheit! horche was
Ein Sohn der Wahrheit und Natur zu dir
Mit voller tiefer Ueberzeugung spricht:
Daß du, o Menschheit, endlich glüklich werdest,
Mußt du zu reiner Urnatur zurük
Dich wenden; alles Mein und Dein verwerfen;
Mußt keinen über dir erkennen, als
Wen du, in deiner Urversammlung, selbst
Zu deinem Stellvertreter auserkohren.
Versteht ihr meinen Wink? Den großen Wink,

Der euch den allgemeinen Frieden sichert?
Versteht ihr ihn, ihr Menschen, meine Brüder?
Macht ihr ein allgemeines Ganzes aus,
So wird auch keine Theilung, keine Fehde
Entstehen unter euch! das ist ja klar
Bewiesen durch die neuen Republiken.
Zu einem Ganzen aber euch zu bilden
Eröffnet einen General-Congreß,
In welchem Siz und Stimm' der Otaheite
So gut wie der Helvetier haben muß.
Der Menschheit Stellvertreter müßen rein
Und unverdorben seyn; drum wählt am liebsten
Nur Kinder, die am Mutterbusen noch
Mit holder Einfalt spielen. — Lange zwar
Hab' ich das alte Bibelbuch verworfen,
Doch steht noch hie und da ein Sprüchlein drinn,
Das anzuwenden ist, und das ich auch
Zitiere, wenn zu meinem Kram es paßt.
So werden im besagten Bibelbuch
Die Kindlein auch als Muster aufgestellt. —
O! wie ergreift mich unnennbare Lust,
Bei dem Gedanken an den General-
Congreß von reinen unverdorbnen Kindern!
Welch hohes Ideal von Himmelsunschuld!
Wie sicher wird in ihrem zarten Schooß
Das neue Glück der bessern Menschheit ruh'n!
Gebt diesen unschuldsvollen Kindern nur
Auf allgemeine Kosten — es bedarf
Dazu nur einer General-Schatulle —
Noch einen guten Gouverneur; es findet
Sich einer leicht, sey's in Paris, in Mainz,
In Wezikon, in Basel oder Bern,
Der sie nach dem System der Frey- und Gleichheit
Aesthetisch auferzieht; behutsam sie
Vor jedem Menschenvorurtheil bewahrt,
Und dann sie ihrem eigenen Gefühl
Bey Zeiten überläßt, nur hie und da
Mit einem Wink, wie der, den ich izt gebe,
Bey dem, für solche Wesen leichten Werk,
Dem Weltall eine Constitution

Zu geben — auf den rechten Weg sie leitet —
Dann hast du, Menschheit, was du lang bedurftest!
Dann steht dein Glück auf ewig sichern Füßen,
Und in der allgemeinen Republik
Wird wahre Freyheit, wahre Gleichheit herrschen!

Nach der Wende des Jahrhunderts verzog sich der wüste Kriegslärm allmählig und Ruhe und Frieden schienen auch in den hart mitgenommenen Beckenhof einziehen zu wollen. Da starb im Frühjahr 1800 unerwartet schnell der Vater und David Heß mußte nun die Leitung der ziemlich umfangreichen Oekonomie übernehmen. Ein freudiges Ereigniß war die Geburt eines Sohnes, Adolf, am 27. August 1800.

Im folgenden Jahre veranstaltete er eine erste Auswahl unter seinen bisherigen poetischen Kleinigkeiten und Aufsätzen, sie erschien unter dem Titel: „Kleine Gemählde, Reminiszenzen und abgebrochene Gedanken von einem Dilettanten." (Zürich bey Orell Füßli und Compagnie 1802). Die Zueignung ist an die „sanfte Gefährtin seines Lebens" gerichtet, deren treuer Liebe er es dankt, „daß das unstäte Sehnen des jugendlichen Schwärmers sich in stillen Genuß einer glücklichen Existenz aufgelöst hat." Schon in Holland hatte er die erträglicheren unter seinen vielen Schreibereien zusammengestellt; unter den manigfaltigen Ereignissen der letzten Zeit waren sie gänzlich vergessen geblieben und nun, bei reiferen Jahren, blickte er in seine Blätter, wie in einen Spiegel der Vergangenheit. Er selbst dachte nur bescheiden von diesen Versuchen und entschuldigte sie mit dem Worte: „il vaut mieux faire des riens que de ne rien faire." Es sind Gedanken über Natur, Welt und Menschen, kleine Erzählungen, Schilderungen, Ossianische Nachtstücke, Betrachtungen über Kunst, Erinnerungen an vorige Lebensstationen, gemüthvoll und mit kindlichem Sinne dargestellt. Der Humor, welcher in den spätern Schriften vorherrscht, klingt hier nur leise an und scheint erst mit vorgerückterem Alter in ihm erwacht zu sein. Die tändelnde Richtung der Geßner'schen Schule ist noch fühlbar. Zwanzig hübsche selbstgezeichnete Vignetten, von König radirt, zieren das Büchlein. Im Anhange stehen einige seiner Liedercompositionen.

Manche dieser Erzeugnisse sind uns schon begegnet. Daß es an wahrhaft poetischen Herzenstönen nicht fehlt, mag folgende kleine Probe zeigen:

„Am Todestag des Freundes*).

Die welken Blätter streut der zweite Herbst
Schon über deine Gruft, mein Jonathan —
Und noch hat deines Freundes Muse nie
Ein Blümchen drauf gestreut! Ach, jedesmal
Wenn sie gedankenvoll der Gruft sich naht
Und ihrer Harfe Saiten leis berührt,
Sinkt ihre Hand, vom Gram gelähmt, hinab,
Ihr Auge schwimmt in neuer Thränenfluth
Und stiller Seufzerodem wird ihr Lied."

Aus dieser Zeit stammen auch einige Gedichte, die im „Helvetischen Almanach" für das Jahr 1802 (Zürich) S. 182 ff. erschienen sind. Die drei ersten: „Blumen in Elisens Todtenkranz geflochten," „der vergebliche Spaziergang" und „der Bräutigam bei der Spinnerin" tragen einen elegischen Charakter.

„Elise blühte lieblich auf
In unverdorbener Natur.
Der Einfalt holder Genius
War ihr Begleiter. Unschuldsvoll
Und ihrer Anmuth unbewußt
Gieng sie an seiner Hand einher.
Als nun die Blume reizender
Im Jugendstrahl sich öffnete,
Sprach wehmuthsvoll der Genius:
„Dich, holde Blume, sollte nun
Der Schmetterlinge loser Schwarm
Umflattern? Dich die Eitelkeit
Bestricken? Sommerglut dich bald
Versengen? Sturm der Leidenschaft
Dich früh' entblättern? und ich soll
Dich einst, Geliebte, welken sehn?
Nein! du gehörst nicht dieser Welt,
Wo Unschuld in der Fremde lebt!
Ich will in's beßre Vaterland

*) S. 234. Vrgl. auch S. 249 „Abendwehmuth."

Dich schnell verpflanzen!" Also sprach
Der Genius und schwebte schnell
Mit ihr empor. — — Itzt blühet sie
Als ewig junge Rose schön
In Edens Garten, wo kein Hauch
Der Lust der zarten Blume droht,
Wo immer neuer Frühling herrscht
Und Gottes milde Lüfte weh'n."

Man fühlt immer noch die Geßner-Kleist'sche Richtung nach. Uebrigens gilt der ganze Todtenkranz der lieblichen Nichte Elisabeth v. Reinhard (1800 im fünfzehnten Lebensjahr gestorben*), der einzigen Tochter seiner älteren Schwester Martha Henriette († 29. April 1831), die sich 1783 mit Hans von Reinhard, dem spätern Züricher Bürgermeister und Landammann der Schweiz vermählt hatte**). Der „Helvetische Almanach" für das Jahr 1803 brachte ein liebliches Herbstidyll von David Heß „das Zürchersche Traubenfest" in Hexametern mit eingestreuten jambischen und trochäischen Versen, die lebensvolle Schilderung eines Herbsttages, wie er dem Dichter alljährlich in den eigenen Weinbergen, die um den Beckenhof lagen, selbst erschien. Ein kleiner Aufsatz „über eine neue Art von Schattenrissen" steht im „Freimüthigen" von 1803 Nro 200.

Auch mehrere Karikaturen erschienen von ihm, so die politische Schaukel (auf Napoleon), die Einquartirung auf dem Lande und in der Stadt und namentlich der vielbelachte „Scharringgelhof, oder Regeln der guten Lebensart beym Abschiednehmen von der Stubenthüre bis zur Hausthüre und auf der Gasse. Zu Nutz und Frommen junger Herren und Bürger, die sich züchtiglich gebärden wollen, in Bildern dargestellt von Daniel Hildebrand. (Much ado about nothing)." Es ist eine Satire auf das kleinstädtische Spießbürgerthum und das lächerliche ceremonielle Wesen. In 6 Positionen verabschiedet sich der übertrieben höfliche Gast im Zimmer, an der Thür, oben und unten an der Treppe, unter der Hausthüre, bis er beim letzten von der Straße

*) Vrgl. auch „Todtenfeier" in den kleinen Gemählden S. 68.
**) Vrgl. C. v. Muralt, Hans von Reinhard S. 21.

aus unternommenen „Scharris" jämmerlich über einen Wehrstein purzelt.

Am 16. März 1802 wurde David Heß eine Tochter Caecilie*) geboren und wenige Wochen nachher am 11. April starb sein geliebtes Weib. Sein Jammer war unsagbar und das Leben schien ihm fortan unerträglich. Ihre kurze Ehe war so glücklich gewesen! Sein weiches, träumerisches Gemüth sträubte sich, das Unglück mit Ergebung hinzunehmen. Eine völlige Trennung von dem heißgeliebten Nettchen erschien ihm ganz unfaßbar und in seinem Schmerz und der heftigen Sehnsucht, mit ihr weiter zu leben, schrieb er die „Briefe an Nettchen in's Jenseits**)," erschütternde Schilderungen seiner Seelenzustände, Geständnisse eines Gemüthes, das, an den Rand der Verzweiflung gerissen, erst allmählig in der bittern Schule des Leidens geläutert und endlich wahrhaft erhoben wird. Es ist ein eigentliches Schwelgen im Schmerz, bis das ganze in freundlich wehmüthigen Erinnerungen an genossenes Glück und genossene Liebe sanft ausklingt wie jenes Lessing'sche: „Wohlan! Komm übe, was du längst begriffen hast, Was sicherlich zu üben schwerer nicht Als zu begreifen ist, wenn du nur willst. Steh' auf!" Ihrer intimen Natur nach ertragen diese Briefe keine Mittheilung.

Seine stark erschütterte Gesundheit mahnte ihn daran, für seine Kinder zu leben. Er reiste im Spätsommer 1804 nach Schwalbach, berührte auf der Heimkehr Basel und kam in das gastliche Haus des Rathsherrn Peter Vischer am „Rheinsprung," eines ausgezeichneten Mannes und Kunstkenners († 1823), der eine große Sammlung alter Gemälde und Holbein'scher Handrisse besaß. In der Tochter des Hauses Salome (Mely) Vischer fand David Heß seine Retterin, seine treue zweite Gattin und liebevolle Mutter seiner Kinder.

„Vergessen läg' ich bei den Todten,
Von schwerem Gram hinabgesenkt,
Wenn du mir nicht die Hand geboten
Und neues Leben mir geschenkt.

---

*) Spätere Frau Bankdirektor Finsler, gestorben in Zürich 1882.

**) Drei Bändchen im Züricher Nachlaß.



Du hast, mit Lieb und Trost von Oben,
Mich wieder sanft emporgehoben *)."

Mely besaß die trefflichsten Anlagen und war früh durch Krankheit an Entsagung gewöhnt worden, während sich in ihr ein tiefes inneres Leben entfaltete. Im Januar 1805 führte er sie an den Altar und es folgte eine Reihe glücklichster Jahre. 1806 brachte ihm sein Weib eine Tochter Marie. Seit 1803 war David Heß Mitglied des großen Rathes und blieb in demselben bis zum Umsturzjahr 1830, ohne jedoch am Staatsleben näheren Antheil zu nehmen. Ebenso war er lange Zeit Mitglied der Vorsteherschaft des Pfrundhauses an der Spannweid und erwarb sich durch seine Humanität ein ehrenvolles Andenken. Vorübergehend gehörte er der Aufsichtsbehörde der Stadtschulen an, drang auf Verbesserung der Lehrerschaft und Verminderung der Unterrichtsstunden. Dem Gang der Weltbegebenheiten folgte er mit dem Blicke des scharfen Beobachters, namentlich den Unternehmungen Napoleons, den er ingrimmig haßte und der bis zum Sturze der Gegenstand seiner Karikaturen blieb. An Freund Büel schrieb er noch im März 1815 nach der aufregenden Nachricht von Napoleons Rückkehr aus Elba: „Die Menschheit wird keine Ruhe haben, bis der Teufel in Menschengestalt in einem Mörser zu Brei gestampft ist. Ich möchte Apothekergeselle sein!" Und im Juli 1821: „Also ist Napoleon Bonaparte mausetodt. Seinen Kometenlauf sahen wir durch dieses Leben streifen, aber ich möchte ihm jenseits nachblicken können, wo die ewige Vorsehung, zwar nicht mit Menschenwage, wägt."

Zur Eröffnung des Kasinos in Zürich schrieb er das Festgedicht: „Die Weihe des neuen Gesellschaftshauses in Zürich" 1807 und gab im folgenden Jahr eine selbstradirte Karikatur „Kranoscopische Handgriffe", gegen die Gall'sche Schädellehre gerichtet, heraus.

In seiner schönen Häuslichkeit fand er nun sein höchstes Glück. Den Kindern war er der zärtlichste Vater, vermied Strafen und jähes Wesen und schien nur durch seine Liebe erziehend auf sie einwirken zu

*) Zueignung an meine Mely in „Scherz und Ernst."

wollen. Wenn eines der Mädchen gefehlt hatte, schrieb er auf ein Zettelchen einige Denkverse und legte ihm dieselben in's Arbeitskörbchen. Den Wohlstand seiner großen Besitzung erhielt er mit Umsicht und der strengen Ordnung, die einen Grundzug seines Wesens bildete.

Außer dem eigenen Hause verkehrte er regelmäßig bloß in der Künstlergesellschaft, der er seit 1790 angehörte. Neben seinem Freunde Martin Usteri war er lange die Seele der Gesellschaft, in das Malerbuch lieferte er Karikaturen und Genrebilder, ebenso hat er für sie später mehrere Neujahrsstücke geschrieben, so 1820 das Leben Landolts, 1830: das Leben und die Charakteristik Joh. Martin Usteris und 1833 das Leben des Kupferstechers Joh. Heinrich Meyer von Zürich. Ebenso nahm er Antheil an der Stiftung der allgemeinen schweizerischen Künstlergesellschaft und erschien ab und zu an den fröhlichen Zusammenkünften in Zofingen. Zu den Künstlerliedern von Martin Usteri (1809 und 1826) dichtete er mehrere Beiträge: „Reisejubel im Hühnerwagen zu singen" S. 5, „Lied für Schwizer-Mahler" (in der Mundart) S. 31, „das Steckenpferd des Mahlers" S. 84, „der schlaue Künstler" S. 96 und den „Schlußgesang für die Künstlergesellschaft in Zofingen", ebenso componirte er Melodien zu sechs andern Gedichten. Er verfaßte einsichtsvolle Referate über mehrere Kunstausstellungen: so für Ludwig v. Schorns Kunstblatt (Beilage zum „Morgenblatt") 1821 Nr. 80—83 über die Züricher Kunstausstellung; ebendaselbst 1821 Nr. 27 erschien von ihm ein Aufsatz: über eine Lücke in der Literatur für Künstler. Nach Usteris Tode besuchte er auch die Künstlergesellschaft nicht mehr.

Im Juli 1811 erhielt er die Kunde von dem Ableben seines Vetters Johann Caspar Schweizer in Paris. Der in kaufmännischen Angelegenheiten unerfahrene Heß, welcher sich des gescheiterten Mannes seit einem Dezennium auf's edelmüthigste angenommen hatte, war von diesem zum Liquidator der verwickelten und erfolglosen Geschäfte, die Schweizer selbst nicht zu entwirren vermocht hatte, ernannt worden. Er erschrack vor der Aussicht auf Jahre mühevoller Arbeit, allein das Pflichtgefühl für seine geliebte Cousine Magdalene überwog jede andere Rücksicht und er befand sich schon am 25. Juli in Paris. Welche

Veränderung, seit dem Jahre 1796! Glücklicherweise weilte eben sein Schwager, Landammann von Reinhard, in der französischen Hauptstadt und unterstützte ihn mit seinem diplomatischen Ansehen. Man muß den Kampf, den der Testamentsvollstrecker Schweizers nunmehr gegen das Gesindel von Schuldnern zu bestehen hatte, unten selbst nachlesen (S. 217 ff.). Nach einigen Wochen war alles so eingeleitet, daß er Paris wieder verlassen und die weitere Liquidation, welche zehn volle Jahre in Anspruch nahm, von Zürich aus betreiben konnte. Nach einem Jahre langte auch Magdalene, ein altes gebrochenes Mütterchen, auf dem Beckenhof an und starb im Januar 1814. Caroline von Wolzogen sandte am 20. November aus Weimar einen herzlichen Beileidsbrief.

Seit dem Jahre 1809 datirt die folgenreiche Bekanntschaft mit dem wackeren Ulrich Hegner von Winterthur (1759—1840). Nach dem Erscheinen der Hegner'schen Schrift „Auch ich war in Paris" hatten sich die beiden seit Anfang des Jahrhunderts in der Züricher Künstlergesellschaft ab und zu gesehen, beide verband das rege Interesse für Literatur und Kunst. Heß suchte 1809 Hegners Vermittlung zum Stuttgarter „Morgenblatt" und von da an standen sie dreißig Jahre lang in ununterbrochenem Briefwechsel, der eine Hauptquelle für das Leben und Wirken der zwei Männer ist. Im Basler Nachlaß ist die ganze Korrespondenz aufbewahrt: 173 Briefe von Hegner und wohl noch mehr von Heß; die erstern sind in durchgesehenen und von Heß sorgfältig numerirten Kopien vorhanden. Heß hob 1812 Hegners „Molkenkur" aus der Taufe, indem er die Drucklegung bei Orell Füßli besorgte. Zwischen dem Beckenhofe und dem „Frieden" in Winterthur werden häufige Besuche gewechselt, alle familiären und literarischen Angelegenheiten kommen zur Sprache, druckfertige Manuscripte, Reisetagebücher u. s. w. wandern hin und her. Die Briefe von Heß sind immer redselig, gemüthvoll und umfangreich; knapp und trocken die Billete von Hegner. Gegen keinen seiner vielen Freunde hat sich jener über alles so rückhaltlos ausgesprochen, wie dies hier geschieht. In diesen Kreis treten ungefähr um die nämliche Zeit Ludwig Vogel, der treffliche Züricher Maler, Joh. Gottfried Ebel (1764—1830), der Arzt und Naturforscher, seit 1810 in Zürich seß-

haft; Sigmund Wagner, der Kunstkenner und Antiquar von Bern, Ludwig Wurstenberger von Bern, Mayr von Arbon, der Jerusalempilger, Phil. Chr. Kayser, der Freund Goethes, ebenfalls in Zürich niedergelassen, (vorübergehend auch Ludwig Meyer v. Knonau, H. G. Nägeli, Kirchenrath Salomon Vögelin) und seit 1815 Hofrath Johannes Büel von Stein a. Rh. (1761—1830), der Allerweltsfreund, damals Erzieher in Wien, welcher ebenso sehr für die Weimarer Dichterheroen, wie für die Frauen Caroline Pichler*) und Caroline von Wolzogen schwärmte. Auch der zerfahrene Pfarrer und Schriftsteller Joh. Conrad Appenzeller (1775—1850) gehört dem Kreise an. Dann führten die Tagsatzungen von Zürich bedeutende Männer des Auslandes in das Heß'sche Haus, so Capo d'Istria, Steigentesch, Lebzeltern, den badischen Gesandten v. Dusch, den preußschen Legationsrath Olfers ꝛc. Mit dem General von Janssens († 1838), dem nachmaligen holländischen Kriegsminister, den er vom Haag her kannte, blieb er in dauernder Beziehung. Zu A. L. Follen, welcher sich später in Zürich niederließ, wollte sich kein näheres Verhältniß bilden**).

Unter den vielen berühmten Namen, mit welchen David Heß früher oder später in vorübergehendem brieflichen Verkehr stand, mögen genannt werden: Goethe (1820—21), Jung Stilling (1806), Angelika Kaufmann (1796), A. v. Kotzebue (1803), Konradin Kreuzer, C. v. Grüneisen (1834, der Heß wegen Niklaus Manuel zu Rathe zog), Klinger (1821—24), Pfeffel (1800), J. L. Rö-

*) Der umfangreiche Briefwechsel Büels mit Caroline Pichler befindet sich im Basler Nachlaß.

**) Im Juni 1820 traf Heß flüchtig mit Joseph Goerres zusammen und schrieb an Büel: „Der berühmte und berüchtigte Professor Goerres ist hier. Ich speiste letzthin neben ihm. Ein genialischer Feuerkopf und in psychologischer Beziehung höchst anziehend. Ich halte ihn für eigentlich wohlmeinend, aber für einen unvorsichtigen Fackelschwinger. Das braust und spricht und in allem Wissen ist da Bescheid! Wenn ich ihn mit zwei Worten schildern sollte, so möchte ich sagen: er ist eine deutsche Uebersetzung vom Jahre 1820 eines französischen „Constitutionel" vom Jahre 1789." Wie zutreffend ist dieses geistreiche Urtheil!

mer, Consistorialrath in Braunschweig (welcher Heß viele seiner Gedichte mittheilt), Karoline Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, Ludwig v. Schorn, Museumsdirektor in Weimar, Ludwig Uhland (1830—32), J. P. Hebel, W. Wackernagel u. s. w.

Hottingers „Zürcherische Beiträge", 1815 II. Bd. 3. Heft S. 44 ff. brachten von Heß „den Junker am Scheideweg, ein Nachmittagsgespräch" und die Bürklizeitung desselben Jahres (1. Sept.) „ein Sturmlied für die Schweizer vor Hüningen". — 1816 erschien „Scherz und Ernst in Erzählungen von David Heß (Zürich bey Orell Füßli u. Compagnie), in jeder Hinsicht das schwächste, was er geschrieben. Zum Novellisten fehlt ihm ursprüngliche Erfindungsgabe, wenn ihm auch die Kunst der Darstellung in vollem Maße gegeben ist. Diese fünf Erzählungen „die besiegte Tanzlust", „der wandernde Deklamator" (die beste unter ihnen), „der Tonkunst Wettstreit mit der Mahlerei", „der Alte auf dem Berg", „der Wunderstab" wollen übrigens mehr nach ihrem sittlichen Gehalt und der praktisch-gesunden Tendenz, die einer jeden zu Grunde liegt, beurtheilt sein. — Die Zürcherzeitung 1817 15. Juli enthält ein Gedicht von Heß auf Hans Caspar Hirzel (den jüngern, Archiater der Stadt Zürich)*).

Von jetzt an beginnen seine männlich kraftvollsten Jahre und dauern bis 1822. Aeußerlich glücklich, bezeichnen sie auch die Periode seines reifsten Schaffens. Alles Frühere war doch im Grunde genommen Dilettanten-Arbeit gewesen; er hatte auf den verschiedensten Gebieten ziemlich erfolglos herumgetastet. Jetzt erst fand er das Feld, auf welchem sein Weizen blühte, dasjenige der Kulturgeschichte und Biographie und so sind denn diejenigen seiner Werke, welche sich auf diesem Gebiete bewegen, „Johann Caspar Schweizer", „die Badenfahrt" und „Salomon Landolt" seine besten Schöpfungen.

Seit Jahren pflegte David Heß die warmen Quellen des benachbarten Baden zu besuchen und lebte sich, wie überall, wo er länger weilte, in die Natur und Geschichte des freundlichen Limmatstädtchens

*) Ein Gedicht „die gerettete Leier" von 1812 steht bei E. Schellenberg-Biederman, Erinnerungen an Ulrich Hegner S. 100 ff.

ein. Sein ständiges Quartier dort war die „hintere untere Laube“ des „Hinterhofes“ mit dem Ausblick auf die „Matte“ und den Fluß. Er erforschte die Gegend, zeichnete eifrig, beobachtete scharf, studirte die Geschichte Badens und fahndete auf alle Schriftstücke älterer und neuerer Zeit, die sich schon über diesen Gegenstand ausgelassen. Jede Stunde wurde nützlich ausgefüllt und wenn er Abends beim Schimmer einer Kerze im traulichen Badgewölbe saß und das einsame Heimchen seine Stimme erhob, fand er Stimmung für ein Badepigramm, für ein Lied an seine Mely, die Frau Davidissima, wie sie sich selbst gerne nannte. Zu Hause wurden dann die Notizen fleißig und sauber ausgearbeitet. Das Buch über Baden beschäftigte ihn während des Jahres 1815 auf 16, im März 1816 lag es im Rohen vor und war schon im Mai vollendet. An eine Veröffentlichung dachte er nach seiner Weise zunächst nicht, erst auf Anrathen Büels und der andern Freunde ließ er es in 1000 Exemplaren drucken als: „Die Badenfahrt. Von David Heß. Zürich bey Orell Füßli und Compagnie“ 1818, 585 Seiten*). Die zierlichen Vignetten sind zum größten Theil von ihm selbst gezeichnet, einige rühren von seinem talentvollen Sohne Adolf oder von seinem Schwiegervater P. Vischer her, radirt wurden sie von F. Hegi**). — Die Badenfahrt ist ein hochvergnügliches, von den Neuern vielfach ausgeschriebenes Buch, eine Kulturgeschichte im kleinen. Ein etwas philisterhafter Zug steht ihr gar nicht übel. Der trockene Humor wirkt überall auf's köstlichste. Die Darstellung ist immer angenehm und der Inhalt der bunteste und kurzweiligste von der Welt. Der Verfasser bestimmte sein Buch für alle Kurgäste, damit sie sich einen Regentag oder eine lange Stunde damit verkürzen möchten. Er schildert die lustige Wasser-

*) Das prächtig ausgestattete Originalmanuscript befindet sich im Basler Nachlaß. — Aug. v. Kotzebue besprach „die Badenfahrt“ im lit. Wochenblatt 2. Bd 1819 S. 186.

**) Freilich nicht zur Zufriedenheit des Autors, denn dieser schreibt an Hegner: „daß Hegi so unlustig gearbeitet und so schülerhaft geäzt hat, ist für mich ein sehr verdrießlicher Umstand, denn ich hoffte, er würde mit artistisch behandelten Blättern das Publikum geschweigen; statt dessen hat er Helgen und Buchzeichen geliefert.“



fahrt von Zürich nach Baden, den Einzug in die Gasthöfe, die Einrichtung derselben, Bad, Frühstück (nebst einigen Bemerkungen über die „Spanischbrötchen"), Toilette, Besuche, „die Matte", die Mittagsmahlzeit und unterbricht sodann diese Bilder klüglich durch den literarischen Nachmittag, der dem Leser das Merkwürdigste, was in alten Zeiten über Baden geschrieben wurde, vermittelt, so den berühmten Sendbrief des Poggius Florentinus, den Traktat Pantaleons, die Schilderung Montaignes u. s. w. Es werden die Badenfahrten früherer Jahrhunderte vorgeführt, ebenso das gesellschaftliche Leben und die Lustbarkeiten von einst und jetzt. Dann wird die nächste Umgebung des Städtchens durchschweift und der alte Stein zu Baden bietet den passenden Anlaß, daß man sich die wichtigsten Momente aus der politischen Geschichte vergegenwärtigt. Den Beschluß bilden (neben einer geologischen Abhandlung des gelehrten Dr. Ebel) kulturhistorisch und poetisch amüsante Beilagen. Die „Badenfahrt" enthält tausend kleine Winke sowohl für den Kurgast als zur Verbesserung der Bäder; das Buch ist nach allen Seiten, topographisch, historisch, praktisch brauchbar. Man denke sich aber nur nicht etwa einen „Baedeker" darunter, der dem Fremden Routen, etwaige ästhetische Genüsse und Gasthöfe vorschreibt. Was die letztern betrifft, so hält es der Autor mit der alten biedern Rathsordnung: „fragt aber ein Gast, wo gute Zehrung wäre, soll und mag man wohl reden: an allen Orten und Enden!" Mit literarischen Hilfsmitteln wurde David Heß bei der Arbeit namentlich von seinem Freunde Martin Usteri unterstützt. Merkwürdig ist, daß auch unser Joh. Caspar Schweizer ein ähnliches Werk über Baden geplant hatte. (s. u. S. 246).

Ulrich Hegner bezeugte seinen Dank für die „Badenfahrt" am 10. Nov. 1817 mit folgenden Worten: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank — für Ihr freundschaftliches Geschenk, das ich gestern von Ihnen, mein edler Freund, erhalten. Sie haben die Idee vortrefflich ausgeführt und sich damit ein Denkmal zu stiften gewußt, das, so lange man nach Baden fährt, von der Beobachtungsgabe und Freimüthigkeit Ihres Geistes zeugen wird. Und welch eine schöne Quelle der Unterhaltung eröffnet sich damit für manchen, der zu längerem Bleiben daselbst bestimmt ist

und müde von langweiliger Gesellschaft und des meist elenden Schauspiels mit Ihrem Buche auf Beobachtung ausgeht, und sich so die Zeit, die ihm sonst peinlich verstrichen wäre, auf eine angenehme und lehrreiche Art zu kürzen weiß! Aber manchen und manche wird auch die hinreißende Lebhaftigkeit so mancher Darstellung lüstern machen, sich, auch ohne dringende Gesundheitsnoth, in diesen gleichsam neuaufgeschlossenen Annehmlichkeiten zu prüfen, und da mögen Sie's verantworten, wenn Sie die Leute um's Geld bringen, oder gar Haus- und Ehestreit verursachen!"

Auch an dem von Kuhn, Meisner und Wyß herausgegebenen Almanach „Alpenrosen" betheiligte sich David Heß mit mehreren Beiträgen. Im Jahrgang 1812 S. 62 erschien ein von ihm zugleich in Musik gesetztes Gedicht „Rückblick":

„Ich war ein Kind und habe
Die Tage des Lenzes verträumt!
Jetzt, näher schon dem Grabe,
Erkenn' ich, was all' ich versäumt.

Wie Nebelstreifen ziehen
Durch sonnenbeschienenes Thal,
So zogen Phantasien
Durch's Herz mir mit Lust und mit Qual" u. s. w.

Jahrgang 1819 S. 156 enthält „des Vaters Abendlied an seine Geliebten" und S. 67 eine Erzählung: „der Caschemir-Shawl." Heß verfolgte mit derselben, wie er in einem Brief an Hegner vom Jahr 1818 berichtet, zunächst wieder einen praktischen Zweck. Im Gespräch mit Büel war man auf den steigenden Luxus der Zeit gekommen, so auch auf den Kaschmir und auf die unsinnigen Summen, die dafür bezahlt würden. Mit dieser Geschichte sollte den Damen ein Wort zu seiner Zeit gesagt sein. Der Kaschemir-Shawl, der mit 1500 Gulden bezahlt wurde, richtet in verschiedenen Wiener Familien großes Unheil an; nach manigfacher Verkettung der Umstände soll er als ein Geschenk seinen Weg in die Schweiz nehmen, wird aber von dem biedern Empfänger zum Fenster hinausgeschmissen und fällt einer armen jungen Mutter, die ein halbnacktes Kind im Schooße hält,

zu Füßen. Sie hüllt das frierende Würmlein in das weiche Tuch und geht froh nach Hause.

Im Jahrgang 1820 S. 147 steht die schöne Bündnerische Volkssage: „Elly und Oswald oder die Auswanderung von Stürvis", über welche Hegner noch in spätern Jahren (Oktober 1833) dem Verfasser schrieb: „Ich habe auf dem Weg nach Bremgarten (wohin ich einen großen Theil von „Saly's" Geschichte verlegt) deine herrliche Novelle „Elly und Oswald" gelesen." Ich kann nicht sagen, wie sehr mich die so anschaulich dramatisch ausgeführte Erzählung wiederum erfreut hat." — Hoch auf der Mayenfelder Alp, wo jetzt auf grasreicher Fläche nur wenige zerstreute Sennhütten den Hirten über den Sommer kümmerliches Obdach gewähren, wohnten vor drei Jahrhunderten noch freie Walser in dem längst verschwundenen Dorfe Stürvis. Oswald, der Sohn des reichen Bathöniers, liebte Elly, die einzige ebenso schöne als fromme Tochter der armen Riggin. Der stolze unbeugsame Vater aber hatte ihm eine andre Frau bestimmt, worüber sich Oswald so grämte, daß er den Feldzug seiner Landsleute nach Mailand als Söldner mitmachen wollte. Da erfuhr der alte Bathönier von einem ehemaligen Waffengefährten, daß dereinst im Schwabenkriege Elly's Vater ihm das Leben gerettet hatte und um seinetwillen gestorben war, worauf er unverweilt die Einwilligung zur Ehe der beiden Liebenden gab. Oswald drängte zur Hochzeit und stieg trotz der rauhen Winterszeit in's Thal hinunter nach Mayenfeld, die Zurüstungen zu derselben zu betreiben, obschon er durch Elly's ängstliche Träume gewarnt worden war. Er hatte ihr geschworen, mit dem sinkenden Abend wieder in Stürvis zu sein. Er verspätete sich, ein schweres Schneegestöber überfiel ihn auf seinem halsgefährlichen nächtlichen Wege. Elly wartete indeß vergebens auf ihn und stürzte in der Winternacht hinaus, ihm entgegen. Am andern Morgen fanden die suchenden Nachbarn die Jungfrau todt und starr an einem Felsblock auf Schnee und Eis gebettet, und an der entgegengesetzten Seite des Felsens lehnte, schwer mit Hochzeitgaben beladen, der todte Oswald. Erschöpft von der beinahe übermenschlichen Anstrengung, wollte er vermuthlich hier ausruhen und war, vom Frost

betäubt, entschlafen, um nicht wieder aufzuwachen. Nur durch den Stein getrennt, waren die Geliebten, treu bis in den Tod, jedes allein und ohne des andern Nähe zu ahnen, eingeschlummert. Der größte Theil der Dorfbewohner von Stürvis, die sich längst nach der wirthlicheren Ebene hinunter sehnten, hielt das jammervolle Ereigniß für einen Wink der Vorsehung. Sie verhandelten mit den Mayenfeldern über das Gemeinderecht und zogen mit Weibern und Kindern und aller Habe in das Thal hinab.

David Heß hatte während seines Aufenthaltes im Bade Pfäfers (Sommer 1818) Land und Leute der dortigen Gegend zu seinem Studium gemacht und auch nach alten Sagen geforscht. Die Geschichte von „Elly und Oswald" ist dort entstanden.

Der Jahrgang 1822 der „Alpenrosen" endlich brachte sein „Kunstgespräch in der Alphütte" (S. 111 ff.), worin gegen den Mißbrauch der neuern schweizerischen Maler, alle Gegenstände ihres Pinsels zu verfeinern, gefälliger und weicher zu machen, geeifert wird. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß der Vertreter der älteren natürlicheren Richtung, der Maler Engelhard, dessen Mädchen und Buben so starke Hände und derbe Stotzen zeigen, Ludwig Vogel ist*).

1819 erschien „Die Rose von Jericho. Eine Weihnachtsgabe von David Heß. Zürich bey Orell Füßli und Comp." Das seither zum Ueberdruß behandelte hübsche Motiv ist in der zarten blühenden Dichtung sehr ansprechend durchgeführt. Der junge Heinrich Syfrig liebt die schöne Lise, die Tochter der bibelfesten Frau Sekelmeisterin Meyer in Riesbach bei Zürich. Die letztere will von einer Verbindung der beiden jungen Leute nichts hören, da ihr der Vater Heinrichs einst großes Herzeleid angethan. Sie hatte nämlich eine Jerichorose besessen und pflegte am Christabend, wenn die Blume im Wasser den geheimnißreichen Kelch entfaltete, den Nachbarn die Witterung für den kommenden Sommer zu prophezeien. Dem alten Syfrig hatte sie's zwei-

*) Einige unerhebliche Verse von D. Heß über den Afrikareisenden Ludwig Burckhardt stehen in Hottingers Zürcherischer Monatschronik 1818.



mal nicht getroffen und am nächsten Weihnachtsabend entriß er ihr zornig die Wunderblume von Saron als ein Hexenwerk, zerfetzte dieselbe in tausend Stücke und warf sie zum Fenster hinaus. Nur ein verdorrtes Reischen war ihr geblieben. Lise spielte dieses dem jungen Heinrich Syfrig in die Hände und dieser gelobte, weder zu ruhen noch zu rasten, bis er die Blume, deren Namen er nicht kannte, gefunden habe. Der Gärtner des botanischen Gartens schließt aus dem ihm vorgewiesenen Stengel auf eine Alpenrose. Heinrich eilt auf den Rigi, die Blume zu holen und bringt der Frau Meyerin am Osterdienstag einen Bündel dieser dürren Alpenpflanzen, wird aber von der Alten, die sich verhöhnt glaubt, fortgejagt. Immerhin erfährt er bei dieser Gelegenheit, daß er das Wunder zu Jericho finden könne. Da tritt eine Wendung ein. Die Franzosen, Oestreicher und Russen rücken in's Land (1799); Heinrich wird aus der Schreibstube genommen und unter die waffenfähige Jugend eingereiht. Bei einem alten kräuterkundigen Pfarrer am Rhein erfährt er, welche Bewandtnis es um die Rose von Jericho habe. Als er wieder nach der Heimat zurückgekehrt ist, kommt Einquartierung in's Haus. Es trifft sich nun, daß ein alter ungarischer Wachtmeister, welcher in der kleinen Wirthschaft Heinrichs eingelegt worden, im Besitz einer solchen Wunderblume ist, von der er sich aber um kein Gut der Welt trennen will. Der Wachtmeister wird bald darauf tödtlich verwundet und vermacht sterbend seinen Schatz dem treuen Heinrich. Dieser aber fällt in die Hände der Franzosen und muß sich von ihnen als Wegweiser und Dolmetsch gebrauchen lassen. Während der zweiten Schlacht von Zürich kann er entweichen und in der Dämmerung des nächsten Christfestes begibt er sich in das Haus der Geliebten und überreicht der erstaunten Mutter, welche durch die schweren Wechselfälle der Zeit mürbe geworden ist, die Rose, die nun, in die Wasserschale gebracht, ihre Kapseln und Kelche öffnet und auf herrlichste aufgeht. Heinrich wird rein befunden und die Mutter legt Lisens Hand in die des Jünglings.

Die zarte Weihnachtsgabe weihte David Heß seinem lieben Freunde Martin Usteri mit folgender Widmung:

„Verstummt sind längst
Die Wundersagen,
Welche der Pilger
Aus dem gelobten
Lande des Glaubens
Mit der Rose
Von des Jordans
Fernem Gestade
Herübergebracht.

Dennoch regt sich
Nach Jahrhunderten
Neues Leben
Geheimnißreich
Immer wieder
In der Rose,
Wenn der Quelle
Flüssiges Silber
Ihre vertrockneten
Zweige durchdringt;
Immer umgaukelt
Ihre Entfaltung
Phantasus noch.

Was er mir eingab,
Als in stiller
Nacht die gefeierte
Blume mir aufgieng,
Sei dem Freunde
Alter Sagen,
Sei dem heitern
Sänger der Freude,
Sei dem edeln
Meister der Künste
Freundlich geweiht.

Denk' ich sein,
Regt es sich immer,
Wie in der Rose,
Tief mir im Herzen
Freudig und heiter,
Und dem inneren
Wallenden Leben
Entsprießt die Blüthe
Der Dankbarkeit."

Ulrich Hegner empfieng das Manuscript der „Rose von Jericho" im Februar 1818 zur Durchsicht und einem spätern Brief fügte Heß bei: „Die noch jetzt in Riesbach vorhandene Jerichorose rührt sehr wahrscheinlich von dem Thalweiler Scherer Ammann her*), der nebst derjenigen, die Dr. Römer besitzt**), noch mehrere aus Palästina heimbrachte. Ich nehme an, die alte Frau stamme von diesem Pilgrim ab." Hegner antwortete am 2. März 1818: „Sie haben uns mit Ihrer „Rose von Jericho" einen köstlichen Sonntag gemacht, mein Lieber.

*) Rose von Jericho S. 93.

**) Dieß ist also der Name des „berühmten Züricher Botanikers", der S. 94 nicht mehr über die Lippen des Pfarrers kam. (J. J. Römer gest. 1819).

Gleich nach Tische wurde die Vorlesung begonnen bis zur Hälfte und dann Abends bei Licht das Uebrige vollendet.

„Um die Sache recht anschaulich zu machen, stellte ich eine wirkliche solche Anastatica, die ich habe, auf den Tisch, und sie entfaltete sich nach und nach schön wie Ihre Geschichte. Sie glauben nicht, was so eine Anschaulichkeit belebt.

„Empfangen Sie also meinen Dank für ihr freundschaftliches Vertrauen und glauben Sie mir, daß ich kein Kompliment mache, wenn ich sage, daß mir die Erzählung durchaus wohl gefallen hat. Die Erfindung ist durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit treffend, die Charakter wahr und die Erzählung munter und fließend. Die Rembrandtische Titelvignette müssen sie ja sorgfältig stechen lassen, das Mädchen ist allerliebst und die Mutter könnte nicht besser sein, die Beleuchtung schön. Könnte man nicht ein klein wenig mehr von dem Gesichte Heinrichs sehen? Der Hacken an Heinrichs Kinn aber (etwa die Handhabe des Lichtstocks?) sollte absolut weg; er stört als etwas Unverständliches.“ *)

Ende Oktober 1818 erhielt der Freund das erste gedruckte Exemplar der „Jerichorose“ mit folgenden Worten: „Endlich, mein verehrter Freund, ist die Jerichorose in dem Orell-Füßli'schen Treib- und Mistbeet aufgegangen und ich eile, Ihnen noch vor dem Christfest die Weihnachtsgabe zu freundlichem Gruße zu übersenden. Nehmen Sie dieselbe mit Ihrer eigenthümlichen Güte und Nachsicht auf. Ich habe es gewagt, diese Kleinigkeit unserm lieben Usteri zu dediziren, wobei ich auch verleitet wurde, in einer Note **) dem Publikum den Dichter des beliebten Volksliedes „Freut euch des Lebens“ zu nennen, weil es zum Theil ohne daß man wußte, von wem es eigentlich herrühre, gesungen wurde, zum Theil auch andern Dichtern zugeschrieben ward, so wie z. B. auch vor ein paar Jahren in der Hamburger-Zeitung Ihnen. Ich bin überzeugt,

*) Was auch geschehen ist, das Licht verschwindet in der von Eßlinger gestochenen Vignette ganz hinter Heinrichs Kopf, der dafür nun einen nicht sogleich verständlichen Schein um das Haupt erhalten hat.

**) S. V.

daß Sie meine Anführung des suum cuique weder mißdeuten, noch mißverstehen werden." — —

Man erblickt hier zu Lande noch zuweilen in alten Häusern ein Bild, welches einen ältern Herrn in langem Rock, gestiefelt und mit dem Degen an der Seite, darstellt, wie er am Saum eines Waldes nachdenklich neben seinem Pferde lehnt und mit der einen Hand das edel geformte Haupt auf den Sattel des Thieres stützt. Das ist der durch den Züricher Dichter der Nachwelt unvergeßlich gemachte Salomon Landolt, der Landvogt von Greifensee, dessen Lebensbild David Heß 1820, zwei Jahre nach Landolts Tod, mit behaglicher Gefälligkeit auszumalen begann. Landolt hat während seines langen Lebens — er ist 1741 geboren — dem Vaterlande die wichtigsten Dienste als Militär, Gerichtsherr, gemeinnütziger Bürger geleistet; daneben war er ein glücklicher Dilettant auf dem Gebiet der Malerei, dessen Talent selbst Goethe würdigte. Alles was er unternahm, trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit: seine witzigen Einfälle, Salomonischen Urtheile als Landvogt, seine Geselligkeit machten ihn zum Liebling seiner Mitmenschen*). Bei Friedrich dem Großen erregte er während seiner Anwesenheit in Berlin Interesse; der alte Ziethen zeichnete den schweizerischen Jägerhauptmann aus; Wieland, Klinger fanden an der heitern Geistigkeit Landolts Wohlgefallen. Mit dem Dichter Reinhold Lenz machte sich — nach der Erzählung von David Heß — die Bekanntschaft folgendermaßen: bei einer Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach stand Lavater mit Lenz am Fenster, als eben Landolt angeritten kam. „Da kommt unser launige Jägerhauptmann, der muß uns einen Spaß machen!" rief der Herr Helfer und eilte, von Lenz begleitet, hinab,

---

*) J. J. Hottinger schildert Landolt in den Briefen von Selkof an Welmar 1777 unter der Figur des preußischen Kapitäns mit den Worten: „Ein Mann von stählernem Sinn und ächtem Schweizerherzen; Freiheit und Vaterland liebt er über alles und würde sich eher die Haut über die Ohren abziehen lassen, als daß er eine unedle That begienge. Er ist alles, was er ist, von Natur; aber sein Urtheil ist gesund und seine Laune unerschöpflich."



fiel Landolt, noch ehe dieser vom Pferde steigen konnte, in die Zügel und sprach: „Herr Hauptmann, wir lassen Sie nicht absitzen, bis Sie uns einen Reim hergesagt haben! Aber es darf bei Leibe darin kein Fluch, nichts vom Teufel, noch weniger etwas Anstößiges gegen eine ehrwürdige Geistlichkeit vorkommen.“ Der Aufgeforderte erwiederte schnell:

„Der Teufel hat ja wohl mit Landolt nichts zu schaffen,
Er amüsirt sich nur mit denen Donners-Pfaffen.“

Sprach's und schwang sich munter vom Pferde.

Goethe lernte den Landvogt Landolt auf seiner 1779 mit Karl August unternommenen zweiten Schweizerreise kennen. Auf der dritten Reise nach der Schweiz traf er im Herbst 1797 zufällig in Schaffhausen in der „Krone“ mit Landolt wiederum zusammen. Ausführlicher spricht er über diesen in den Tages- und Jahresheften von 1820. „Bedeutende Persönlichkeiten, ferner und näher, forderten meine Theilnahme. Des Schweizerhauptmann Landolts Biographie von Weiß*), besonders mit einigen handschriftlichen Zusätzen, erneuerten Anschauung und Begriff des wundersamsten Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 persönlich kennen gelernt und als Liebhaber von Seltsamkeiten und Exzentritäten die tüchtige Wunderlichkeit desselben angestaunt, auch mich an den Märchen, mit denen man sich von ihm trug, nicht wenig ergetzt. Hier fand ich nun jene früheren Tage wieder hervorgehoben und konnte ein solches psychisches Phänomen um so eher begreifen, als ich seine persönliche Gegenwart und die Umgebung, worin ich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Nachdenken zu Hilfe rief.“

Am 26. November 1818 war der treffliche Mann gestorben und Heß meldete das schmerzliche Ereigniß seinem Freunde Johannes Büel zwei Tage später mit folgenden Worten: „Vorgestern Morgens zwischen 4 und 5 Uhr ist der ehrwürdige Greis Salomon Landolt in Andelfin-

*) Lies: Heß. Goethe hat nochmals an einem Orte (im Briefwechsel mit Zelter) den Landschaftsmaler Ludwig Heß mit unserm David Heß verwechselt.



gen sanft entschlafen und mit seiner Leiche wird viel Schönes, Gutes und höchst Originelles zu Grabe getragen, oder besser gesagt, es ist mit ihm in's Vaterland des Guten und Schönen hinübergegangen". Büel meinte, man sollte des Landvogts Handlungen und Reden alle sammeln, auf daß nichts umkomme und Heß scheint in der That sogleich an die Arbeit gegangen zu sein. Im ganzen Lande herum, wo das Andenken an denselben noch in lebendiger Frische stand, sammelte er Materialien über seinen verstorbenen Freund und gab als Vorläufer im Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft für 1820 das Leben und die Charakteristik Salomon Landolts. Es ist nur ein Auszug aus der ausführlicheren Biographie und enthält die Nachbildung eines Gouache-Bildes von Landolt: uralische Kosaken die französischen Jäger auf polnischem Schnee verfolgend. An Ulrich Hegner sandte Heß sein Neujahrsstück am 8. Januar 1820 als „ein vorläufiges venez-y-voir, bis ich unter einem Schwalle ganz anderer Geschäfte die nöthige Muße und Ruhe finde, ein weitläufiger gezeichnetes Bild von meinem lieben Landolt aufzustellen." Büel erhielt das vollständige Manuscript schon im darauffolgenden März. Mit dem Chef der Orell-Füßli'schen Verlagshandlung, dem Obmann Füßli, wurde der Kontrakt abgeschlossen. Als Entschädigung erhielt der Verfasser 50 Freiexemplare und Anfangs August war das erfreuliche Buch „Salomon Landolt. Ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt von David Heß" (Zürich 1820) fertig. „Mein Landolt hat tüchtigen Zug — schrieb Vater Heß an den Sohn Adolf. Donnerstags den 24. August wurde er angekündigt und am folgenden Dienstag Morgen waren schon keine broschirten Exemplare mehr vorräthig". Und 14 Tage nach der Ankündigung waren von den 1000 Exemplaren in Zürich allein 325 abgesetzt.

Am erfreulichsten aber war dem Autor das Urtheil seines Ulrich Hegner vom 24. August: „Gestern hab' ich Ihr Geschenk erhalten, mein theurer Freund, und seitdem schon zweimal gelesen, erst mit Neugier flüchtig, und dann mit Bedacht buchstäblich. Sie haben den vorzüglichen Menschen, den gerechten Richter, den poetischen Maler, den beherzten Kriegsmann, den treuen Freund, den gutmüthigen Schalk, den

Feind des Federlesens, kurz den Mann, der größer war als er scheinen wollte, mit so treffenden und natürlichen Zügen gemalt, daß nicht nur, wer ihn kannte, ihn wieder wie im Leben vor sich sieht, sondern daß gewiß auch die Nachwelt Freude an dem Bilde haben wird. Ja dieß Bild wird bleiben, wenn tausend andre schon untergegangen sind, weil es anmaßungslos und ungekünstelt mit den Farben der Natur gemalt ist. — Wo mag nun dieser edle Geist sein, seitdem er „um die Ecke herum" ist*)? Jagt er mit seinem verehrten Ziethen auf der großen Wiese herum**)? Malt er mit Heß paradiesische Dämmerungen? Steht er etwa einem Gerichte ewiger Gnade vor, und muß dabei, zu einer kleinen Buße, das Protokoll führen? Führt ihn Salomon Geßner in einem himmlischen Sihlwalde herum, wo in der Ferne das veredelte Waldhorn Freudweilers ertönt***)? — Ich wollt', ich wüßt' es und wäre dabei!"

Sein „Salomon Landolt" ist in der That nach der Schweizer'schen Biographie und der „Badenfahrt" Heßens bedeutendstes Werk, ein ganz prächtiges Büchlein, das überall die feine Erzählungskunst und die schlagende Art der Charakteristik, die Heß eigenthümlich war, zeigt. Er selbst dachte nicht ganz gering davon, obschon das Motto, welches er einem Verzeichniß seiner „Schreibereien" vorausschickt, auch hinsichtlich des Schlusses mehr scherzhaft gemeint ist:

„Ich habe viel Papier verdorben
Auf dieser Schreibe-Welt;
Und bin, wie andre, ich gestorben,
Lass' ich's dahin gestellt,
Ob man zu Düten es verbrauche,
Als Fidibus zuletzt verrauche

*) Landolt pflegte das Sterben „einen Gang um die Ecke herum" zu nennen; vrgl. Heß, Salomon Landolt S. 287.

**) a. a. O. S. 64.

***) a. a. O. S. 254. 256.



Roman, Erzählung und Gedicht.
Mich kümmert's nicht.
Nur meinen Landolt lass' man leben,
Dem ich Unsterblichkeit (?) gegeben."*)

---

*) Noch später ließ er sich's angelegen sein, Nachträge über seinen Helden zu sammeln. Einige dieser nicht zum Druck gelangten drolligen Züge mögen hier mitgetheilt werden. Einst hörte Landolt einen Landgeistlichen „die Vergänglichkeit" von Hebel vorlesen. Bei den Worten, die dort der Vater zum Knaben spricht: „Briegg, alder (oder) nit"! blickte der Vorlesende den Landvogt an und, sei es daß jener das Wort „alder" nicht recht betonte oder dieser glaubte, dasselbe bedeute Alter und sei an ihn gerichtet, Landolt fuhr auf und rief: „I mueß bim Tunner au briegge wie de Bueb"! und brach in helle Thränen aus; so tief hatte ihn diese erhabene Poesie im Gewande schlichtester Einfalt gerührt. Hebel, dem dieser Zug mitgetheilt wurde, freute sich herzlich darüber und rühmte den „Salomon Landolt" von Heß als eine „meisterhafte Biographie." — Die Magd seines Gastfreundes in Andelfingen, bei welchem der Landvogt von Greifensee die letzten Tage zubrachte, verwunderte sich darüber, daß der alte Herr eben so eifrig in der Bibel lese, als er heidenmäßig fluchen könne. Einst, als sie ungeschmalzenes Sauerkraut auf den Tisch brachte (schmalzen heißt im Züricher Dialekt „züge"=zeugen), fuhr er sie an, sie hätte jedenfalls die Bibel nie gelesen, sonst müßte sie wissen, daß es in der Schrift heiße: „Abraham hat gezeuget, Isaak hat gezeuget, Jakob hat gezeuget. Du aber, o Mensch, hast das Sauerkraut nicht gezeuget!" — Einmal als Landolt im hohem Alter mit seinen liebsten Freunden bei Martin Usteri eine Mahlzeit eingenommen hatte, äußerte er den Wunsch, daß sie nun allesammt, so wie sie am Tisch säßen, mit einander sterben könnten. Und als die Gäste ihn betroffen ansahen, fügte er scherzhaft hinzu: „der „Churi" (Konrad, Usteris Bedienter) würde donnermäßig erschrecken, wenn er herein käme und uns alle mausetodt fände. Aber bevor er die Leute zusammenriefe, würde er ganz gewiß erst die sämmtlichen Weinreste austrinken." — In einer Gesellschaft wurden ein anderes Mal die damals beliebten Boutrimés aufgegeben. Der Züricher Literat Professor Leonhard Meister schrieb: „Die Welt ist kugelrund, es schneiden alle Messer." Landolt fügte stracks hinzu: „Aus jedem rothen Pudelhund wird endlich ein Professer." Meister, dem er nicht grün war, war nämlich „auf dem Schnitt vergoldet." — Als der Landvogt zur Zeit der helvetischen Republik durch das Dorf Höngg ritt, grüßte ihn ein freches Weib mit den Worten: „Grüß Gott, Bürger und Bruder"! „Dank dir Gott, Schwester und Luder!" versetzte der allezeit Schlagfertige.

An Goethe wurde das Buch mit folgendem Briefe gesandt:

„Hochverehrtester Herr Geheimrath. Ew. Exzellenz haben auf Ihrer zweiten Schweizerreise im Jahr 1779 bei Lavater oder Geßner in Zürich den Jägerhauptmann Salomon Landolt gesehen und sind von seiner Eigenthümlichkeit und kräftigen Natur angezogen worden. Nun mag sein Bild schon längst, von tausend neuen Erscheinungen verdrängt, in dämmernden Hintergrund zurückgetreten sein; da aber jedes Wiederaufleben verjährter Reiseerinnerungen mit angenehmen Empfindungen begleitet ist und die Vergangenheit mit der Gegenwart näher verbindet, so wagt es ein Unbekannter, Ew. Exzellenz jenen Jägerhauptmann wieder aufzuführen und vorzustellen als einen alten Freund, der sich nach langer Abwesenheit zufällig und anspruchslos einfindet.

Ich hoffe, Sie werden es dem Verfasser nicht als Anmaßung auslegen, daß er sich erlaubt, Ihnen Landolts Biographie zu übersenden. Was ich mit dieser Sendung zu bezwecken wünschte, ist bereits angedeutet und wenn die bescheidene Gabe Ihnen nicht unwillkommen ist, so geht mir zugleich ein anderer Wunsch in Erfüllung, einmal in meinem Leben mit dem Mann in Berührung gekommen zu sein, dessen Genius meiner Jugend eine entschiedene Richtung gegeben und in spätern Jahren so oft mein Herz erfreut und meinen Geist gehoben hat.

Mit innigster Verehrung Ew. Exzellenz

ganz ergebenster David Heß.

Im Beckenhof*) bei Zürich 9. Nov. 1820.

*) Landgut an der Schaffhauser Straße, wo die Gesellschaft, welche zu Kleinjogg (dem philosophischen Bauer) fahren wollte, aus dem Wagen stieg, weil Lavatern übel geworden; wo der Herzog sich mit einem Sprung aus dem Bereiche des nach ihm schnappenden Kettenhundes retten mußte; wo einer der Begleiter des Herzogs, ein schlanker lebhafter Mann, mit auffallender Behendigkeit alle die vielen Schneckengänge eines Blumengartens hinter dem Hause durchlief, um alle vorhandenen Pflanzen zu mustern und wo Schreiber dieses als neunjähriger Knabe, der wenige Tage zuvor über „Erwin und Elmirens“ Wiedervereinigung Thränen aufrichtiger Theilnahme geweint, dem fremden lebhaften Herrn

aus dem Fenster der Kinderstube wie einem Götterboten nachstaunte, als ihm seine ältere Schwester gesagt hatte, das sei eben der Herr Goethe, den der Knabe schon aus seinem Stilling kannte, liebte und verehrte. Item — um sich zu guter Letzt noch recht kindisch breit zu machen — darf nicht verschwiegen werden, daß Schreiber dieses als Hochzeitgabe von seiner unvergeßlichen Cousine Magdalene Schweizer eine Copie der Cenci*) besitzt, der Herr von Goethe in Rom für jene hatte verfertigen lassen."

Goethes liebenswürdige Antwort von 11. Januar 1821 ist bekannt.**) „Aus einer grauen Geistertiefe rückten die Züge eines bedeutenden, geschätzten Mannes näher und näher; Umgebungen, Ereignisse, Charaktere entwickelten sich und eine wahrhaft schöne Uebereinstimmung des Vorgetragenen ward empfunden." Goethe fügte den Wunsch bei, irgend ein Bildchen oder eine Zeichnung Landolts, sowie einige Zeilen von dessen Hand zu besitzen, worauf ihm Heß am 24. Januar beides überschickte sammt Autographen von Martin Usteri, Abbé Vogler, Stanislaus Lescinsky u. s. f. Für Heinrich Meyer war „die Rose von Jericho" beigelegt. Der alte redliche Philipp Kayser liege schon den ganzen Winter darnieder. Zugleich theilte Heß dem verehrten Meister jene „handschriftlichen Zusätze", von denen in den „Tages- und Jahresheften" die Rede ist, d. h. die oben erwähnten nachträglichen Anekdoten über Landolt, mit.

Maximilian Klinger aus Petersburg, dem Heß sein Buch durch Philipp Kaysers Vermittlung überreicht hatte, antwortete im August 1821: „Ich habe mit unserm Landolt schöne und viele Tage bei dem edlen Junker Meiß von Teuffen (Landolts Schwager) zugebracht. — Ihr Buch ist mit Gemüth, Geist und Menschenkenntniß geschrieben." ***)

*) Die betreffende Kopie nach Guido Reni (?) befindet sich gegenwärtig im Besitz von Rathsherrn Dr. C. Burckhardt-Burckhardt in Basel.

**) Gedruckt in (S. Hirzels Briefe von Goethe an helvetische Freunde, S. 15) und Strehlke, Goethes Briefe I, 265, wo der Schlußsatz der Einleitung (oben 265) nach den obigen Mittheilungen zu verbessern ist.

***) Auch bei der deutschen Kritik fand „Salomon Landolt" Beach-

Landolt, Nettelbeck und der Berliner Dr. Heim blieben David Heßens liebstes Kleeblatt für's Leben.

Neben solchen literarischen Arbeiten beschäftigte ihn seit bald zehn Jahren die große Liquidation der Schweizer'schen Erbschaft. „Ich muß — seufzte er in einem Brief an Büel vom Jahr 1816 — an meiner vermaledeiten Galeere rudern, Prozesse dirigiren, über Besitzungen, die so gut wie im Mond liegen, in Amerika korrespondiren und Dintenschüsse auf insolvente Gläubiger loslassen." Und gegen Hegner äußerte er im Januar 1820, daß die verwickelten Angelegenheiten endlich ihrem Abschlusse nahe seien.

Auch wenn in David Heß kein Dichter gesteckt hätte, so mußte doch, nachdem ihm das Leben des Schweizer'schen Ehepaares klar lag, schon das Romanhafte und Abenteuerliche desselben mit unabweisbarer Dringlichkeit dazu auffordern, solche ganz ungewöhnlichen Schicksale zu einem der Gesammtbilde zu vereinigen. „Ich sammle — schreibt er am 29. November 1821 an Adolf — Materialien zu einer Biographie Schweizers und seiner Frau, unsrer lieben, unvergeßlichen Cousine. Nachdem ich zehn Jahre lang beschäftigt gewesen, seinen ökonomischen Augiasstall zu misten und diese Angelegenheit endlich beseitigt habe, finde ich so viel Originelles, Sonderbares, Verhängnißvolles und Edles in Schweizers Schicksalen, in seinem Ideengange, selbst in seinen Verirrungen, daß ich mir für diesen Winter eine angenehme Unterhaltung davon verspreche, alles zusammenzustellen und zu beleuchten." Und am 14. Februar 1822: „Ich schreibe mit großer Lust an Schweizers Biographie und bin bereits auf der Hälfte. Diese Schrift führt mich weiter, als ich anfangs glaubte, indem ich immer mehr Materialien und Belege 2c. finde; und ich glaube, sie dürfte auch in psycho-

tung. Therese Huber besprach denselben in Brockhaus' lit. Conversationsblatt 1821 Nro. 122, Böttiger im Wegweiser im Gebiet der Kunst und Wissenschaft 1821 Nro. 62 und Caroline Pichler sandte durch ihren Freund Johannes Büel (die umfangreiche Korrespondenz mit diesem befindet sich in Basel) ein freundliches Urtheil an D. Heß und bedauerte nur, „daß Landolt nicht auf einem größern Schauplatze seine innewohnende Kraft entwickeln konnte."

logischer Beziehung für das größere Publikum interessant sein. Allein ich werde mich wohl hüten, dieselbe drucken zu lassen, weil so viele noch lebende Menschen darin aufgeführt werden, die eben nicht im besten Licht erscheinen und Böses von Todten gesagt werden muß, das ihre Nachkommen sehr übel aufnehmen könnten. Wenn auch diese letztern einmal mit mir selbst abgetreten sind, so mag es dereinst deiner Einsicht überlassen bleiben, ob du das ganze noch zeitgemäß zu späterer Herausgabe findest." Am 18. April 1822: „Ich bin nun endlich mit meiner 500 Seiten starken Biographie Schweizers fertig geworden, indem ich in den letzten vier Wochen anhaltend und mit großer Anstrengung daran gearbeitet habe. Ich bereue es auch nicht, so viel Zeit und Mühe darauf verwandt zu haben, denn so wie das ganze beisammen ist, tritt die Sonderbarkeit der selbst verschuldeten Schicksale unsres edeln Schwärmers erst recht deutlich in's Licht. Aber diese Biographie darf nie gedruckt werden, sie enthält allzuviele Persönlichkeiten und auch nach 20 Jahren würde sich jeder Herausgeber derselben manigfaltigen Verdruß zuziehen. Sie bleibt also bloß im Familienarchiv."

Es sind nunmehr drei mal zwanzig Jahre seit der Abfassung dieser Biographie verflossen und daß ihr zeitweise allzu ängstlicher Verfasser an eine Veröffentlichung schließlich doch dachte, geht aus der oben mitgetheilten Briefstelle an seinen Sohn hervor. Es kann heute den Herausgeber derselben vernünftigerweise kein Vorwurf der Impietät treffen, wenn er dieses bedeutendste Werk von David Heß jenem „größern Publikum", welches dieser im Auge hatte, zugänglich macht*).

Vorderhand theilte der Autor sein Manuscript nur wenigen Auserwählten mit, darunter in erster Linie Ulrich Hegner. Dieser erkannte auch gleich die Trefflichkeit der Schrift, als er ihm im Frühjahr 1823

*) Das Verdienst, dieß einem kleinern Leserkreis gegenüber in reichlichen Auszügen und fortlaufender Bearbeitung zum ersten Mal gethan zu haben, gebührt Herrn F. O. Pestalozzi im Zürcher Taschenbuch 1880 S. 1 ff. — Der Stadtbibliothek Zürich, die im Besitze des Heß'schen Originalmanuscriptes ist (der Basler Nachlaß enthält den Entwurf), spreche ich an dieser Stelle meinen besten Dank aus.

schrieb: „Ihr Leben des Schweizerischen Ehepaars ist ein psychologisches Meisterstück, so wahr und klar, so ruhig und schön aus einander gesetzt, daß es mir leid thun sollte, wenn dieser Genuß nicht dem Publikum durch den Druck kann mitgetheilt werden. Sie haben damit und mit der unendlichen Mühe des Erlesens seiner Verwirrungen Ihr Dasein besser gerechtfertigt, als er mit seiner Civilisation.“

Umständlicher drückt sich am 21. Februar 1823 der Hausfreund Johannes Büel nach der Lektüre des Manuscriptes aus: „Ich habe seit dem letzten Dienstag mit anhaltendem und dem größten Interesse deine Biographie Schweizers und seiner Magdalena gelesen; und weil ich sie in der Stille, anhaltend, so zu sagen in einem Guß, lesen konnte, so hat sie auch den starken Eindruck auf mich gemacht. Sie ist das wohlgelungenste Seelengemälde, das ich seit vielen Jahren las. Von Anfang bis an's Ende sich immer gleich bleibend. Eines folgt so natürlich aus dem andern — daß man nirgends Unwahrscheinlichkeiten findet, nirgends denken oder sagen muß: das paßt nicht zu dem vorhergehenden. Es ist immer nur er, verschieden nach der Zeit und nach den Verhältnissen, in welchen er lebte, und doch wird man trotz dieser Einheit ein Mal um das andere so überrascht durch neue Erscheinungen, daß man auffährt und in Unwillen und Schmerz geräth über Dinge, die nicht anders sein und nicht anders kommen konnten; aber kaum ist man über den Helden des Stücks so unwillig geworden, daß man das Buch wegwerfen möchte, so begegnen einem wieder Züge eines seltenen Edelmuths, daß man in seinen Busen greifen und sich fragen muß: würdest du etwa auch so groß gehandelt haben wie dieser von dir vor wenigen Augenblicken so geheißene unheilbare Thor? und man fühlt sich eben so sehr von Wehmuth und Mitleid ergriffen, als vorher von Unwillen. Nach und nach geht alles ruhiger auf die Neige — das Geräusch verliert sich: ohne die geringste Veränderung bleibt der Held des Stücks sich gleich und er stirbt in seinem Irrthum, der ihm zur Wahrheit geworden, wie er in demselben gelebt hat — der Märtyrer einer unrichtigen, aber schönen Idee. Wenn Schweizer ein Don Quixote war, so bist du sein Cervantes. Magdalena gewinnt man sehr lieb und

weint an ihrem Sterbebette. Auch sie bleibt sich immer gleich und sie wird, je mehr sie duldet und liebt, immer mehr geachtet und geliebt.

Wenn ich „Landolt" mit einem kleinen Stück von Florian vergleichen möchte, so ist „Schweizer" ein ernstes Shakespearisches Trauerspiel voll Gewicht und Tiefe — und einer Welt voll edler und verwerflicher Charaktere, kurz eine ganz vortreffliche Arbeit, über welche ich dir noch vieles schreiben möchte."

Damit verlassen wir die eigentlich produktive Zeit von David Heß. Es folgen nun lange Jahre der Prüfung, großes Herzeleid, Krankheit, Unglücksfälle, die keinen rechten Lebens- und Schaffensgenuß mehr aufkommen lassen.

Im April 1821 hatte sein trefflicher Sohn Adolf das väterliche Haus verlassen, um unter Haubold in Leipzig und Savigny in Berlin seine juristischen Studien fortzusetzen. „Er soll kein thätiger Müssiggänger werden, wie ich", äußerte der Vater oft. Er hatte ihm bis Basel das Geleite gegeben und blieb auch aus der Ferne mit den schönen väterlichen Briefen der stille Begleiter des Sohnes, der, ein Ebenbild des Vaters, von früher Jugend an eine Neigung zur Zurückgezogenheit und Hypochondrie und einen starkentwickelten Hang zu Selbständigkeit zeigte, unermüdliche Pflichttreue und eine beinahe ängstliche Gewissenhaftigkeit. Mit Glück hatte sich Adolf auch auf die Künste verlegt und berechtigte in allen Stücken bei seiner Herzensgüte, Sittenreinheit und dem lebenswarmen Sinn für alles Gute und Schöne zu stolzen Hoffnungen. Er reiste über Weimar, wo er am 15. April durch Hofrath Meyer auf ein Stündchen bei dem alten Goethe eingeführt wurde. „Der Weihrauch, — meint David Heß Adolf gegenüber — der Goethe sein Leben lang gestreut wurde, mag ihn immerhin etwas hochsinnig gemacht haben, allein er bleibt doch ein großer, vielseitiger, hellleuchtender Geist, der unendlich viel auf sein Zeitalter gewirkt hat." Später, im September 1823 besuchte Adolf auch den alten Wilhelm Tischbein in Eutin, welchem der Vater noch aus den Jugendjahren angenehme Erinnerungen bewahrte*).

*) Tischbein weilte 1781 in Zürich. Vergl. W. Tischbein, aus meinem Leben I, 218.



Unterdessen war in der Heimat 1822 die Mutter erkrankt und erholte sich von da an nie wieder vollständig und auch David Heß wurde, nachdem er noch im Sommer 1823 einen Ausflug nach Lausanne, wohin er seine Tochter Marie in die Pension brachte, unternommen, von einem schweren Leiden (Strangurie) befallen, das ihn an den Rand des Grabes führte und erst 1828 gewichen ist. Jede geistige Thätigkeit war gewaltsam unterbrochen. Die furchtbaren Schmerzen mergelten ihn zum Skelett aus. „Wenn Sie sich ein Bild von mir machen wollen — schrieb er wehmüthig scherzend an Hegner, Nov. 1824 — so denken Sie an Yoriks Staar im Käfig, der immer wiederholt: J can't get out!“

Aus dieser Leidenszeit stammt:

„Die flehende Pilgerin.

An der Schwelle
Der Kapelle
Kniet die müde Pilgerin,
Streckt die wund gerungnen Hände
Gegen die geweihten Wände
Aufwärts durch die Dämmrung hin.
Darf ich denn nicht endlich rasten?
Soll ich meine Centnerlasten
Immer noch und weiter schleppen
Durch gedehnte öde Steppen?
Vierzig Prüfungswochen schritt ich
Stets auf scharfen Dornen, litt ich
Folterpein und seufzte viel.
Wär' ich hier noch nicht am Ziel?
Vater, höre meine Klagen,
Laß mich nicht an dir verzagen!
Schon entschlüpfte mir der Stab,
Nimm mir sanft das Kreuz auch ab!

* * *

„„Sag', wie heißt doch die Kapelle?
Kennst du nicht des Friedhofs Schwelle?
Und wer ist die Pilgerin,
Flehend mit zerknirschtem Sinn
An des Lebens dunkeln Schranken? —
Ach! Die Seele eines Kranken!““

Adolf begab sich 1824 von Berlin aus über die Niederlande nach Paris. Ein Anfall von Schwermuth trieb ihn im Oktober in die Heimat zurück. Ein Schleimfieber, die Folge allzugroßer geistiger Anstrengungen, gieng in Schwindsucht über. Umsonst suchte er in Gesellschaft Hegners Erholung in Gais; am 13. Mai 1826 wurde er den Seinen entrissen. Der Vater — selber auf den Tod entkräftet — trug den Schlag mit bewunderungswerther Ruhe. Den Freunden sandte er ohne laute Klage als Erinnerung an Adolf den Stich eines Deri'schen Porträts. Seine ältere Tochter Caecilie hatte sich kurz zuvor in Zürich vermählt.

Als er sich körperlich zu erholen begann, suchte er in zwei aufeinanderfolgenden Sommern 1827 und 28 ärztliche Hülfe zunächst für seine leidende Gattin und sich bei dem Oberamtsphysikus Dr. Uhland in Tübingen und fand in dem liebenswürdigen Greisen das Ideal eines Beobachters und Heilkünstlers. Im freundlichen Posthause zur „Traube" besuchte ihn Hegner, der oft im Bade Teinach weilte und mit dem er seit 1827 inniger als vorher verbunden war. Dieser schrieb am Neujahrstage:

„Welch einen herrlichen Abschied nahm gestern das Jahr! Ich gieng nach dem Nachtessen noch lange außer dem Thore spaziren in der feierlichen Stille und dem prächtigsten Mondenlicht, das ich je gesehen. Kein Wind regte sich und die Kälte war so gelind, daß wir sie nicht spürten; freudige Neujahrsschüsse aus der Nähe und Ferne drangen zuweilen durch die einsame Nacht. Ich hätte nur noch ein fernes Waldhorn hören mögen, um ganz glücklich zu sein."

Hegner bekam im Laufe des Sommers den Besuch Ludwig Tiecks. In seinen ungedruckten Tagebüchern (aus denen D. Heß Auszüge machte) äußert sich der allezeit trockene Rathsherr, wie folgt:

„Von Ludwig Tiecks freundschaftlicher Gesinnung gegen mich habe ich viele Proben. Er hatte mir schon vor mehreren Jahren aus Dresden zugeschrieben und sich um Nachrichten von meinem Leben erkundigt, meine „Molkenkur", besonders aber den „Saly" sehr lobend. Später reiste er selbst hier durch auf einer Schweizerreise und sagte, daß er bloß meinetwegen diesen Umweg gemacht habe. Er äußerte nach-

her in Zürich und Stuttgart, daß er mich verlegen gefunden, und mag recht gehabt haben. Den „Saly“ pries er öffentlich gedruckt und mündlich, und war vermuthlich Schuld, daß Reimer den Verlag meiner Werke suchte. Im August 1828 kam er wieder zu mir, mit der Gräfin Finkenstein und seiner Tochter und fand mich vermuthlich noch verlegener als das erstemal. Denn die Gräfin setzte sich neben mich auf's Canapee, er gegenüber und die Tochter in einiger Entfernung. Ich sah, daß es darauf abgesehen war, mich und ihn sprechen zu machen und unsere gegenseitige Weisheit zu hören, was ich nicht ertragen mag, weil ich nicht gern spreche und es auch nicht kann und ich, obgleich mit gutem Gewissen, nicht gern als ein Gegenstand der Beobachtung dastehe. Dieser Erwartung auszuweichen, fieng ich immer wieder mit der Gräfin zu reden an, um sie über ihre Reise zu befragen, aber das half nichts; sie gab mir nur kurze, zwar freundliche Antworten und setzte sich sowie die Tochter gleich wieder zurecht, um zu hören. Ich machte Tieck mein Kompliment über seine Einleitung zu Lenzens Schriften, die ich eben gelesen aber nicht verstanden hatte. Er trat ästhetisch darüber ein, daß mir fast Hören und Sehen vergieng, und ich nichts zu erwiedern wußte. Ich kann nicht helfen: Tieck spricht wie ein Buch und ich kann nicht dociren und höre es auch nicht gern. Um Mittagessen-Zeit nahm ich Abschied, er lud mich nicht ein, länger zu bleiben, bedauerte noch im Weggehen, daß wir uns so wenig haben sagen können und so hatte der Besuch ein Ende. Ich habe mich in die sächsische Lebensart nie recht finden können. Nachher sagten mir Follen und andere, er habe sich bei seinen Freunden in Stuttgart über meine Kälte fast geärgert; er gab es mir auch wirklich durch einen spätern Brief selbst zu verstehen und ich antwortete ihm, daß ich mich nicht mehr anders machen könne, daß wir vielleicht von einerlei Gesinnung, aber sehr verschiedene Konversationsmenschen seien. Er soll einmal für einige Zeit allein zu mir kommen, da wollen wir uns schon besser verstehen. Bei Unbekannten sei es mir nicht möglich, gleich bekannt zu thun; ich brauche Zeit, um aufgeregt zu werden. Seitdem hat er mich noch durch einige Reisende grüßen lassen. — Bei unserer ersten Zusammenkunft mag mich auch sein elender

Körperbau, da ich mir von seiner Persönlichkeit eine ganz andere Vorstellung gemacht, erschreckt haben."

Dem glücklicheren Freunde gegenüber meinte Heß, dessen Tochter Marie nun auch zu kränkeln anfieng, im Spätherbst: „Ich möchte mit den Meinigen zu dem Geschlecht gehören, das weder Buffon noch spätere Naturforscher beschrieben haben, weil es noch nicht entdeckt ist, nämlich zu dem der geflügelten Schnecken, die ihr Häuslein auf dem Rücken tragen und doch auf leichten Schwingen damit gegen Süden fliegen können."

Am 29. Juli 1827 starb sein Freund Martin Usteri und Hegner ermahnte den allmählig Genesenden, dem Verstorbenen ein bleibendes Ehrendenkmal zu stiften. David Heß begann nun mühsam im „Thalegg", Usteris Wohnung, die reiche Bibliothek (gegen 3000 Nummern, darunter bekanntlich viele Seltenheiten, die nach Berlin in Herrn von Meusebachs Besitz wanderten) zu ordnen und namentlich die große Sammlung von Kupferstichen und Holzschnitten (an die 10,000 Blätter, die der Kunsthändler Bussa in Amsterdam erwarb) zu katalogisiren, endlich musterte er die vielen nachgelassenen Manuscripte, Erzählungen, Gedichte u. s. w. und entschloß sich, von Hegner stets munter gehalten, aus diesem und dem bereits gedruckten Material eine Auswahl zu einer würdigen Gesammtausgabe zu treffen. In der Sommerfrische zu Bex 1829, die ihn außerordentlich stärkte, arbeitete er vorläufig das schon genannte Neujahrsblatt über Martin Usteri aus. Mit Ludwig Uhland*) wurde seit 1830 über die Art und Weise der Edition Rath gepflogen und Heß legte ihm namentlich das reizvolle nachgelassene, leider durch den Usteri'schen Jargon, der die Sprache des 16. Jahrhunderts nachahmen sollte, empfindlich geschädigte Werk, der „Erggel im Steinhus" vor, worauf Uhland am 17. Februar 1831 sich folgendermaßen äußerte: „Während in diesen Dichtungen das Kostüm einer vergangenen Zeit mit größter Treue wiedergegeben ist, so zeigt sich doch nirgends Manier: hier ist Wahrheit, Menschennatur, die in allen Zeiten gültig ist und unter

*) Vrgl. David Heß' Vorwort zu den Dichtungen v. J. M. Usteri 1831 I, x.



der fremden Tracht nur um so überraschender hervorblickt." Uhland bekam auch die reichhaltige Usteri'sche Volksliedersammlung zur Einsicht und übersandte Heß als Gruß am 5. April 1832 das schöne Gedicht: Herbstlaub („zu meinen Füßen sinkt ein Blatt", jetzt unter dem Cyklus: Nachruf). Nicht wenig Verdruß verursachte dem Herausgeber die Verlegerfrage. Mit der Züricher Firma Orell Füßli wollte es zu keinem Abschluß kommen; auf Hegners Rath wandte sich Heß sodann an Georg Reimer in Berlin und als dieser auf die Antwort warten ließ, klopfte jener durch Uhlands Vermittlung (der im Herbst 1830 im Beckenhofe eingesprochen hatte, ohne den Hausherrn zu treffen) bei Cotta an. Gustav Schwab hätte die Korrektur besorgt. Jetzt übernahm Reimer den Verlag auf eine vorausgehende Subscription hin, die freilich bei den unruhigen Zeitumständen ungünstig ausfiel. Salomon Hirzel (damals noch bei Reimer) besorgte die Drucklegung, aber nicht ganz zur Zufriedenheit des Herrn Vetters in Zürich. Ende 1831 war die Ausgabe vollendet: „Dichtungen in Versen und Prosa von Johann Martin Usteri." Nebst einer Lebensbeschreibung des Verfassers herausgegeben von David Heß (Berlin 1831 3 Bde.*). Uhland überreichte dem Herausgeber Usteris zu Neujahr 1832 ein Prachtexemplar seiner Gedichte, was Heß dem Freunde Hegner mit dem Beisatz meldete: „Uhland wird mit Gewalt aus seiner literarische Sphäre in eine politische hinübergerissen, wozu er gar nicht taugt und soll an dem Dreckkarren der Ständeversammlung ziehen helfen, wie ein anderer Miethgaul." Gustav Schwab beurtheilte die Usteri-Ausgabe in den Brockhaus'schen Unterhaltungsblättern und Heß trug sich lange mit dem Gedanken, auch noch Usteris Zeichnungen zu den Dichtungen zu veröffentlichen. Für ausgestandene Mühe und Aerger entschädigte ihn der reißende Absatz.

Das bedeutsame Jahr 1830 war für David Heß ein wechselvolles. Im Herbst vermählte sich seine Tochter Marie mit dem ausgezeichneten Dr. jur. Christoph Burckhardt aus Basel, dem Sohne seines dortigen Schwagers. Kurz darauf starben seine Freunde Büel und

*) Seitdem in zwei neuen Auflagen bei S. Hirzel in Leipzig wiederholt.

Ebel im nämlichen Monat Oktober. Ueber die Julirevolution und die Vorgänge in Zürich und Basel ärgerte er sich fast krank und ließ seinem Unmuth in den zahllosen gut erfundenen, aber oft maßlos derben Karikaturen freien Lauf, wie er überhaupt je länger je mehr es vorzog, sich schmollend auf das Stühlchen der Spötter zu setzen. In einem Brief an Hegner vom Dezember heißt es:

„Es wäre mir gesund, wenn ich die jetzigen Welthändel mit der Ruhe, wie du, betrachten könnte; denn du stehst auf dem Rigi der Weisheit und blickst auf das Treiben der Wahnsinnigen im tiefen dämmernden Thale nur wie auf das Gekrabbel eines Ameisenhaufens. Ich muß mich durchaus daraus hinaufarbeiten, denn es bewegt und kränkt mich dermaßen, daß ich die fixe Idee davon nicht los werden kann. Da mein bißchen Philosophie noch nicht ausreicht, so fange ich an, Karikaturen darüber zu machen, am Ende gibt es noch gar Epigramme, denn indignatio facit versum. Wenn ich dich nicht mit Neuigkeiten verschonen wollte, so könnte ich dir Sachen erzählen, die an einen Schweinestall gemalt zu werden verdienten."

Die Sommermonate der zwei nächsten Jahre brachte er bei seinen Kindern im Ritterhofe in Basel zu und diejenigen von 1833 bei seiner kranken Frau in Badenweiler. Obschon er sein Mandat als Großrath niedergelegt hatte, wagte er sich bei den neuen Veränderungen von 1832, welche u. a. die Grundzinse und Zehnten herabsetzten, auf das Feld der Politik und schrieb die „freimüthige Rechtsverwahrung eines freien Mannes gegen den Gesetzesvorschlag betreffend den Loskauf, die Kapitalisirung und Umwandlung der Bodenzinse in jährliche Geldleistungen" (Zürich, Fr. Schultheß), worin er den Ursprung der Grundzinse historisch nachzuweisen und deren Rechtmäßigkeit zu behaupten versuchte. Ueber den Durchbruch der Volkssouveränität auf dem Tag zu Uster äußerte er sich bestürzt: „So weit haben es die Aufwiegler gebracht, die Begriffe zu verwirren und dem tollen Haufen weiß zu machen, sein souveräner Wille dürfe nicht eingeschränkt werden, weil das Volk endlich mündig geworden."

Gerne flüchtete er sich immer wieder in das Gebiet der Literatur,

hauptsächlich blieb sein Interesse für Goethe wach. Die Ausgabe der Briefe Goethes an Lavater freilich, die sein Schwager, der Chorherr Heinrich Hirzel besorgte, mißbilligte er (ohne dagegen an Hegners späteren Beiträgen über Lavater Anstoß zu nehmen); denn abgesehen davon, daß eine Menge höchst unbedeutender Gegenstände darin vorkommen, traktire Goethe trotz aller zur Schau getragenen Liebe Lavater zu sehr de haut en bas. „Es ist ein großer Mißbrauch — schreibt er mißmuthig an Hegner — daß aller Kehricht aus den Schubladen berühmter Männer zusammengetragen und dem Publikum aufgetischt wird. Dieser Mißbrauch wird zur Folge haben, daß mancher vor seinem Tode vieles verbrennt, was doch für seine Freunde und Nachkommen höchst interessant wäre, aber nicht vor das Publikum gehört.“ Eifrig wurde mit dem nämlichen Freund über den zweiten „Faust“, allwo „der Sünder am Schluß im Gnadenkärrlein gen Himmel gefahren werde“, hin und her geredet, und die beiden Männer schüttelten bedenklich ihre Häupter, ohne den geringsten Trieb zu verspüren, sich über das große Mysterium zu quälen. Interessanter berührte Goethes Briefwechsel mit einem Kinde von der „Feuerteufelin“ Bettina.

Auch die Liebe zur Kunst dauerte fort. Seine Mappen füllten sich mit Skizzen, Genrebildern, transparenten Gemälden, deren Erfindung meist gut und poetisch ist; der Form dagegen ist er nie Herr geworden und auch hier nicht über das Dilettantische hinausgekommen, was er recht wohl wußte*).

Hie und da gab es lebendige Idyllen, wenn die Enkelchen aus Basel die weiten Gärten des Beckenhofes zur Freude des Großvaters

*) Unter ein reizend gedachtes Blatt, im Besitz der Züricher Künstlergesellschaft, das Amor darstellt, wie er auf einer Palette sitzt und Farben reibt, schrieb er:

„Und wenn auch Amor mit dir tuschet
Und selbst dein Farbenreiber ist,
So wird doch stets dein Bild verpfuschet,
Wenn du nicht recht g e s c h u l e t bist.
Denn: aureum est dictum
Caccatum non est pictum.“

ausstaffirten. Auch Wackernagel, mit einer Zürcherin verlobt, kam manchmal herüber.

Im December 1835 traf ihn der härteste Schlag seines vielgeprüften Lebens: sein junger Schwiegersohn, der treffliche Rathsherr Christoph Burckhardt starb plötzlich im fünften Jahre der glücklichsten Ehe, nach David Heß einer der liebenswürdigsten Menschen; „seine Gemüthsruhe, sein klarer Verstand, seine vielseitigen Kenntnisse zeichneten ihn vor Tausenden aus und nur die an Demuth gränzende Bescheidenheit hielt seinen herrlichen Eigenschaften die Wage.“ Die hinterlassene trostlose Gattin versank in düstere Schwermuth und das Unglück erschütterte Heß dergestalt, daß er von da an sich nicht wieder erholte. Auch hier geben die Briefe an Hegner das treueste Zeugniß seiner Lage. „Das Leben, — schreibt er im April 1836 — wenn es auch mitunter wünschenswerth erscheint, kann doch zuletzt eine solche Masse von Widerwärtigkeiten häufen, daß sein Ende nichts Abschreckendes mehr hat. Aber wir wollen bleiben und aushalten, so lange wir müssen und können, mit dem Bewußtsein, daß es einst besser wird.“ Er kam sich in den trüben Stunden wie ein Gespenst vor, das in den weiten leeren Räumen spuke, „verstimmt wie eine gespaltene Geige.“ „Ich lebe schlimme Tage, die mir nicht gefallen wollen, muß aber stille halten und sagen: duck dich, laß vorübergan, das Wetter will seinen Willen han!“ Oder im Juli 1837: „Seit länger als anderthalb Jahren hat sich mein Horizont ganz verdunkelt. Krankheiten, sowohl eigene als die der Meinigen, haben mich tief herabgestimmt und alle meine Aussichten in die Zukunft sind trübe, beinahe trostlos.“ Oktober 1837: „Der poetische Webstuhl ist bei mir längst abgetakelt und wenn gewoben wird, so ist es von den Spinnen über nutzlosem Gerümpel.“

1838 trat sein origineller Freund Mayr von Arbon, der Pilger zum heiligen Grabe (geb. 1768), die große Reise in das unbekannte Land an und der voluminöse schriftliche Nachlaß desselben fiel Heß zu, der auch diesem Hingegangenen ein Denkmal zu errichten gedachte, obwohl es schwer hielt, sich in die verworrene Sprache Mayrs

hineinzuarbeiten. Indessen machte er sich um des gesunden Kerns willen, der in diesen Schriften vorwalte, an die Arbeit, die aber nicht mehr vollendet wurde*). Anhaltende Kopfnervenverstimmung verhinderte jede längere geistige Arbeit.

Die Ereignisse von 1839, den politischen Gegenschlag, welcher durch die Berufung von David Fr. Strauß an die Züricher Hochschule veranlaßt wurde, verfolgte er mit gespanntem Interesse und fand reichlichen Stoff zu Karikaturen auf die geschlagenen Gegner. An Hegner schrieb er am 7. Februar: „Das Straußenei, welches Erziehungsrath und Regierung in die Kirche gelegt haben, wird ohne Zweifel in Winterthur so viel wie in Zürich besprochen werden. Mir scheint das Bekenntniß, das die Mehrzahl des großen Rathes bei dieser Gelegenheit abgelegt hat, schlimmer als die Sache selbst. Immerhin ist es ein großer Mißgriff, welcher der Hochschule bedeutend schaden wird, wenn nämlich Strauß den Ruf annimmt und er wird in die Kategorie von Oken gehören und wie dieser mit einer von der allgemeinen abweichenden Tendenz allein stehen. Es heißt aber, es solle eine Subscription eröffnet werden, um einen recht orthodoxen Lehrer der Dogmatik herkommen zu lassen und Schönlein**), dem das alles, was uns sehr ernst erscheint, großen Spaß macht, soll sich zu einem jährlichen Beitrag von 40 Franken verpflichtet haben unter der ausdrücklichen Bedingung aber, daß ein entschiedener Hengstenberger beschickt werde. Immerhin bleibt es noch problematisch, ob Strauß den Ruf annehmen werde; es ist zwar zu vermuthen, es sei alles vorläufig mit ihm verabredet worden, da der lange Hirzel***) letzten Herbst in Ludwigsburg seine persönliche Bekanntschaft gemacht und viel mit ihm verkehrt hat; allein Keller†) hat sich vernehmen lassen, Strauß werde schwerlich herkommen wollen, wenn er nur eine Ahnung davon

*) Der umfangreiche Briefwechsel zwischen Mayr und Heß, sowie das Material zur Biographie im Basler Nachlaß.

**) Der berühmte Mediziner.

***) Bürgermeister Melchior Hirzel.

†) Ludwig von Keller, der nachmalige Pandektist in Berlin.

habe, was hier auf ihn warte. Das schlimmste, was auf ihn wartet, möchte wohl das sein, daß er sich zum Werkzeug unserer Radikalen sollte brauchen lassen.“ Hegner antwortete kühler am 17. Februar: „Das Straußische Gewitter hat sich auch zum Theil hier drohend gezeigt und Reden, vor deren Unsinn man die Ohren zuhalten möchte, sind eine Folge der Exaltation sogenannter Gläubiger und antichristlicher Wuth radikaler Ungläubiger. Es wird eben heut zu Tage alles zur Partei und Eigennutz ist die Triebfeder, der man nur schöne Namen gibt.“ Zwei Tage später schreibt Heß: „Ohne fanatische Excesse zu billigen, ist mir die Erscheinung, daß eine große Mehrzahl des Volkes sich für seinen Glauben, wenn er auch vielleicht kein raisonirter ist, in Masse erhebt und in gesetzlicher Form zu protestiren entschlossen ist, eine unerwartete, aber erfreuliche Erscheinung. — Wenn die Köpfe sich gegenseitig erhitzen, so könnte durch Strauß ein sehr verwickelter Strauß entstehen.“

Erziehung, Stand, die natürlichen Interessen des wohlhabenden Privatmannes, sowie sein tiefinnerliches und feines, allem gewaltsamen und revolutionären Treiben abgeneigtes Wesen stellten David Heß als Bürger und in seinem bescheidenen Antheil an öffentlichen Aemtern auf die Seite der Konservativen. Aber er nahm praktisch an der Politik nicht mehr Theil, als es seine Stellung im Leben absolut erforderte; er zog sich lieber auf die allgemein menschlichen Gebiete der Literatur und Kunst, auf den Kreis der Seinigen und seiner Freunde zurück und ließ von hier aus seinen Betrachtungen über Dinge und Personen vom Standpunkt des Zuschauers und des für das Psychologische in den Erscheinungen sich besonders interessirenden Beobachters freien Lauf, dieselben mit der Feder des Schriftstellers oder vielmehr des Zeichners behaglich illustrirend. Daß dabei dem fein geblildeten und gesitteten, geist- und witzreichen Manne das Rohe, Widerliche und Abgeschmackte im revolutionär-radikalen Treiben, überhaupt das Demagogenthum jeder Sorte noch weit verhaßter war, als die Uebertreibungen des Zopfthums, ist leicht begreiflich. Jenes trafen darum seine Karikaturen noch weit schärfer, als sein „Scharinggelhof“ das letztere. Der Künstler und der

praktische Philosoph überwogen bei ihm weitaus den Politiker; ja er hat mit dem letzten Namen im Grunde gar nichts zu schaffen, denn er hat weder nach demselben gestrebt, noch ihn verdient. „Beatus ille qui procul negotiis" blieb sein innerlichster Gedanke. Seine ganze Persönlichkeit, von tief sittlichem Gefühl getragen, war eine ernst und scharf ausgeprägte, Gutmüthigkeit ein Grundzug seines edlen Wesens, Konsequenz in allem sein Wahlspruch, sowohl in Sympathien als Antipathien. Das Bedürfniß nach Freundschaft gieng ihm über alles, wohl die halbe Zeit seines immerdar beschäftigten Lebens hat er dem brieflichen Verkehr mit seinen Freunden gewidmet.

Die Muse, die ihm als freundliche Trösterin zur Seite blieb, liebte er um ihrer selbst willen. Still gieng er seinen ernsten Lebensweg, ohne sich des Genusses, den sie ihm gewährte, zu rühmen. Das Bewußtsein, der Kunst und Schönheit einen bescheidenen Schritt näher getreten zu sein, genügte seiner Seele.

Am 14. Oktober 1839 schrieb der greise Hegner den letzten Brief, welcher mit den wehmüthigen Worten schließt: „Gute Besserung! wir sind halt arme Tröpfe!" und am vorletzten Tage des Jahres ließ er Heß sagen, „er habe anspannen lassen und jener solle bald nachfolgen." Am Abend des 3. Januar 1840 starb Ulrich Hegner.

Auch David Heß bestellte sein Haus, nachdem am 18. Juni seine Gattin vorausgegangen war. Noch lagen ihm die „Denkwürdigkeiten" seines Lebens am Herzen, ein Werk, das der Heiterkeit seines Geistes noch einmal herzgewinnendes Zeugniß redet. Leider ist er dabei kaum über die reizvolle Geschichte seiner Ahnen und seiner ersten Knabenjahre hinausgekommen*). Mit der ihm eigenen peinlichen Aengstlichkeit ordnete er seine tausenderlei Schreibereien und Sächelchen, die vielen Manuscripte, die Stöße von Briefwechseln. Die gramvolle Einsamkeit zehrte an der Lebenskraft und mit dem heitern Blick des Weisen sah er den Tod wie einen Freund kommen. Am Morgen des 11. April 1843 ist der allverehrte Greis sanft entschlafen.

*) Siehe oben S X ff.



Johann Caspar Schweizer

und seine Gattin

Anna Magdalena Heß.

Eine biographische Skizze in 50 freien Umrissen

von

David Heß.

1822.



Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.
Goethe.

1.

Kurze Übersicht von Schweizers Familienverhältnissen, Erziehung, Unterricht und Aufenthalt im Auslande. Schilderung seines Wesens und seiner Geistesrichtung bei seiner Rückkehr in die Heimat.

Was ist es, das den Menschen unaufhaltsam vorwärts treibt? Es ist nicht bloß das thierische Lebensprinzip, es ist der inwohnende Geist, der sich nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit an moralischen Gegenständen üben, entwickeln und ausbilden muß. Zeitalter und Verhältnisse geben ihm seine Richtung. Die Vernunft soll bei seiner Thätigkeit vorherrschen, die physische Organisation, im Gleichgewicht mit den intellektuellen Kräften, jene Thätigkeit in Ausübung bringen. Wo aber dieses Gleichgewicht zwischen dem Geiste, der Vernunft und der thierischen Organisation nicht stattfindet, da wird der Geist entweder unter dem Druck unentwickelter Organe und mit unausgebildeten Seelenkräften vom Körper schlummernd fortgetragen, wie Millionen Menschen unbeachtet über die Erde dahin ziehen; oder er lodert wie ein Irrwisch auf, wirkt in unzweckmäßiger Anstrengung, die nirgends ihre folgerichtige Anwendung findet, zu viel oder zu wenig nach außen und innen, und wird alsdann, nach Maßgabe der Umstände, zum Unheil bringenden Fatum der Alten, das einzelne Menschen wie ganze Völker unwiderstehlich in's Verderben führt.

Ein solcher Mensch, den der edelste Geist zum Guten entflammte, dem aber jenes organische Gleichgewicht mangelte und dessen Wille und

Kraft in beständigem Widerspruch wirkten, den daher auch das Fatum bis an sein Ende verfolgte, war Johann Caspar Schweizer von Zürich.

Von seinen ersten Familienverhältnissen sind allzuwenig Notizen übrig geblieben, um ganz bestimmte Anwendungen von den Einflüssen abzuleiten, die jene auf seine frühere Geistesrichtung haben mochten; daher können dieselben nur flüchtig angedeutet werden.

Schweizers Vater, Johann Caspar, war ein langer, starker Mann, von finsterm, beinahe menschenfeindlichem Ansehn, der selten aus seinem Hause kam, und auch dann gewöhnlich nur im Schlafrock über die Gasse gieng. Hitzig und lakonisch, ein sogenannter Schmählburger (frondeur), äußerte er sich oft, wenn etwas im Staate geschah, das seinen Beifall nicht erhielt, er hätte die beste Lust, zum Bürgermeister zu gehen und diesen todt zu schießen. Er widmete sich einzig seiner Handlung mit Baumwollentüchern und erwarb sich durch diese, sowie durch eingezogene Lebensweise, ein bedeutendes Vermögen.

Seine erste Gattin, Anna Escher aus dem Oberhofe, gebar ihm den ältesten Sohn, dessen Schicksale diese Blätter schildern sollen, im Dezember 1754; einen zweiten, Jakob, im November 1756; sie selbst aber starb im Juli 1760. Vier Jahre später, im April 1764, verheirathete er sich in zweiter, kinderlos gebliebener Ehe mit Anna Elisabetha, einer Schwester des berühmten Lavaters, und folgte dann im Juli 1768 der ersten Gattin im Tode nach.

Seine Wittwe wohnte in seinem Hause mit den Kindern erster Ehe, bis sie sich wieder, im Juni 1772, mit dem Zeugherr Tauenstein im Hegibach verheirathete. Sie soll für Hausgeschäfte eine regsame Frau gewesen sein, dabei aber von ihres Bruders erhabenem Geiste nichts erhalten und wenig auf die Erziehung ihrer Stiefsöhne gewirkt haben, welche unter der Vormundschaft ihres unverheiratheten Oheims, Johann Heinrich Schweizers standen, der eine eigene Handlung mit ebenso gutem Erfolg wie sein Bruder führte. Das Geschlecht der Schweizer, welches im vorigen Jahrhundert bedeutende Magistratspersonen aufgestellt hatte, bestand damals in Zürich, mit Ausnahme einiger Geistlicher, größten=

theils aus wenig bemittelten Handwerksleuten und die beiden Brüder, Johann Caspar und Johann Heinrich, waren die ersten, welche sich durch Handelschaft ein, zumal für jene Zeit, beträchtliches Vermögen erworben hatten, jedoch ohne dadurch aus geachtetem Mittelstande hervorzutreten und zu Staatsämtern oder Ehrenstellen befördert zu werden.

In wie fern Johann Caspar seinen Söhnen eine ihrem zukünftigen Wohlstand angemessene und höhere Stufe in dem republikanisch-bürgerlichen Leben durch Geistesbildung anzuweisen gedachte, indem er dieselben nicht in den öffentlichen Schulen, sondern durch Privatlehrer unterrichten ließ, ist ebensowenig mehr auszumitteln, als wer diese Lehrer waren und was sie ihren Zöglingen eigentlich beizubringen suchten. Es finden sich einzig noch Spuren von einem H. Foßler aus Tuttlingen, der als Informator in einem andern Haus in Zürich angestellt war, und dessen Lehrstunden der ältere Sohn beiwohnte. Wahrscheinlich wurden beide Knaben schon früh in Pensionsanstalten anderer Schweizerstädte untergebracht, indem sie von jeher eine fremdartige, von der gewöhnlichen zürcherischen abweichende Form des Benehmens, der Redensarten und Geistesrichtung verrathen haben. Aus dem Erfolg aber läßt sich schließen, daß bei keinem von beiden durch den erhaltenen Unterricht ein rein grammatikalischer und logischer Grund gelegt wurde.

Nach ihres Vaters Tode scheint Johann Caspar Lavater als Bruder ihrer Stiefmutter, sich der Knaben angenommen und sich vorzüglich bemüht zu haben, denselben religiöse Gesinnungen beizubringen. Den ältesten Brief, der sich unter Schweizers nachgelassenen Papieren vorfindet, schrieb der damals 28jährige Lavater an Joh. Caspar Schweizer unter'm 21. Februar 1770 nach Bern, wo dieser bei H. Bertrand und Comp. wohnte, daselbst wahrscheinlich die Handlung erlernen sollte und auch zur christlich-evangelischen Kommunion vorbereitet und aufgenommen wurde.

Ein anderer von Lavater unter'm 1. Dezember 1773 an beide Brüder, Joh. Caspar und Jacques, zugleich gerichteter Brief läßt uns dieselben in einem Handlungshause Beyle & Wollank in Marseille finden. Lavater, dessen Briefe damals noch nicht so ideenreich und eigenthümlich

wie die spätern waren, spricht am Ende seinen Segen, wie von der Kanzel, über sie aus und ersucht sie, ihm ihre Schattenrisse zu schicken. Von Marseille scheint der jüngere Jacques sich nach Italien gewendet zu haben; Johann Caspar hingegen kehrte um das Jahr 1774 nach Zürich zurück.

Von nun an tritt sein Bild aus dämmernder Vergangenheit uns allmählig bestimmter entgegen.

Er war von mittelmäßiger, eher kleiner Statur, schmächtig und zart gebaut und hatte dünne Schenkel und Beine, mit etwas eingebogenen Knieen. Sein Kopf war schmal, lang und spitzig, die Stirne hoch, das Haar blond und weich wie Seide. Die Wangen waren flach, die Nase trat, in der Mitte sanft gebogen, bedeutsam aus dem Gesicht hervor, auf seinen Lippen schwebte gewöhnlich ein sardonisches Lächeln und aus den hellen, blaßblauen Augen blickte unter hohen Brauen, neben herzlicher Gutmüthigkeit, ein unruhiger Geist.

Er hatte in Form und Verhältniß der Gesichtszüge einige Ähnlichkeit dem Bildniß des großen Cosmus Medici in Lavaters Physiognomik, B. IV, S. 382. Wenn aber Schweizer auch unverkennbaren Drang zu großen Thaten, gleich jenem, zeigte, so paßt übrigens das weitere Urtheil Lavaters über das Bildniß des Mediceers nicht auf ihn [1]).

Im dritten Theil der Physiognomik (Abschn. VI, Fragm. X S. 154) finden sich zwei Profilbildnisse, die Schweizern selbst vorstellen sollen; sie können aber nicht ganz ähnlich gewesen sein, was Lavater auch eingesteht. Sein Urtheil über beide zusammen lautet: „Kein Alltagsge„sicht! Die Augen, noch mehr die Nase, am meisten der Mund, sind „ganz entscheidend für Ungemeinheit des Geistes. Die Stirn ist sehr „leicht und hell auffassend, das Auge schnell erblickend, aber beide ohn' „allen ruhigen Scharfsinn. Und dann abermals schwächt die hohe „Augenbraune den Ausdruck der Verstandeshelle. Güte ist im Munde „sichtbar. Auch das Kinn hat Verstandeskraft."

Von den vielen Bildnissen, die von Schweizer verfertigt wurden, wird das in spätern Jahren und in Amerika von Sharples in Pastell gemalte für das ähnlichste gehalten [2]).

Schweizers ganzer Habitus deutete auf eine körperliche Beschaffenheit, welche seinen geistigen Regungen die Wage nicht zu halten vermochte. Seine Bewegungen waren unstät und zappelnd, und den Kopf drehte er selten langsam, sondern meistens ruckweise. In seinem Innern pulsirte ein immer und fast krampfhaft bewegtes Leben, und die gesteigerte Reizbarkeit seines Nervensystems machte ihn für die Aufnahme aller äußern Gegenstände um so empfänglicher, als jeder neue Eindruck den gleich zuvor erhaltenen wieder verdrängte.

Seine geistige Entwicklung fiel in den Zeitpunkt, wo die französische Literatur sich allgemeiner in der Schweiz ausgebreitet hatte, und da er, bei öfterer Ortsveränderung, ohne folgerichtige Erziehung und unter keiner strengen Schulzucht gehalten, mit eigentlicher Gier alles zu lesen pflegte, was ihm unter die Hände fiel, so überhäufte er sein gutes Gedächtniß mit einem Schwall neuer Ideen, die größtentheils im grellsten Gegensatz mit altzürcherischer Förmlichkeit und allem standen, was in seinen heimischen Umgebungen üblich war. Er verschlang Rousseaus Schriften und vorzüglich dessen Contrat social, aus welchem er sich den Grundbegriff von bürgerlicher Freiheit ableitete, stellte gern Paradoxen auf, vertheidigte dieselben mit großer Lebhaftigkeit und sprach oft und über die gleichgültigsten Dinge mit einem an Exaltation grenzenden Feuer, wobei ihm die Worte wie ein Strom von den Lippen flossen, indem er fremde oder eigne Gedanken mit einer glänzenden Beredsamkeit vorzutragen wußte, die aber gewöhnlich mehr durch Sophismen blendete, als durch wahre Gründlichkeit überzeugte. Eine entzündete Phantasie herrschte überall bei ihm vor, er sah die Welt und das Treiben der Menschen nie anders als durch das Prisma der Poesie. Mit tief innewohnendem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit war er immer bereit, den Handschuh für die Vertheidigung jedes, wenn auch nur scheinbar Unterdrückten hinzuwerfen und eine Lanze für ihn zu brechen in Schimpf und Ernst.

Mit solchen bereits mehr und minder entwickelten Anlagen und Neigungen kam er als zwanzigjähriger Jüngling nach Zürich zurück. Das väterliche Haus war seit der zweiten Heirath seiner Stiefmutter

und während der Abwesenheit beider Brüder vermiethet, die Handlung von seinem Oheim und Vormund in dessen Wohnung auf der „Hofstatt" gezogen und durch einen erprobten Buchhalter gewissenhaft fortgeführt worden. Bei diesem Oheim wohnte Schweizer nun und sollte seiner Handlung selbst vorstehen lernen. Aber seine Lebhaftigkeit gestattete ihm selten, länger als eine Stunde auf der Schreibstube sitzen zu bleiben. Immer fand er einen Vorwand, sich auf und davon zu machen, um entweder in einem Buche zu naschen, oder irgend einer Angelegenheit nachzujagen, die gewöhnlich in keinerlei Beziehung mit demjenigen stand, was sein Lebensberuf hätte werden sollen. Dabei wußte er in geselligen Kreisen und bei dem schönen Geschlechte gefällig aufzutreten; seine unterhaltende und unerschöpfliche Gesprächigkeit verschaffte, nebst dem Ruf eines Reichthums, ihm überall eine günstige Aufnahme.

Sein Oheim war ein heiterer, sanfter und gutmüthiger alter Mann. Wenn auch ganz Kaufmann und nur seinen ausgebreiteten Geschäften lebend, ergötzte er sich doch an den ihm selbst mangelnden literarischen Kenntnissen seines Neffen, den er mit väterlicher Zärtlichkeit liebte und ließ denselben gewähren, ohne ihm irgend einen Zwang aufzulegen, wahrscheinlich in der Voraussetzung, dessen Vermögen sei, nebst demjenigen, was er noch von ihm selbst zu erwarten hatte, groß genug, um seinen Neigungen folgen zu dürfen, ohne noch ängstlich auf Vermehrung desselben bedacht zu sein. Er hoffte, eine frühe Heirath würde den jungen Schwärmer in's Gleichgewicht bringen, ihm die noch mangelnde Selbständigkeit verschaffen und alles Übrige sich von selbst geben.

Die Gelegenheit, eine solche Verbindung anzubahnen, wurde bald durch Schweizers Stiefmutter herbeigeführt.

2.

Anna Magdalena Heß. Schilderung ihrer körperlichen und Gemüthsbeschaffenheit und ihrer Erziehung. Sie vermählt sich mit Schweizer.

Anna Magdalena, geboren den 9. September 1751, war die dritte Tochter meines Oheims, H. Postdirektor Joh. Jakob Heß; ein sonderbares Wesen, voll inniger, unzerstörbarer Herzensgüte, mit leicht beweglichem Sinn und lebendiger Phantasie bei entschiednem Phlegma und daraus entstehender Sorglosigkeit. Selten fand sich noch eine solche Vereinigung von Ideenthätigkeit und körperlicher Trägheit, wie diese widersprechenden Eigenschaften Magdalenen schon als Kind charakterisirten. Alles außer sich beobachtend, in sich selbst auffassend und auf eine eigenthümliche Weise verarbeitend, konnte sie in ihrer frühsten Jugend stundenlang unbeweglich sitzen oder liegen, und nur in ihren großen rollenden Augen zeigte sich das innere Leben, mit dem Anstrich eines oft in förmlichen Muthwillen ausartenden Leichtsinns, der sich in allerlei launigen Einfällen äußerte. So gering auch die Forderungen waren, die das Zeitalter damals noch in wissenschaftlicher Beziehung an junge Frauenzimmer machte, so mochte doch Magdalene, von dem Wenigen, was sie hätte lernen sollen, nicht das Geringste ergreifen und festhalten; sie machte alle Lehrer und Schulbasen, die freilich in der Regel alle Kinder über den nämlichen Leisten zu schlagen pflegten, irre durch Späße und Schwänke und konnte mit Noth an einem Strumpfe stricken, indem ihr auch weibliche Handarbeiten nicht zusagten [3]). Da halfen weder die Ermahnungen der strengen Mutter, noch das bessere Beispiel ihrer Schwestern, sie blieb sich gleich: nicht halsstarrig widerstrebend, sondern bloß in gemüthlicher Unthätigkeit, und der Vater, ein grundguter, aber etwas beschränkter Mann, der öfters über ihre Verstocktheit lachte, mußte sich endlich entschließen, um dieser bereits sechszehnjährigen Tochter wenigstens einen Anstrich von Erziehung und Unterricht geben zu lassen, dieselbe im Jahre 1767 nach Neuenburg zu verpflanzen, woselbst zwei Schwestern de Gélieu ein Mädchen-Institut von zwölf Plätzen hielten.

Hier befand Magdalene sich in einem Kreise von Altersgenossinnen aus verschiedenen Schweizerstädten und hätte wohl manches Versäumte nachholen können, wenn sie nur mit einiger Lust dazu begabt gewesen wäre. Allein sie trieb es wie zu Hause fort und lernte nichts, nicht einmal tanzen, was ihr auch zu unbequem war; ergötzte aber die ganze Pension durch ihre Possen, mitunter auch durch kleine Intriguen, die sie auf die feinste und drolligste Weise unschädlich durchzuführen wußte.

Ihres Bleibens war hier nicht lange. Die bürgerlichen Unruhen, welche damals in Neuenburg stattfanden, bewogen ihren Vater, sie schon im März 1768 anderswo unterzubringen, und so kam sie zu einer Frau von Rodt, geborne Imhof von Bern, welche mit Magdalenens Eltern in den Bädern zu Baden bekannt geworden, und deren Gemahl Landvogt zu St. Johann war.

Diese Dame hatte keine Kinder, und da sie in der Einsamkeit ihres Schlosses einer aufmunternden Gesellschaft bedurfte, und Magdalenens Einfälle und Gutmüthigkeit ihr besonders zusagten, so behielt sie dieselbe über vier Jahre bei sich, ohne jedoch im Geringsten für ihre Ausbildung zu sorgen, so daß das phantastische Mädchen sich unbedingt seinen Launen nnd Neigungen überlassen durfte und endlich mit keinem andern wesentlichen Gewinn in das väterliche Haus zurückkehrte, als daß sie nun ziemlich geläufig französisch parliren konnte.

Bei so gänzlichem Mangel an zweckmäßiger Leitung hätte aus Magdalene ein durchaus verschrobenes Geschöpf werden können, zumal das kleine, zartgebaute, aber kugelrunde Mädchen reizend und zu galanten Intriguen nicht ungeneigt war, wenn ihr oberflächlicher Leichtsinn nicht stets durch ein treffliches, argloses und kindlich unbefangenes Gemüth wäre überwogen worden. Alle übrigen bessern Eigenschaften, die dazumal noch in ihrer Seele schlummerten, wurden erst in der Folge und durch die Verhältnisse entwickelt.

Ihre Wiedererscheinung, als aufgeblühtes Mädchen, das sich auf eine eigenthümliche Weise kleidete und geberdete, erregte einiges Aufsehen in dem kleinen Kreise der Zürcherwelt. Sie hatte bald einen Hof von jungen Leuten um sich her versammelt; weil ihr aber beigebracht worden,

sie könne ihren Hang zur Unabhängigkeit nur bei einem reichen Manne befriedigen, und da ihr Herz noch frei war, so trieb sie bloßen Spaß mit Freiern, welche ihr den gewünschten Wohlstand nicht hätten verschaffen können, lockte dagegen in unverdachtem Muth und ohne daß ihr Ernst dabei war, solche an, welche ihr als gute Parthien geschildert wurden, und nahm einmal sogar eine Hasenscharte (Martin Schultheß aus der Limmatburg) auf's Korn, der sie sich aber doch wahrscheinlich nie ergeben hätte.

Einige Jahre verflossen unter solchen Tändeleien. Sie brachte öfters Wochen und Monate bei meinem Vater auf dem Lande zu, der die lustige Mäde, welche ihn immer aufzuheitern wußte, von Herzen liebte und bis an seinen Tod ihr treu besorgter väterlicher Freund blieb. In Scherz und Ernst ermahnte er sie, wenn sie etwa vom Balkon vorüberreitenden Herrn ehrerbietige Reverenzen machte, und sich dabei halb krank über dieselben lachen wollte, den günstigen Zeitpunkt einer sichern Verbindung nicht zu verscherzen, und da sie im Hegibach bei der mit ihren Eltern befreundeten Familie Tauenstein den kürzlich aus der Fremde heimgekehrten Schweizer gewöhnlich antraf, und dieser sich bald als ihr Anbeter erklärt hatte, so fieng sie an, sich diesem zu nähern, obgleich er drei Jahre jünger als sie selbst war.

Ihre Originalität hatte Schweizern, der ebenfalls originell war, zuerst angezogen; ihre Naivetät und reizende Jugendblüthe fesselten ihn. Er hätte aber nicht bloß eine schöne, sondern zugleich auch eine gebildete Frau besitzen mögen. Bei jeder Gelegenheit erkundigte er sich, ob sie Gefallen an guter Lektur finde, ob sie dieses und jenes neue Buch schon kenne. Die feine kleine Hexe, die sonst nichts zu lesen pflegte, stellte sich an, als wäre das ihre liebste Unterhaltung, und beklagte sich immer nur über Mangel an Büchern und Anleitung, dergleichen mit Nutzen zu studiren. Schweizer, der alle neuen Schriften sammelte, beeilte sich, ihr ganze Korbladungen voll in's Haus zu schicken, in der Hoffnung, sich über den Inhalt derselben mit ihr besprechen zu können. Magdalene durchstöberte gewöhnlich bloß die ersten und letzten Blätter dieser Bücher, um doch etwas davon sagen zu können; mitunter bekam sie Schweizer

unaufgeschnitten zurück. Wollte er die Freundin darüber zur Rede setzen, so verstand sie es immer, sich herauszuhelfen; ihre muntere Laune wußte den Verliebten mit andern als gelehrten oder sentimentalen Gegenständen zu unterhalten; die Anverwandten beider jungen Leute beförderten ihre gegenseitige Neigung, sie verlobten sich, und wurden den 11. Juli 1775 getraut.

3.
Romantische Flitterwochen. Schweizers Bruder Jacques wird wahnsinnig.

Schweizer bezog nun mit seiner Gattin seine väterliche Wohnung „zum Streit“ in der kleinen Brunngasse. Es war ein ziemlich geräumiges, aber dunkles und unerfreuliches Haus, in welchem er sich niemals einheimisch fühlte, obgleich er allerlei Verschönerungen darin hatte anbringen und ein Zimmer mit einer kostbaren, von Wüst gemalten Tapete behängen lassen. Der romantische Sinn des jungen Ehepaares sehnte sich aus der engen Gasse in's freie Grüne, und so mietheten sie, bald nachdem sie sich in der Stadt eingerichtet hatten, ein ländliches Häuschen in Wiedikon, wo sie über die Honigmonate ein arkadisches Leben führten. Magdalene, die, ohne eigentlich kokett zu sein, sich immer anders als nach der herrschenden Mode zu kleiden pflegte, steckte sich nun in ein weißes schäferliches Gewand mit aufgeschürzten Aermeln und rosenrothen Schleifen, worüber mein guter Vater, wie sie zum ersten Mal in diesem Aufzug bei ihm erschien, in ein unwiderstehliches Gelächter ausbrach. Schweizer machte Verse, schweifte zu Fuß und zu Pferd in der Gegend umher und beide schwärmten so lang, bis ihr veränderlicher Sinn des Landlebens satt wurde und der Spätherbst sie wieder in die Stadt zurück führte.

Hier bekamen sie bald einen Gast, der eigentlich gar nicht zu ihnen paßte und der sie zuerst mit den Sorgen des Lebens bekannt machte, den sie aber mit treuer Liebe bei sich aufnahmen.

Schweizers jüngerer Bruder Jacques, ein kleiner, pockennarbiger, satirischer Mensch, der früh schon Witz und Geist, zugleich aber auch Hang zu allerlei Verirrungen gezeigt, hatte sich einige Zeit in Italien herumgetrieben wahrscheinlich daselbst ausgeschweift, und war dann nach Neuenburg gekommen. Dort äußerten sich Spuren von Ueberspannung bei dem verwahrloseten Jüngling. Er schwärmte manchmal Tage und Nächte lang mit Rousseaus Emil in der Tasche in den Wäldern herum, ward endlich entschieden wahnsinnig und in diesem traurigen Zustand von seinem ältern Bruder nach Zürich zurückgeholt.

Alles was ärztliche Hülfe nnd ängstlich besorgte Pflege nur immer leisten können, war vergebens an dem Unglücklichen versucht worden. Das Uebel nahm auf solchen Grad überhand, und der Verrückte, welcher ein boshafter Narr geworden, spielte seinem Bruder und dessen Gattin, die er Madame Poudrière zu nennen beliebte, so arge Streiche, daß Schweizer genöthigt wurde, denselben bei dem Pfarrer Keller in Schlieren unterzubringen, dessen psychologische Einsichten sich bei dem Unterricht von Taubstummen zu einer Zeit bewährte, wo das System des Abbé de l'Epée in der Schweiz noch gar nicht bekannt war.

Auch dort blieben alle Versuche, den armen Jacques zu besänftigen und herzustellen, fruchtlos. Er gieng tagelang schalkhaft lächelnd und genau die nämliche Richtung beobachtend, im Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Andere Male schwatzte er unaufhörlich drauf los, faselte von seinen Liebschaften in Italien, besonders viel von einer Signora Lauretta, und wenn er auch unter des Pfarrers Aufsicht sich zuweilen mit Uebersetzungen aus italienischen oder französischen Büchern, die er weit besser als sein Mentor verstand, zu beschäftigen schien, so wachte plötzlich wieder die Lust in ihm auf, jemand zu mißhandeln, was er mit Löwenstärke und schadenfroher Behendigkeit ausübte. Er jagte einst mit einem erhaschten Messer den Pfarrer im ganzen Hause herum und konnte nur durch mehrere herbeigerufene handfeste Männer zu Paaren getrieben werden. Nach solchen Szenen brach er dann in unbändiges Gelächter aus und spottete seiner Wächter.

Schweizer, der wenigstens zweimal wöchentlich nach Schlieren ritt,

beschäftigte sich unaufhörlich mit Plänen zu seiner Heilung und wollte immer nur gelinde Mittel an ihm versucht wissen. Aber diese schlugen alle fehl und Doktor Hotze, der den Kranken behandelt hatte, und sein Uebel genau kannte, schrieb einst an jenen: „Ihr Bruder hat dießmal „nur zwei Sinne: der eine liegt auf der Haut, der andere in seinem „Magen. Alle übrigen sind stumpf und todt. Wer das bei seinem „Erziehungsplane nicht glaubt und nicht benutzt und durch diese zwei „Oeffnungen nicht sucht in die übrigen verstopften Gänge einzubringen, „der dreschet leeres Stroh und bereitet sich selber neue Prügel und das „alles comme de raison."

Jacques ward in der Folge von 1781 bis 82 zu Tobler auf die Au gebracht, um daselbst unter Hotzes näherer Leitung zu stehen. Da es aber nicht besser mit ihm wurde, kam er (1782) wieder nach Schlieren, und endlich im November 1788 zu Schweizers Buchhalter, Diggelmann an die obere Straße. Er verlor allmählig den Gebrauch der Sprache, sank vollends zum Thier hinab und lebte in diesem beklagenswerthen Zustand noch viele Jahre fort.

4.

Früher Tod von Magdalenes Schwestern, wodurch sie die einzige Erbin ihrer Eltern wird.

Gleich wie Schweizer durch die Geistes-Zerrüttung seines Bruders, ebenso tief wurde auch Magdalene betrübt durch den frühen Tod aller ihrer Schwestern, mit welchen sie stets im besten Vernehmen gelebt hatte. Die älteste, Regula, mit dem Landschreiber Jakob Heß, dem Gehülfen ihres Vaters am Postamt, verheirathet, war eine gute, aber wenig bedeutende Frau. Die Pocken hatten ihre ursprüngliche äußerliche Anmuth zerstört, und frühe Anlage fett zu werden, vermehrte ihren Verdruß über dieses unverschuldete Mißgeschick. In der Meinung, den letztern Umstand zu beseitigen, begieng sie die Unvorsichtigkeit, alle Morgen ein Glas voll Essig auszutrinken, wodurch sie allerdings mager wurde,

zugleich aber auch ihre Gesundheit unwiederbringlich zerrüttete. Die zweite, Susanna, des damaligen Rathssubstitut und nachherigen Statthalters Hs. Conrad Hirzels erste Gattin, war eine zart religiöse Seele; ihre schönen dunkelbraunen Augen blickten mehr in eine zukünftige, als in diese Welt. Mit ernstem Sinn, in frommen Betrachtungen über die Bibel und über Klopstocks und Cramers geistliche Gesänge, reifte sie früh ihrer Verklärung entgegen. Martha, die jüngste der vier Schwestern, war der Liebling aller Menschen, die dieses sanfte, fromme, schwärmerische Naturkind beobachten konnten. Bei schwächlicher Körperbildung strebte die Psyche vor der Zeit, die leichtgewobene Chrysalide zu durchbrechen. Ich besitze zwei Bildnisse[4]) von ihr: das eine von Heinrich Füßli, dem Shakespeare-Maler, in Bleistift gezeichnet und nach seiner Weise im Ausdruck gesteigert (dieses wurde von H. Lips in Kupfer geätzt); das andere von Kölla in Oel gemalt, welches aber auch weit unter der Anmuth des Originales zurückgeblieben ist. Hinter dieses letztere hat Schweizer Ariostos schöne Worte geschrieben:

. . . . „La fece la natura
E poi ruppe la stampa."

Martha wurde zuerst bettlägerig. An einem düstern Winterabend, als Magdalene mit ihrer Mutter und einigen Anverwandten wehmüthig an ihrem Lager saß und die tiefe Stille nur durch den einförmigen Pendelschwung der Wanduhr und durch das leise seufzerähnliche Athmen der Kranken unterbrochen wurde, schauerten die Anwesenden alle zugleich über einem lauten Krachen zusammen, das plötzlich von Außen hereindrang und dem ein harmonisches Gesäusel folgte. Sie blickten einander bedenklich an und wagten es lange nicht, sich nach der Ursache dieses sonderbaren Geräusches umzusehen, das gleich wieder aufgehört hatte. Endlich ergab es sich bei der Untersuchung, daß an einem im Nebenzimmer befindlichen Fortepiano drei Saiten im nämlichen Augenblick gesprungen waren. Als Tages darauf bei der ältern Schwester Susette von dem Schrecken der Frauen über dieses Geräusch die Rede war, sprach jene bedeutend und in prophetischem Geiste: „drei Saiten, drei Schwestern!" Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Der Engel des Todes entführte

Marthen schon im Dezember 1779; Regula im März und Susette im April des folgenden Jahres; alle drei in dem kurzen Zeitraum von vier Monaten.

Ich werde Marthen, obwohl ich, als damals noch kleiner Knabe, sie wenig gekannt hatte, nie vergessen. Ihre Leiche war die erste, die ich sah. Eine düstere Kerze brannte in der Todtenkammer. Die sanfte Gestalt lag starr, wie ein Bild von weißem, durchsichtigem Wachs, mit gefalteten Händen in dem engen Sarg von duftendem Tannenholz. Auf einem Kasten daneben stand ein Schädel, den die Entschlummerte immer in ihrem Schlafzimmer aufgestellt hatte. Mein Vater, der mich mitgenommen, als er die theure Nichte zum letzten Male sehen wollte, drückte ihre kalten Hände und flüsterte ihr, als könnte sie ihn noch vernehmen, die Worte zu: „fahr wohl, Martha, und grüße mir drüben meine geliebte Frau (meine Mutter war vier Jahre früher gestorben)!"

Durch diesen Verlust ihrer Geschwister blieb Magdalene zu ihrem aufrichtigen Bedauern die einzige Erbin ihres bemittelten Vaters. Inzwischen heiterte ein sorgenfreies, unter manigfaltigen Zerstreuungen wechselndes Leben ihren Gesichtskreis bald wieder auf.

5.

Schweizer wird in den Besitz des von seinem Vater hinterlassenen Vermögens gesetzt. Wie seine Handlung geführt wird.

Als Schweizer, nach dem Buchstaben des Gesetzes schon durch seine Verheirathung im 21. Jahre mündig, indeß erst im 26. (1780) durch seinen Oheim in den freien Besitz des väterlichen Vermögens eingesetzt worden war, verließ er sein dunkles Haus in der engen kleinen Brunngasse, kaufte sich dafür ein schöneres, „zum untern Berg" genannt, in einer anmuthigen Lage am untern Hirschengraben, richtete dasselbe auf das Bequemste ein, und zog nun auch seine Handlung mit Baumwollentüchern dahin.

Conrad Diggelmann von Oberstraß, der schon unter Schwei-

zers Vater als Buchhalter angestellt gewesen, ein Mann aus der guten alten Zeit und wie die neue schwerlich mehr einen solchen aufzuweisen hat, unermüdlich in der Arbeit, einfach und anspruchlos, unerschütterlich treu, nie auf seinen eignen und immer nur auf den Vortheil seines Prinzipales bedacht, und längst erfahren in allen Details dieser sichern, im In- und Auslande seit vielen Jahren durch ihren nie bezweifelten Kredit rühmlich bekannten Handlung — führte und erhielt er dieselbe in ihrer gewohnten und immer gleichen Gewinn bringenden Weise fort. Schweizer hatte dabei nichts anderes zu thun, als Briefe und Wechsel zu unterzeichnen und konnte über den Ertrag dieser Goldgrube nach Willkür verfügen.

Das Vermögen des unglücklichen Jacques befand sich ganz in seines ältern Bruders Händen, der als Vormund über ihn gesetzt war. Dieses Vermögen wurde jenem zwar alle Jahre nebst dem Ertrag der Zinse auf der Rechnung gutgeschrieben; da aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß Jacques jemals wieder zum Verstand kommen könnte, und Schweizer für die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse reichlich und brüderlich sorgte, so gewöhnte sich Caspar, diesen Antheil in so ferne schon als sein Eigenthum zu verwalten, daß er denselben mit in alle seine Finanzoperationen verflocht, ohne irgend einer Behörde darüber Rechenschaft ablegen zu müssen. Der Erfolg hat hier, wie in hundert andern Fällen gezeigt, wie fehlerhaft unsere Curatelgesetze sind, indem sie den Erben eines Bevormundeten, und oft zu deren eignem Nachtheil, das Verwaltungsrecht über ein Vermögen gestatten, das denselben noch nicht förmlich anheimgefallen ist, und welches unter der unmittelbaren Aufsicht einer öffentlichen Behörde weit sicherer aufgehoben wäre.

6.

Schilderung von Schweizers und Magdalenes häuslicher Einrichtung, ihrer gegenseitigen Liebe, und nähere Charakteristik Magdalenes.

In ihrer Verbindung mit Schweizer fühlte Magdalene sich über die Maßen glücklich. Sie hatte ihn zwar nicht aus blinder Liebe und

eher aus Vernunftgründen geheirathet; allein so wie ihr Gemüth sich immer mehr entfaltete, wie der Kreis ihrer Ideen sich erweiterte und vorzüglich weil sie täglich mehr von dem seltenen Edelmuth ihres Gemahls überzeugt wurde, so hieng sie mit einer stets zunehmenden Innigkeit an ihm, die endlich an Vergötterung grenzte. Ward er etwa krank, so rang sie die Hände, und wollte fast verzweifeln. Sie kniete dann vor ihn hin, flehte für seine Erhaltung und rief: „Männli, o Männli, ohne dich könnte ich keine Stunde länger leben!"

Schweizer forderte aber auch durchaus nichts von ihr, was bindend oder lästig für ihre Neigungen hätte sein können. Eine Herrenhuterin, redlich wie die meisten Mitglieder dieser Sekte, stand der Küche, dem Keller, der ganzen Haushaltung vor, und regierte aus ihrem eignen Stübchen die übrige Dienerschaft. Selbst die Ausgaben verrechnete sie nicht der Frau des Hauses, sondern dem guten Papa Diggelmann, wie dieser Phönix aller Buchhalter und Kassirer genannt wurde. Magdalene hatte für keine prosaische Lebensbedürfnisse zu sorgen; was ihr gelüftete, ward auf der Stelle angeschafft, und so erwarb sie sich auch nie den geringsten Begriff von ökonomischen Angelegenheiten. Sie brachte ihre Muße im Helldunkel ihres gegen die Gartenterrasse liegenden niedlichen Zimmers, auf weichem Canapee hingegossen, mit Lesen, — denn Schweizer hatte ihr nun wirklich Geschmack für Lektur beigebracht, — mit Träumen, oder im Besuchzimmer bei geselliger Unterhaltung zu und entwickelte dabei ihre angeborene und seltene Gabe, die Menschen zu beobachten, indeß der Körper einer behaglichen Ruhe pflegte. Freilich faßte sie damals in jugendlicher Unerfahrenheit noch bloß das Lächerliche oder sonst Auffallende an der Außenseite der Leute auf und erst in der Folge schärfte sich ihr instinktmäßiges Talent, das Innere derselben zu durchschauen.

Langten unerwartete Gäste an, so rührte sie nur die Klingel; dann trat die alte Gritte, mit dem ehrlichen Gesicht voll ernster Falten unter der schwarzen Spitzenhaube, herein, erhielt einen Wink und die Tafel wurde mit allem, was Leckeres aufzutreiben war, besetzt.

Schweizer, in seinem manigfaltigen Treiben, fand selten Zeit, sich

anhaltend mit seiner Gattin zu beschäftigen. Allein er verehrte sie in eben dem Maße, wie sie ihn vergötterte. Er betrachtete sie in ihrer kindlichen Gemüthlichkeit wie einen Schutzgeist, der ihm zur Begleitung beigesellt worden, dessen all zu bescheidenen Winken er aber in Zeiten der Prüfung leider wenig, ja gar kein Gehör gab.

Uebrigens gestatteten beide einander die unbedingteste Freiheit in allen Lebensverhältnissen, und wenn auch in den ersten Jahren Schweizern hie und da ein kleiner Schauer von Eifersucht, vielleicht im strengsten Sinne nie ganz ohne Grund, anwandeln mochte, so setzte er sich darüber in der Folge, als über eine Schwachheit, die einem über das Gewöhnliche erhabenen Geist nicht zieme, vollkommen hinweg. Freiheit in jeder Beziehung schien das Gesetz und die Bedingung ihrer beidseitigen Existenz zu sein. „Je dois être libre comme l'air", war Magdalenes beständiger Ausruf. Er und sie ließen sich eben so wenig durch die Forderungen äußerlicher Formen binden, als sie andern mit solchen Zumuthungen lästig fielen. Wer aber einmal ihre schwache Seite erspäht hatte und diese benutzen wollte, der konnte nach Belieben auf sie wirken, wenn es nur nicht mit dem Anschein eines überlegten Vorsatzes geschah.

Magdalene war bei ihrer kleinen, aber niedlich geformten und ausgerundeten Gestalt und ihrer bedeutenden Gesichtsbildung eine äußerst einnehmende Frau. Ihre großen blauen und seelvollen Augen übten einen unwiderstehlichen Zauber aus, und sie war öfters der Gegenstand vielseitiger Aufmerksamkeit vorzüglicher Männer. Sie zeichnete sich auch durch eine besondere Kleidung aus, indem sie die damals übliche Frauenzimmertracht abgelegt hatte und weder hochfrisirte und gepuderte Haare, noch Poches (breite, mit Fischbein ausgewölbte Anhängtaschen), noch einen langen steifen Panzer von Schnürbrust oder hohe Absätze an den Schuhen trug. Sie kleidete sich vielmehr ganz nach eignem phantastischen, zum Theil Gemälden und Antiken abgeborgten Geschmack. Ihre Tuniken waren mit einem Gürtel unter der Brust zusammengeheftet und ihre reichen, prächtigen braunen Haare, von Federn überschattet, in breiten Flechten um den Kopf gewunden.

Wenn Magdalene jemand recht von Herzen liebte, so pflegte sie diese Leute in der Aufwallung ihrer Zärtlichkeit in die Arme zu kneipen, und wenn sie sich in eine gemüthliche Stimmung versetzen wollte, so band sie ihre langen Haare los und ließ dieselben sachte und anhaltend durchkämmen. Sie ersuchte öfters meine Schwester, ihr diese Gefälligkeit zu erweisen, und versank dann vermittelst dieser Art von Magnetismus in eine sanfte Träumerei. Ihr Nervengewebe war äußerst reizbar; jede Veränderung der Atmosphäre spannte dasselbe auf oder ab. Sie spürte, zumal in horizontaler Lage, die geringsten Schwingungen des Bodens und sprach zuweilen von empfundenen Erderschütterungen, die niemand von ihren Umgebungen bemerkt haben wollte, wovon aber gewöhnlich später bestimmte Nachrichten aus der Ferne anlangten, die genau die Stunde angaben, in welcher Magdalene von dieser Empfindung beunruhigt worden war. Sie hatte auch eine, wiewohl nie ganz entwickelte Gefühlsfähigkeit für unterirdische Elektrizität, was sie „mes rapports avec la nature“ nannte, und wurde von kleinen Schauern bewegt, wenn sie über verborgenen Quellen stand. Eine solche vermuthete sie hinter Schweizers Haus in Zürich und ruhte nicht, bis er nachgraben ließ, wo sich dann auch wirklich ein dünnes Fädchen Bergschweiß vorfand, das gefaßt wurde und jetzt noch einen Brunnen daselbst versieht.

7.

Gesellige Verhältnisse.

Schweizer machte in Zürich ein weniger glänzendes als angenehmes Haus, das der Sammelplatz einer sonderbar gemischten, durch ihre Manigfaltigkeit unterhaltenden Gesellschaft war. Der Hausherr und seine Gemahlin eigneten sich aber von ihrer Seite auch ganz dazu, die verschiedenartigsten Menschen anzuziehen; jener durch das Wetterleuchten seines Geistes und durch seine paradoxen Meinungen und Lebensansichten; diese durch ihre Schönheit, durch kindlich naive Güte und eine

Aufrichtigkeit, die sich ohne Hehl in den kühnsten Wahrheiten aussprach und dennoch nie beleidigen oder mißdeutet werden konnte. Schweizer, der seine Handlung durch so reine und thätige Hände besorgt wußte, wurde durch solche Geschäfte nie gehindert, mancherlei Bekanntschaften anzuknüpfen, und Magdalene war, wie bereits erwähnt worden, ebenso bequem eingerichtet. Wer aber günstigen Eingang bei beiden finden wollte, mußte auch, da sie es selbst waren, auf irgend eine Weise originell sein; alsdann kam weder Stand, noch Reichthum oder Armut des neuen Hausfreundes in Betrachtung.

Es wäre merkwürdig, alle die verschiedenen Menschen nennen und schildern zu können, die sich damals abwechselnd bei Schweizers einfanden. Drei seiner treusten Jugendfreunde, die aber keiner Ueberspannung huldigten, waren Hs. Caspar Schinz, jetzt des Rathes, dessen Schwager Caspar Schultheß von Hottingen und Leonhard Schultheß zum Rechberg, ein erfahrner praktischer Kaufmann. Diese hielten ihn, so lang es noch möglich war, von manchem Fehltritt ab, wozu ihn seine brennende Phantasie immer hinreißen wollte. Einheimische und fremde durchreisende Gelehrte, Schöngeister, Künstler und Weltleute zogen wechselweise ein und aus. Unter jenen befanden sich zum Beispiel Lavater, Pfenninger, der Canonikus Steinbrüchel, der Zunftmeister Bürkli, H. Füßli, der Gelehrte und Buchhändler Leonhard Meister, Pestalozzi, Doktor Hotze, Heinrich Füßli, ehe dieser berühmte Maler nach London zog, u. s. w. Unter den Ausländern Goethe und der Herzog von Weimar, während ihrer Anwesenheit im Jahre 1779 (für diesen letztern malte Füßli Magdalenes Bildniß, das wahrscheinlich noch irgendwo in Weimar zu finden wäre); Wilhelm Gottlieb Becker, ein früh verstorbener Graf von Giech, zwei holländische Grafen von Bentink, Wilhelm Tischbein (der Neapolitaner, welcher Magdalene in ihrem eigenthümlichen Kostüm gemalt hat), dessen jüngerer Bruder u. a. m. Schöne und gebildete Frauen gehörten mit zu diesen Verhältnissen. Der Oberstlieutenant des zürcherischen Regimentes Steiner in französischen Diensten, Hirzel von St. Gratien, hatte seine Gemahlin, eine geborne Roblat von Bel-

fort, nach Zürich gebracht und sich daselbst häuslich mit ihr niedergelassen. Sie war angenehm, geistreich, gewandt, und Lavater ganz von ihr bezaubert. Magdalene hatte täglichen Umgang mit dieser Dame, welche die sogenannte französische Cotterie stiftete, von der noch einzelne alte Leute in Zürich übrig geblieben sind, die sich durch feine Sitten und einen guten gefälligen Ton auszeichnen. Auch die berühmte Branconi schloß sich, so lange sie hier war, an Magdalene an, obgleich Schweizer diesen Umgang keineswegs begünstigte, indem er seine Gattin nicht gern mit einer, wenn auch noch so geistvollen Frau, welche die Maitresse eines Fürsten (des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel) gewesen, in Verbindung sah.

Das Zusammentreffen so vieler bedeutender Menschen wurde durch Witz, Laune und Umschwung neuer und eigenthümlicher Gedanken belebt. Mit Karten wurde hier selten gespielt. Wenn die Männer nicht unter sich über gelehrte oder politische Gegenstände disputirten, was öfters stundenlang der Fall war, so brachte Schweizer immer eine Unterhaltung auf die Bahn, welche den Geist beschäftigen und den Kreis der Ideen erweitern konnte. So wurden z. B. Endreime auszufüllen aufgegeben, oder ein Thema, über welches alle Anwesenden aus dem Stegreif Briefe in entgegengesetztem Sinne schreiben mußten. Der Graf von Giech gewann einmal seine Wette, daß er zu gleicher Zeit in einem abstrakten Buche lesen und genaue Rechenschaft davon geben, zwei verschiedenen Personen verschiedene Aufsätze fehlerfrei diktiren und dazwischen selbst einen Brief von ganz anderem Inhalt schreiben wolle und das alles innerhalb einer einzigen Stunde. Die Künstler zeichneten Bildnisse von den Mitgliedern der Gesellschaft, oder Karikaturen, oder sie füllten fünf aufgegebene Punkte mit dem Kopf, den beiden Händen und Füßen einer regelmäßig gebildeten menschlichen Figur in den schwierigsten Stellungen aus. Landpartieen, kleine Reisen und gemeinschaftliche Badekuren führten immer neuen Wechsel herbei.

8.

Schweizers Bereitwilligkeit, jedermann zu verpflichten; Mißbrauch derselben.

Nicht bloß Schweizers Haus, auch sein Herz und sein Beutel standen seinen Freunden immer offen. Viele derselben haben, theils für sich selbst, theils für bedrängte Schützlinge, von seiner edeln Bereitwilligkeit, überall auszuhelfen, Gebrauch gemacht. Lavater empfahl ihm alle seine vielen Armen und erhielt immer, was er für dieselben verlangte. Er stand mit seinem Neffen auf einem so vertraulichen Fuße, daß er ihm oft in seinen Augenblicken liebenswürdiger Schwachheit, die den großen Mann zuweilen anwandelten, die sonderbarsten Zumuthungen machte [5]). Ohne Schweizers kräftige Unterstützung hätte Lavaters Sohn, Heinrich, sich nicht so lang im Ausland aufhalten und zum gewandten Weltmann ausbilden können. Pfenninger gerieth bei geringen Einkünften und großem Kindersegen häufig in Verlegenheit und beichtete, womit ihm gedient wäre, oder er bedurfte eines Bürgen für einen Anverwandten, und der treue Freund war immer bereit, solchen Wünschen zu entsprechen.

Schweizer war von dem Grundsatz durchdrungen, er selbst, sowie jeder andere Reiche, sei verpflichtet, die Stelle eines Zahlmeisters der Vorsehung auf dieser Welt zu vertreten, und folgte dieser Ueberzeugung ohne Rücksicht auf eigne Entblößung und Einbuße. Wie manche heruntergekommene Haushaltung, wie viele junge Leute von Talent, welchen die nöthige Unterstützung, dasselbe zu entwickeln, gebrach, fanden bei Schweizer nicht nur Geld, sondern auch noch Theilnahme, guten Rath und wichtige Empfehlungen. Er hat in dem Zeitraum von 1775 bis 86 in seiner Vaterstadt unendlich viele Wohlthaten anspruchlos und im Stillen ausgeübt.

Allein die Leichtigkeit, womit er Fremde aufzunehmen und Dürftige zu unterstützen pflegte, ward auch öfters, mitunter auf die grellste Weise mißbraucht. So machte er z. B. in den ersten Jahren seiner

Ehe die Bekanntschaft eines geistreichen, aus den Jonischen Inseln gebürtigen Abenteurers, Baselli, der sich mit einem Schwager, Namens Vero, in Zürich aufhielt. Diese abgefeimten Gesellen hatten sich dermaßen bei ihm eingeschmeichelt, daß sie täglich in seinem Hause steckten und ihn endlich sogar zum Hazardspiel bei verschlossenen Thüren zu verleiten wußten. Schweizer, der das Geld nicht achtete und nicht um Gewinn, sondern bloß spielte, um das blinde Glück zu erproben, hatte, wie es die Regel mit sich bringt, im Anfang immer gute Karten; bald aber verlor er fortwährend bedeutende Summen. Jetzt ward er aufmerksam, und da er, einmal gereizt, mitunter einen nicht geringen Scharfsinn anzuwenden vermochte, so belauschte er nun den Kartenschläger so lange, bis er ihm endlich seine künstlichen Handgriffe abgemerkt hatte. Ein anderer würde den Spitzbuben aus der Thüre geworfen haben; aber Schweizer war nicht der Mann, welcher das angebotene Gastrecht, selbst gegen Unwürdige, verletzt hätte. Er begnügte sich damit, dem entlarvten Gauner einmal das Spiel so zu legen, wie dieser es mit seinem edeln Wirth getrieben und sprach trocken lachend: „so macht man es, wenn man seine Leute prellen will." Daß der beschämte Baselli von nun an nicht wieder kam und aller Umgang abgebrochen wurde, versteht sich von selbst [6]).

Um die nämliche Zeit hat auch ein junger Abbate Branciforte, vorgeblicher oder wirklicher Neffe des Cardinales gleichen Namens, der wegen sogenannter Verfolgungen sich nach Zürich geflüchtet, Schweizern nicht eben geprellt, aber doch ziemlich viel Geld von ihm geschenkt erhalten.

Wie ihm sein Freund Bansi zugesetzt, wird in der Folge nachgebracht werden. Solche Episoden waren aber nur ein unbedeutendes Vorspiel späterer, systematisch und tief in's Leben eingreifender Plünderungen.

9.

Vielseitige Studien; Mangel an Beharrlichkeit, sich mit irgend etwas anhaltend und gründlich zu beschäftigen.

Man würde sich irren, wenn man aus demjenigen, was bis dahin erzählt worden, schließen möchte, Schweizer habe seine Zeit nur geselliger Unterhaltung und einer Art von geistreichem Müssiggang gewidmet. Es war ihm vielmehr hoher Ernst damit, sich tief in alles menschliche Wissen hineinzuarbeiten, und drei Viertheile des Tages brachte er auf seinem Studirzimmer zu. Er hatte sich nach und nach eine bedeutende Bibliothek angeschafft, las Bücher aus den verschiedenartigsten Fächern mit der Feder in der Hand, und vergaß selten wieder, was er einmal, wenn auch nur kursorisch, gelesen. Allein der Mangel an gründlicher Logik und systematischem Schulunterricht, verbunden mit einer nie befriedigten Wißbegier, die immer von einem Zweige zum andern hüpfte, hinderten ihn, irgend ein Fach mit der nöthigen Sammlung beharrlich zu verfolgen und zu ergründen. Dann übten auch die verschiedenen Menschen, mit welchen er abwechselnd in Verbindung kam, den entschiedensten Einfluß auf seine stets veränderliche Geistesrichtung aus.

Von Lavaters Religiosität begeistert, las er einst eine geraume Zeit lang bloß theologische Schriften und Predigten, verstieg sich sogar bis in die Apokalypse und schrieb ganze Stöße von Commentaren über die Bibel. In jener Epoche hatte er sich von phantastischer Schwärmerei auf einen solchen Grad hinreißen lassen, daß er Lavatern auf dessen bekannter Reise zum Pater Gaßner begleitete und seinen wahnsinnigen Bruder Jacques mitnahm, um diesen durch den berüchtigten Teufelsbanner exorzisiren zu lassen. Allein der böse Geist ward vergebens beschworen und Schweizer lachte nachher selbst über seine Leichtgläubigkeit.

Als er später mit den damals in Zürich vorhandenen philosophischen Köpfen, wie Steinbrüchel, Hottinger, Bürkli, dem satyrischen Witzbold Meister u. a. m. bekannt und von solchen Männern auf ihre Seite hinüber gezogen wurde, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem, schmiß

alle seine Commentare über die Offenbarung in den Ofen, spielte, noch weiter als seine Vorbilder gehend, den Freigeist und fieng sogar an, des edeln Lavater's menschlichen Schwachheiten nachzuspüren, Anekdoten darüber zu sammeln und mißdeutete manche seiner wohlmeinenden, aber excentrischen Aeußerungen. Er hat ihm aber in der Folge wieder volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, blieb immer in freundschaftlicher Beziehung mit ihm und schrieb, als er in einem entfernten Welttheil die Auflösung dieses hochherzigen Märtyrers vernahm, von ihm:

„Wie dein Johannes, so sprach, so übt' er die Lehre der Liebe,
Heiland der Christen, auch ihn leg' an die göttliche Brust!"

Und an einem andern Orte, wo er Lavatern „einen frommen und heiligen Lehrer" nennt:

„Leben der Zukunft, du bist! Denn solche erhabene Seelen
Läßt dem hauchlosen Nichts nimmer die Gottheit zum Raub."

Innerhalb von zehn Jahren hatte Schweizer von allem genascht, was damals an wissenschaftlicher Tagesordnung war. Er durchstöberte die Kirchenväter, studirte religiöse und profane Geschichte, Statistik, Politik, Cameral= und Commerzwesen, Pädagogik, Aesthetik, der Himmel weiß, was alles sonst noch, sogar Geburtshülfe und auch noch das Militär; denn als ein Schweizer war er verpflichtet, in der zürcherischen Landmiliz zu dienen, bei welcher er als Hauptmann einer Freikompagnie angestellt war, und bei den wöchentlichen Versammlungen und Waffenübungen der Collegianten (ein Corps freiwilliger Bürger) zeichnete er sich durch besondern Eifer und eine schöne Montur aus.

Mitunter fiel ihm ein, über irgend einen Gegenstand, der ihn für den Augenblick beherrschte, selbst eine Abhandlung oder sogar ein ganzes Buch zu verfertigen; er sammelte dann alle erdenklichen Materialien darüber [7]) und entwarf Pläne auf zerstreute Blätter, wo immer mehr ausgestrichen, als stehen geblieben war. Allein es kam gewöhnlich damit nicht einmal zu einem ordentlichen Anfang und er ließ, von einer neuen Idee hingerissen, alles wieder liegen. Im ganzen Laufe seines Lebens hat er bloß einige Reisebeschreibungen und Memoriale, nebst einem Heft Epigramme und andere Gedichte nach seiner Weise vollendet,

daneben aber noch eine ungeheure Zahl von Concepten zu poetischen Episteln und Heroiden und zu philosophisch-politischen Werken hinterlassen, die so flüchtig hingesudelt sind, daß man seine sonderbaren Schriftzüge genau kennen muß, um diese verworrenen Kladden zu entziffern und zu errathen, welche Gedanken ihm jedesmal durch den Kopf giengen [8]).

Dieser Hast, von einem Gegenstande zum andern überzuspringen, war er sich so gut bewußt, daß er einst in seine zu eigner Beherzigung gedichteten „Lebensregeln eines Sonderlings" das Distichon schrieb:

Nicht im Galoppe durchirre brausend der Weisheit Gefilde!
Früchte und Blumen pflückt nur, wer sie verweilend durchgeht!

Doch der Dämon, der ihn rastlos vorwärts trieb, ließ sich nie durch bessere Einsicht bezwingen. Französisch schrieb er fließender als deutsch, jedoch mit Germanismen untermischt, und sündigte in der letzteren Sprache häufig gegen die ersten Regeln der Grammatik, wie dieses aus seinen eignen Worten, die hier und da in diesen Blättern angeführt werden, hervorgeht. Seine Gedanken nahmen öfters einen hohen Schwung; eine Menge seltener und wirklich selbst erschaffener Bilder stand ihm zu Gebot; diese wurden aber nie mit kritischem Geschmack gewählt, und seine Ausdrücke waren meistens gesucht. So findet man in seinen Gedichten z. B. schlappgehangene Segel, erzne Fernrohre, hohen Meergewälzes Stöße, stromumschwemmte Häuser, fichtenstarrende Berge, u. d. m. Die Gesetze der Metrik hat er nie beobachtet; den Reim verabscheute er, weil dieser nur mit Anstrengung gefunden wird. Die alten Classiker, nach welchen er sich zu bilden trachtete und die er stets als Muster empfahl, kannte er nur aus Uebersetzungen.

Inzwischen erwarb er sich einen ungeheuren Reichthum vielseitiger Kenntnisse, welche, wenn auch bloß oberflächlich, doch beinah von allem etwas enthielten, was in den Kreis des menschlichen Wissens gehört. In der Anwendung dieser Kenntnisse gerieth er zwar gewöhnlich auf Abwege, sein Umgang war aber doch mitunter lehrreich, wenn er die Fülle seines trefflichen Gedächtnisses aufschloß. Ueberall bestrebte er sich,

gemeinnützig zu sein, durch seine Ideen wie durch sein Geld und durch alles, was ihm durch das Glück zugetheilt, oder was er sich selbst erworben hatte. Ganze Bretter seiner Bibliothek standen leer, indem er jedem Bücher mittheilte, der ihn darum ansprach. Besonders trachtete er jungen Leuten Geschmack für Geistesbildung einzuflößen, wobei er in der Auswahl der Mittel stets auf ihre Fähigkeiten Rücksicht nahm und denselben nie ein Buch empfahl, das ihnen hätte schaden können. So verdanke ich ihm die erste Bekanntschaft mit Stillings Jugendgeschichte, die er mir hinschob und mir dagegen ein anderes Buch aus der Hand nahm, welches wahrscheinlich meine Fassungskraft damals noch überstiegen hätte. Für die bildende Kunst nährte er eine eigentliche Leidenschaft und sammelte nach und nach viele Kupferstiche, Handrisse, später auch Gemälde, Münzen und Erzeugnisse antiker Plastik, ward aber öfters getäuscht und bekam Copien für Originale, indem er nie Geduld genug besaß, um sich Technik, Archäologie und alle erforderlichen Hülfswissenschaften anzueignen. Er zeichnete auch selbst, zumal in seiner Lavaterischen Epoche, wo Physiognomik, womit er sich sein ganzes Leben durch vergeblich abmühte, sein Hauptstudium war. Damals ließ er sich blödsinnige Menschen aus dem Spital holen und skizzirte ihre Köpfe, hat aber nie die Fertigkeit erlangt, einen reinen und richtigen Umriß auf das Papier zu bringen. An Ausarbeitung war bei solcher Flüchtigkeit nicht zu denken. Sein ganzes Treiben war Fragment, das Leben zu kurz, um nur den hundertsten Theil von allem zu erreichen, wonach seine dürstende Seele strebte.



10.

Schweizers und seiner Gattin Gesundheitsumstände, Kur in St. Moritzen.

Eine solche rastlose, bis zum Krampf gesteigerte Geistesthätigkeit, mußte Schweizers zart gebauten Körper häufig erschüttern. Er hatte so wie auch Magdalene, immer viel mit hypochondrischen Uebeln zu

kämpfen, und beide reisten bald alle Jahre entweder miteinander in das nämliche Bad, oder jedes einzeln an den Kurort, wo der Arzt sie hinwies. Baden und Schinznach wurden öfters von beiden besucht, was zugleich immer einen Zuwachs von Bekanntschaften und neuen Verhältnissen mit sich brachte.

Im Jahr 1778, da Schweizer besonders stark an Hypochondrie litt, begab er sich an die Mineralquellen von Pfäfers und St. Moritzen, von welcher, in Gesellschaft einiger Jugendfreunde zurückgelegten Kurreise noch eine Beschreibung vorhanden ist, die manchen beachtungswerthen Zug enthält.

So wenig Schweizer sein eigner Arzt zu sein und sich mit Beobachtung der einfachsten Leibes- und Seelendiät selbst zu rathen und zu helfen wußte, so verstand er doch genug davon, um andern in vorkommenden Fällen damit behülflich zu sein. Ein junger bündnerischer Edelmann in neapolitanischen Diensten hatte die Frau des mailändischen Lazaretarztes, Claudia Moscati, entführt und nach St. Moritzen gebracht, woselbst sie sich in Männerkleidung mit ihrem Liebhaber aufhielt. Ihre Schönheit und Koketterie lockten alle Männer an, welche sie durch schlaue Gewandtheit um sich her zu versammeln und nach Belieben zu lenken verstand. Schweizer allein, der in der reizenden Italienerin nur die Buhlerin sah, huldigte dieser Syrene nie, und behandelte sie vielmehr mit schweigender Verachtung, indem er sich immer von derselben entfernt hielt. Als sie sich aber, durch übermäßigen Genuß von Erdbeeren mit Sahne eine heftige Kolik zugezogen und von ärztlicher Hülfe entblößt, in einen wirklich bedenklichen Zustand verfallen war, erbarmte er sich des armen Weibes. Er ließ sich bei ihr melden, gab ihr von seinen mitgebrachten Arzneien, behandelte sie mit so viel Einsicht und schrieb ihr eine so zweckmäßige Diät vor, daß sie sich sogleich erleichtert fühlte und bald auch wieder vollkommen hergestellt war. Ihre Dankbarkeit wurde nun so feurig, daß Schweizer, der die schöne Sünderin „mit den langen schwarzen Haaren, mit den rollenden glühenden Augen und dem blühenden Titianischen Tuberosenfleisch, beinah' bis an den Gürtel nackt,“ auf ihrem Schmerzenslager sich herumwälzen gesehen hatte, für rath-

samer hielt, sich gänzlich wieder von ihr zurückzuziehen und nicht einmal die Beichte ihrer Schicksale abzuhören, wodurch sie ihm eine bessere Meinung von sich beizubringen trachten wollte.

Andern Versuchungen vermochte Schweizer dagegen weniger zu widerstehen, indem er sich selbst anklagt, durch allzu häufigen Genuß von Konfekt, Gewild und italienischen Weinen, womit er und seine Gefährten von Handlungsfreunden aus der Umgegend zum Ueberfluß beschenkt worden waren, die gute Wirkung des Mineralwassers auf seine Gesundheit geschwächt und verhindert zu haben.

Ich kann seine an Magdalene gerichtete Beschreibung dieser Reise nicht bei Seite legen, ohne noch einen Zug seiner Wohlthätigkeit anzuführen, den er mit seiner gewohnten Anspruchlosigkeit in solchen Fällen erzählt. Er hatte nämlich einen französischen Deserteur auf der Straße gefunden. Dieser Unglückliche, von Mangel und Krankheit erschöpft, lag unter Fieberschauern im Schoße seines weinenden Weibes, von drei heulenden Kindern umringt. Schweizer ließ die ganze zerlumpte Familie in ein Wirthshaus bringen, mit Speise und Trank erquicken, gab dem Kranken China, und sorgte für denselben, bis er bald bei guter Nahrung und Pflege wieder vollkommen gesund und munter wurde. Nun ließ Schweizer seine Freunde an diesem Werk der Barmherzigkeit auch Theil nehmen, und die Leute wurden mit Geld und Kleidungsstücken so großmüthig ausgestattet, daß sie, in jeder Beziehung getröstet, ihre Reise weiter fortsetzen konnten. Am Ende machte sich Schweizer noch weidlich über den Franzosen lustig, der, den Leichtsinn seiner Nation nicht verleugnend, besonders über die erhaltenen zierlichen neuen Schuhe ganz entzückt war, und unter Sprüngen versicherte, er wolle seines Wohlthäters in Ehren gedenken, wenn er, bei Hause angelangt, in diesen schönen Schuhen zum ersten Male tanzen werde.

Der Gebrauch des Sauerbrunnens von St. Moritzen hatte indeß dem guten Schweizer wenig genutzt, und seine hypochondrischen Beschwerden stellten sich von Neuem ein, sobald er daheim seine gewohnte Lebensweise wieder fortführte.

Doktor Hotze war sein Arzt und Vertrauter. Schweizer und Mag=

dalene, welche letztere damals an chronischen Uebeln des Unterleibes litt, brachten öfters Wochen und Monate in Richtersweil, und in täglichem Umgang mit diesem philosophischen Kopfe zu. Hotze, der alle hübschen Frauen liebte, sah auch Magdalene gern, und war desto eifriger für die Gesundheit dieser seiner Freunde besorgt. Mehrere von ihm aus jener Epoche noch vorhandene Briefe beweisen, daß er die erste Ursache von Schweizers häufigen Unpäßlichkeiten sehr gut kannte. Er stellte diesem vor, „wie seine Gesundheit mit den riesenmäßigen Wünschen und Bedürfnissen seines Geistes in keinem Verhältniß stehe, wie er tägliche Diätfehler begehe, wie er alles auf einmal genießen möchte, wie er z. B. einst an einem heißen Sommertage nach Richtersweil geritten und unterwegs, statt im Anschauen der schönen Natur auszuruhen, ununterbrochen zu Pferd gelesen und studirt habe.“ Er empfahl ihm, „eines bestimmten Berufes wie ein Taglöhner zu warten, dagegen Lektur und Geistesbeschäftigung nicht als Beruf, sondern nur in Stunden der Muße und zur Erholung zu treiben“ u. s. w.

Allein dieser gute Rath wurde nie befolgt und so blieben auch Hotzens wöchentliche Sendungen von Arzneimitteln größtentheils ohne Wirkung.

Schweizer und Magdalene waren allerdings mitunter wirklich krank; doch ihre Krankheit war damals eigentlich nur diejenige aller zart organisirten Leute, die reich genug sind, um bloß nach Willkür, ohne zweckmäßigen Beruf zu leben und sich keinen Genuß zu versagen, dessen Befriedigung immer wieder neue Gelüste und Bedürfnisse aufregt.

11.

Schweizer wünscht seine pädagogischen Ideen praktisch anzuwenden, und nimmt, in Ermanglung eigner Kinder, eine Pflegtochter, Babette Banli, an. Schilderung derselben und ihres Vaters. Wie sie erzogen wird.

Magdalenes sehnlichster Wunsch, wenigstens nur einmal Mutter zu werden, blieb unerfüllt, worüber auch Schweizer sich innig grämte.

Er hatte sich so viel mit pädagogischen Studien beschäftigt, sich mit Pestalozzi so häufig über Unterricht und Erziehung besprochen und sollte nie Gelegenheit finden, seine gesammelten Theorien praktisch anzuwenden und Menschen nach seinem Ideale zu bilden! Als er endlich überzeugt war, daß er auf die Hoffnung, eigene Kinder zu bekommen, verzichten müsse, so verfiel er auf den Gedanken, sich, wie er sagte, durch Annahme eines fremden Kindes „die Illusion der Vaterfreuden zu verschaffen".

Er hatte in St. Moritzen die Bekanntschaft eines bündnerischen Geistlichen, Heinrich Bansi von Steinsberg (Ardez), damaligen Pfarrers zu Fläsch, gemacht. Dieser war in der Herrenhutergemeine zu Neuwied erzogen worden und studirte nachher in Halle, woselbst er sich aber schon nicht mehr zu den Zinzendorfischen Glaubensgenossen zählte. Bansi war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit einer kräftigen Gesichtsbildung, unruhig, verschmitzt und zu Intriguen geboren, dabei ein gewandter Schwätzer, der die schönsten Grundsätze mit feuriger Beredsamkeit vorzutragen, seine Leute bald zu durchschauen, zu gewinnen und für seine Zwecke zu benutzen verstand. Bei einer schlechten Pfründe hatte er seine Frau und viele Kinder zu ernähren und selten Geld genug, um seinen Hang zu immerwährendem Herumschweifen zu befriedigen.

Schweizer, dessen Vertrauen in edlere Menschheit durch die bittersten Erfahrungen nie geschwächt werden konnte, war eine wichtige Eroberung für Bansi. Dieser stellte sich jenem als einen aufrichtigen, kecken Freund und Verfechter der Wahrheit dar und wußte dessen Lieblingsmeinungen so anspruchlos und als wären dieselben seine eigenen, zu schmeicheln und zu huldigen, daß beide bald auf Du und Du und auf's innigste verbunden waren.

Der geistliche Hirt, welcher gewohnt war, seine Herde sich selbst zu überlassen, fand öfters Zeit, nach Zürich zu kommen und hier seinen Freund auf manigfaltige Weise in Anspruch zu nehmen. Daß er mitunter auch Geld bedurfte und dessen immer mehr erhielt, als er begehrte, versteht sich von selbst.

Wie er nun gewahr wurde, daß Schweizer nach einem Kind verlange, so war er gleich bereit, ihm eines der seinigen abzutreten. Kein Opfer war ihm für den theuren Freund zu schwer! Schweizer nahm das Anerbieten gleich mit beiden Händen an, jedoch nicht unbedingt. Er wollte vollständige Vaterrechte über das ihm anvertraute Kind erhalten, förmlich befugt sein, dasselbe ganz genau nach seinem Sinn und ohne Einwirkung der Eltern zu erziehen, dann aber auch für den Pflegling in jeder Beziehung väterlich besorgt sein und ihm ein reichliches Auskommen für das ganze Leben zusichern.

Bansi gieng alle diese Bedingungen ein; es wurde sogar ein förmlicher Vertrag darüber ausgewechselt; er brachte sein ältestes etwa achtjähriges Töchterchen im September 1783, wenige Tage nachdem Magdalenes Mutter gestorben war, nach Zürich und überlieferte dasselbe den neuen Pflegeltern.

Babette, ein kleines, feines Figürchen, was die Franzosen un chiffon nennen, mit einem eher häßlichen als schönen, von Sommersprossen bedeckten Gesichtchen, aus welchem über dem stumpfen Näschen ein Paar schwarze Augen wie glühende Kohlen hervorblitzten, gefiel durch eine Lebhaftigkeit, die aus südlichen Himmelsstrichen herzustammen schien. Sie war schmiegsam, flüchtig wie eine Eidechse, verschmitzt wie ihr Vater und hoch erfreut, sich aus der heimatlichen und ärmlichen Wirthschaft zu Fläsch in ein schönes Haus und in glänzende Umgebungen versetzt zu sehen. Sie hatte sich auch bald bei Schweizer und seiner Gattin eingeschmeichelt. Er hielt das kleine, pfiffige Ding für ein Genie, aus dem er ein Wunder von Geistigkeit zu bilden hoffte. Allerdings mochten viele Anlagen bei ihr vorhanden sein; diese aber hätten, um keine schiefe Richtung zu nehmen, durch beharrliche Anwendung einfacher, allein tief durchdachter. und auf den Charakter des Kindes berechneter Grundsätze geweckt und entwickelt, daneben eine Menge bereits tief eingewurzelter Fehler ausgerottet werden sollen.

Eine solche Beharrlichkeit mangelte aber Schweizern und Magdalenen gänzlich. Er selbst war immer durch tausend widersprechende Ideen zerstreut, und sie zu gemächlich, um früh und spät Babettes Betragen

zu beobachten, zu bewachen und ihre Neigungen nur zum Guten zu lenken. Zwar gab sie ihr eine Art von Unterricht in der französischen Sprache und wechselte mit Vansis Frau, einer gebornen Corsa, die sie ihre Mitmutter nannte, viele Briefe über das Kind; es wurden allerlei Lehrer für dasselbe angestellt; beide Pflegeltern meinten es redlich und beschäftigten sich wohl in einzelnen Stunden mit dem unterhaltenden kleinen Wesen; dann kamen aber Besuche oder es gab andere Abhaltungen und so fiel Babettes Erziehung größtentheils der alten ehrlichen Gritte zur Last, die ihre liebe Noth mit dem Mädchen hatte, das früh schon im Naschen und Lügen seines gleichen suchte.

Daß gewöhnliche Strafen für kindische Vergehen, zumal körperliche Züchtigungen nicht zu Schweizers pädagogischen Hülfsmitteln gehören durften, ist leicht zu begreifen; er glaubte Babette bloß durch ein geschärftes Ehrgefühl leiten zu können. Es wurde daher für den schlimmsten Fall ein Kleid von dem allergröbsten Packtuch angeschafft und das Kind, wenn die gewissenhafte Gritte eine erweisbare Klage gegen dasselbe anhängig machte, in diese Züchtlingsjacke gesteckt und als ob gar nichts vorgefallen wäre, zu Lehrern und Anverwandten geschickt. Im Anfang kränkte dieses sonderbare Strafmittel seine Eitelkeit allerdings gewaltig; da dasselbe aber häufig angewendet werden mußte, so setzte Babette sich bald darüber hinweg und trachtete, wenn sie über die Veranlassung ihrer Demüthigung befragt wurde, durch einfaches Bekenntniß des begangenen Fehlers sich wenigstens den Anstrich gutmüthiger und naiver Aufrichtigkeit zu geben. So schrieb sie einst (im April 1785) an ihren Vater: „Die Mama sorget immer, daß ich auch ein gut Herz „bekomme, aber das ist leider noch nicht meine Natur, und daß ich die „Wahrheit selber wäre." Ihre Erziehung war übrigens so liberal, daß sie am Ende alles thun konnte, was ihr einfiel, wenn ihre muthwilligen Streiche nur immer unter witzigen Formen ausgeübt wurden.

Neben dem gewöhnlichen Elementarunterricht, bei welchem sie sich nichts weniger als fleißig und aufmerksam bezeigte, erhielt sie auch Anleitung im Zeichnen. Da sie täglich von Kunst sprechen hörte, immer viele Bilder vor Augen hatte, infolge des Nachahmungstriebes, der

allen Kindern inwohnt, dergleichen auch versuchen und lieber Fratzen auf das Papier kritzeln, als schöne Schriftzüge nachbilden wollte, so glaubte Schweizer, einen entschiedenen Beruf zur Kunst in ihr entdeckt zu haben. Diesen gehörig aufzumuntern und zu entwickeln, ward nun seine fixe Idee für das Kind und es sollte wenigstens ihm nicht zur Last gelegt werden können, wenn Babette dereinst nicht als eine zweite Angelika auftreten dürfte.

12.

Schweizer, der seine philanthropischen Ideen für das allgemeine Beste anwenden möchte, findet die erwünschte Gelegenheit dazu in seiner Vaterstadt nicht und wird deswegen mit seiner Lage unzufrieden.

Wer mehr in einer abstrakten Gedankenwelt als in der wirklichen lebt und seinen Geist mit idealen Theorien übersättigt, der wird auch immer überspannte Forderungen an das Leben machen. So betrachtete Schweizer die Welt aus einem höhern Gesichtspunkt, als ihn der Aufenthalt in einer kleinen Stadt den Bewohnern derselben gewöhnlich anweisen mag. Seine Begriffe von einer Republik waren aus den glänzendsten Epochen des Alterthums geschöpft, und in jedem Rathsherrn und Zunftmeister von Zürich hätte er gern einen römischen Senator und Tribunen verehrt. Ohne Rücksicht auf Zeit und Raum wollte er alle Angelegenheiten des engern Vaterlandes in dem hohen Sinn ehmaliger Weltbeherrscher behandelt wissen. Wenn er aber den großen Maßstab der Geschichte an dasjenige legte, was in Folge beschränkter Umstände dem Streben der Regierung sowohl als der untergeordneten Bürgerklasse zum Gegenstand diente, so erschien ihm alles klein und verkrüppelt. Er verkannte und mißdeutete den klugen, haushälterischen Geist, der in Zürich geringe Mittel zu Rathe ziehen muß und hielt sich über den dürftigen Zuschnitt auf, der allerdings den vorhandenen Einrichtungen eine spießbürgerliche Außenseite gibt. Er vermißte die ge-

wünschte republikanische Freiheit im Umtausch ungewöhnlicher Ideen. Mancher kleinere oder größere Mißgriff wurde laut von ihm gerügt. Wasers Hinrichtung z. B. hatte sein Gefühl empört, und Schlözers Schriften, die er begierig las, steigerten seine Begriffe noch mehr. Seine Empfänglichkeit, das Lächerliche aufzufassen, fand täglich in der breiten Weitschweifigkeit, womit öffentliche und Privatgeschäfte behandelt wurden, einen willkommenen Stoff zu scharfen Satiren.

Nebst dem Triebe nach tief eingreifender Thätigkeit glühte auch Ehrgeiz in Schweizers unruhiger Seele. Er hätte an der Staatsverwaltung theilnehmen, dabei reformiren, neu beleben und dem politischen Rad einen rascheren Umschwung geben mögen. Seine vielseitigen Kenntnisse, seine ausgebreiteten Verhältnisse im In- und Auslande und sein bedeutendes Vermögen schienen auch seine Ansprüche auf irgend eine Auszeichnung zu rechtfertigen. Allein sein Mangel an Beharrlichkeit für angestrengte Arbeit, in einem Kreise, wo man „das Kleinere nicht verschmähen darf, um zu Größerem sich zu erheben", und seine bekannte Geistesrichtung konnten den in Zürich vorherrschenden Grundsätzen nicht zusagen und so gelangte er, als er das erforderliche Alter erreicht hatte, nicht einmal dazu, von seiner Zunft zum Zwölfer (Mitglied des großen Rathes) ernannt zu werden. Diese Hintansetzung kränkte ihn tief und weit mehr, als er jemals eingestehen wollte, denn er hatte darauf gezählt und sich, als dazu geeignet, vorgenommen, in öffentlichen Ämtern viel Gutes nach seiner Einsicht zu wirken. Allmählig ward ihm nun die Vaterstadt zu eng, alles politische und merkantilische Treiben darin erschien ihm wie eine von Liliputern aufgeführte Komödie, seine eigene Handlung wie elende Krämerei. Er glaubte sich über die streng geregelten Formen eines kleinen Schweizerstaates erhaben und dürstete nach Einfluß in größere Verhältnisse auf einem ausgedehnteren Schauplatz.

13.

Er wird Mitglied einer durch den Illuminatenorden gestifteten Gesellschaft. Zwecke derselben. Schweizer wird für diese begeistert.

Schweizers Seele war ein Bild der Außenwelt, in welcher damals eben eine Menge verworrener Elemente zu gähren begannen. Eine große Masse von Kenntnissen hatte sich allmählig und überall verbreitet; allein die Erkenntniß einer wahren und richtigen Anwendung derselben fehlte überall bei dem manigfaltigen philanthropischen Treiben, welches die bürgerliche Gesellschaft in Bewegung gesetzt und bereits für die Aufnahme neuer Formen empfänglich gemacht hatte.

Da gieng aus Adam Weishaupts glühender Phantasie der Gedanke hervor, einen großen Verein aller aufgeklärten Männer von Europa zu stiften, welcher dem Aberglauben, allen Mißbräuchen und Gebrechen der Gesellschaft entgegenwirken und durch geistige Vervollkommnung die gesammte Menschheit auf eine höhere Stufe emporheben sollte. Er stiftete den Orden der Illuminaten, welcher sich innerhalb weniger Jahre in ganz Deutschland ausbreitete und seine Verzweigungen schon in angrenzende Länder hinüber zu treiben vermochte, als diese gigantische Verbrüderung plötzlich im Jahr 1785 durch Karl Theodor von Baiern gewaltsam aufgelöst, verfolgt, und der fernere Beitritt zu ähnlichen Verbindungen als Staatsverbrechen verpönt wurde.

Allein der Impuls war gegeben und in der Schweiz, bis wohin der Einfluß des Pater Frank nicht reichen konnte, hatten sich mehrere gute Köpfe bereits zur Stiftung einer solchen Gesellschaft unter einander verstanden. Ob sie unmittelbar mit dem von Weishaupt früher gebildeten Kern zusammen hiengen, oder selbständig ähnliche Zwecke verfolgten, und wer eigentlich das Oberhaupt dieses schweizerischen Illuminatenordens gewesen, möchte schwerlich mehr genau auszumitteln sein. Wahrscheinlich aber war der als Arzt berühmte Canonikus Rahn einer der ersten und bedeutendsten unter diesen Männern. Beinah in allen Schweizerstädten wurden Mitglieder zu dieser Verbindung geworben, welche, gleich

dem Orden der Freimaurer, verschiedene Grade in sich faßte und nur die Eingeweihten wußten um den Zusammenhang des großen Ganzen. So entstand in Zürich eine „Gesellschaft zur Beförderung häuslicher und sittlicher Glückseligkeit", in welche Männer aus allen Ständen und Altern aufgenommen wurden.

Bei der ersten Sitzung dieser Gesellschaft hieß es: „die Menschen lie-„ben, erziehen, bilden, zum Guten stimmen, nicht durch Deklamation, nicht „durch jesuitische List, nicht durch despotischen Zwang, sondern durch „Aufklärung, Belehrung, Begünstigung, Unterstützung, Belohnung, durch „solches Bestreben könnte nach und nach ein ganzes Land umgestimmt „und seinem moralischen und politischen Untergang entzogen werden. „Man muß Kraft gegen Kraft, die Tugend dem Laster entgegenstellen. „Aber alle gewaltsame Reform ist verwerflich!" Nur allgemeine Unter-suchung über Staatssachen wurde gestattet; „Verwahrung gegen politische Wirksamkeit" ausbedungen. Die Hauptzwecke der Gesellschaft waren: „jedem Guten ohne Unterschied aufzuhelfen; die Quellen herrschenden „Unglücks, Jammers und Zerrüttung einzelner Haushaltungen und „Subjekte und der daraus herrührenden Entkräftung des ganzen „Staatskörpers aufzusuchen; den kräftigsten Mitteln nachzuspüren, wo-„durch Laster gefesselt, Bosheit vereitelt, Tugend und Wohlstand beför-„dert, wodurch besonders die bisher für die verführbare Jugend allzu un-„kräftigen Reize zur Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit, Tugend, Gottesfurcht „und Menschenliebe anziehender und lockender gemacht werden könnten".

Jedes Mitglied verpflichtete sich bei seiner Aufnahme, „die Leitung „und Bildung eines Jünglings, die Aufsicht über dessen moralischen „Charakter und Fortgang in seiner Kunst und Wissenschaft zu übernehmen „und der Gesellschaft davon Rechenschaft zu geben." Diese Aufsicht über solche Zöglinge erstreckte sich, vermittelst manigfaltiger und meist ge-heimer Verbindungen, bis in's Ausland.

Solche Zwecke waren allerdings wohlmeinend, edel, und durften, ohne Argwohn zu erregen, öffentlich ausgesprochen werden; auch wurden dieselben nichts weniger als geheim gehalten. Welche höheren Pläne aber in dem Zusammenhang des Ordensmeisters mit den einzelnen Vor-

stehern der zahlreichen und verschiedenen Gesellschaften anderer Schweizerstädte noch weiter zu Grunde liegen mochten, das wurde mit einem mystischen Schleier verdeckt gehalten und viele achtbare Mitglieder dieses Vereines ahneten nicht einmal, daß sie bloß untergeordnete Werkzeuge unbekannter Vorsteher waren.

Indessen geht aus der Natur der Sache hervor, welche Gewalt einzelne, wenn auch edle Männer, sich zueignen und bei irrigen Ansichten mißbrauchen können, wenn das Ende so vieler und alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft durchwebender Fäden in ihrer leitenden Hand zusammentrifft. Schon die über ausgewählte und als fähig erachtete Jünglinge selbst in weiter Entfernung sich ausdehnende geheime moralische Polizei erscheint bedenklich.

Die Stifter dieser Gesellschaft suchten alle gebildeten, angesehenen und vorzüglich alle reichen Männer für ihre Zwecke zu gewinnen. Auch Schweizer, der bei den Freimaurern in Zürich nicht gefunden, was er erwartet hatte und auf der untersten Stufe dieser Verbrüderung stehen geblieben, wurde nicht übergangen und kein Mensch war mehr als er dazu geeignet, von solchen philanthropischen Plänen begeistert zu werden. Er war längst ein Perfektibilist und Illuminate, bevor der Orden bestand. Er war ein feuriger Patriot zu einer Zeit, wo dieser Name noch als Ehrentitel galt und keine besondere Partei bezeichnete. Er verabscheute, als gewaltsame Staatsumwälzungen noch nicht an der Tagesordnung waren, jede Meuterei gegen gesetzmäßige Ordnung. Aber er wollte doch die Welt aus ihrem Alletagsgleise gehoben wissen, er wünschte selbst mit Hand anzulegen, ohne noch zu wissen, wo er zugreifen sollte, und nun zeigte sich ihm auf einmal die erwünschte Gelegenheit, sicherer und tiefer eingreifend, als es nach seiner Ansicht durch die mechanische Amtsführung gewöhnlicher Behörden geschehen konnte und gleichsam wie die waltende Vorsehung durch rein moralische Mittel Segen über die Menschheit zu verbreiten. Seine Phantasie loderte in lichten Flammen auf; der Zweck der Illuminaten wurde seine fixe Idee und er beschloß, demselben alle seine geistigen und ökonomischen Kräfte zu widmen.

Wahrscheinlich wurde er gleich von Anbeginn, wenn nicht in die

geheimsten, doch wenigstens in die höheren Pläne der Oberhäupter eingeweiht, vielleicht bekleidete er selbst eine angesehene Stelle unter denselben, denn er beschäftigte sich wenig mit Details und wohnte den Versammlungen der allgemeinen Gesellschaft, obgleich er von dieser zum ersten Protokollführer ernannt worden war, nur selten bei; betrieb aber außer derselben ihre ausgedehnten manigfaltigen Angelegenheiten eifrig und steuerte mit vollen Händen in die Kasse.

Diese Gesellschaft hat in einem kurzen Zeitraum für ihre öffentlich ausgesprochenen Zwecke unendlich viel Gutes gethan; nicht im Sinne gewöhnlicher Wohlthätigkeit, welche bloß Almosen austheilt, denn Bettler wurden an die öffentlichen Armenanstalten und dürftige Kranke in das Spital gewiesen; dagegen unterstützte sie, wie es die noch vorhandenen Rechnungen und Protokolle beweisen, eine Menge heruntergekommener Haushaltungen nicht nur mit Geld, sondern durch zweckmäßige Anwendung dieser milden Gaben, indem sie verwahrlosete Menschen unter förmliche Vormundschaft nahm und nicht verließ, bis dieselben gebessert und durch eignen neuen Fleiß wieder emporgekommen waren. Sie ließ junge Bürger zu Handwerkern, bessere Köpfe zu wissenschaftlichem Berufe bilden, sorgte für sie auf ihrer Wanderschaft und auf auswärtigen Anstalten, verhalf ihnen noch zu dem nöthigen Werkzeug und zu vortheilhafter Anstellung, sobald sie zur Ausübung des Erlernten reif waren, und wirkte durch ihre Mitglieder, je nach den verschiedenen Fähigkeiten derselben, günstig auf alle Zweige der öffentlichen und Privatindustrie.

Inwiefern die geheimen und obersten Vorsteher die Gemüther auf eine allgemeine politische Umgestaltung vorsätzlich, oder von dem Andrang der Zeitverhältnisse blindlings getrieben, durch anderweitige Einwirkungen vorbereitet haben mögen, wage ich nicht zu entscheiden [9]).



14.

Er will das Gute im Großen ausüben; sein durch eine bedeutende Erbschaft vermehrtes Vermögen scheint ihm dazu nicht hinreichend.

Inzwischen starb, im Anfang des Jahrs 1785, Schweizers redlicher Oheim und hinterließ seinen Anverwandten die Früchte seines gewerbsamen Fleißes.

Unter diesen Erben befanden sich nebst andern Neffen und Nichten der wahnsinnige Jacques und dessen Bruder Caspar, welchen letztern der Oheim vorzüglich begünstigt und ihm seine ganze Handlung nebst einem dazu gehörigen bedeutenden Waarenvorrath zugesichert hatte. Diese Handlung zog Schweizer nun auch in seine Wohnung und verband sie mit derjenigen, welche bereits unter seinem Namen durch den wackern Buchhalter Diggelmann geführt worden war.

Schweizer hatte fünf Jahre früher das väterliche Erbe beider Brüder bezogen und dieses betrug an Kapitalien, welche nicht zu der Handlung gehörten, die Summe von 177,460 Gulden.

Der Antheil, welcher nunmehr aus dem Nachlaß seines Oheims hinzu kam, belief sich auf 126,600 Gulden, was zusammen 304,060 Gulden ausmachte, worüber Schweizer bei der völligen Geisteszerrüttung seines Bruders frei verfügte und das Ganze schon als wahres Eigenthum betrachtete. Daneben hatte er noch über 60,000 Gulden von seiner Gattin zu erwarten; die vereinten Handlungen seines Vaters und Oheims, unter der Firma Johann Heinrich Schweizer, konnten füglich und ohne Uebertreibung ebenfalls als ein Kapitalfond von wenigstens 60,000 Gulden angesehen werden und somit hätte Schweizer sich bald in dem Besitz einer Million französischer Franken befunden.

Mit einem solchen Vermögen wäre der hochherzige Schwärmer allerdings im Stande gewesen, zunächst durch sich allein und dann auch als Mitglied einer wohlthätigen Gesellschaft viel Gutes zu thun, daneben eine glänzende Rolle unter seinen Mitbürgern zu spielen und sich und

seiner Gattin die edelsten Lebensgenüsse zu verschaffen. Aber seine erhitzte Phantasie hatte bereits mit Wünschen und Plänen, welche sich in's Unendliche verstiegen, alle Grenzen überflogen. Er hätte nicht bloß seinen Geburtsort, sein engeres Vaterland, er hätte die gesammte Eidgenossenschaft, ja sogar die ganze Welt beglücken mögen und dazu schien ihm eine Million bei weitem nicht hinreichend, wie sie das unstreitig auch nicht gewesen wäre. Er war also darauf bedacht, sich auf eine noch höhere Stufe des Reichthums empor zu schwingen.

15.

Er will seinen Wohlstand durch große Spekulationen vermehren, reist nach Paris, und schließt daselbst eine Handelsverbindung mit François de Jeanneret von Neuenburg. Schilderung desselben.

Als Schweizer einmal entschlossen war, sich nicht länger mit gewöhnlichem Handel zu begnügen und von dem Grundsatz ausgieng, mit großen Mitteln könne man selbst ohne bedeutende Mühe ungeheure Spekulationen machen und jene vermittelst dieser in kurzer Zeit vervielfachen, so wurde sein Augenmerk durch einige bekannte Zürcher, die kürzlich ein bedeutendes Haus in Paris errichtet hatten und daselbst weitläufige Geschäfte machten, auf diese Hauptstadt gerichtet. Frankreichs Finanzen waren in der größten Verwirrung und Calonnes System begünstigte den Handel mit Staatspapieren, deren täglich abwechselndes Sinken und Steigen jede Spekulation damit zu einem eigentlichen Hazardspiel machte, welches alle Gewinnlustigen an Ort und Stelle hinlockte und die Behutsamen bereicherte.

Mit solchen Operationen wollte Schweizer nun auch sein Glück versuchen; selbst als Wagstück betrachtet, hatten diese einen besondern Reiz für ihn. Gleich einem beherzten Taucher gelüstete ihn, sich in den tiefsten Strudel zu stürzen, um seine Geschicklichkeit im Schwimmen zu bethätigen. Er traute sich die Fähigkeit zu, den flüchtigen Augenblick zu erkennen und zu benutzen, Millionen aus dem Abgrund heraufzu=

fischen und alsdann sollten seine leichterworbenen Schätze unter dem Beistand seiner Illuminatenbrüder zum Heil der Menschheit stromweis ausgegossen werden.

Im Frühling des Jahrs 1785 eilte er auf Flügeln der Ungeduld nach Paris. Sein Reichthum war daselbst bei allen Schweizerhäusern bekannt; er hatte bedeutende Empfehlungen mitgebracht und befand sich bald in ausgebreiteten Verhältnissen. Hier erneuerte er auch die früher gemachte Bekanntschaft mit François de Jeanneret von Neuenburg, welcher damals in dem Hause seines Schwagers Denis de Rougemont arbeitete.

Jeanneret, der bereits viel Geld mit luftigen Spekulationen verschleudert hatte, träumte immer von Millionen, an deren Gewinn er nicht zweifelte, sobald er nur einen Gefährten fände, der die Einlage in den Glückstopf für ihn und mit ihm bestreiten könnte. Er glaubte an Schweizer seinen Mann gefunden zu haben und irrte sich dießmal, wenigstens in der letztern Beziehung, nicht. Er schwatzte ihm so viel von all den verschiedenen Unternehmungen vor, welche in diesem Zeitpunkt mit Sicherheit des Erfolges für jeden zu machen wären, der nur viel Geld einzusetzen habe, daß Schweizer sich bald überzeugen ließ, er könne seine eignen Zwecke nicht besser erreichen, als wenn er mit Jeanneret, dem er in wenigen Wochen das unumschränkteste Zutrauen schenkte, sich in eine förmliche Handelsverbindung einlasse.

Schweizer war allerdings ein Mann, der sich von glänzender Beredsamkeit schnell dahinreißen ließ. Wie er sich aber von einem solchen eiteln und talentlosen Schwätzer konnte blenden lassen, wie er, der sich so viele Kenntnisse erworben, an dem Umgang mit einem so leeren Kopfe, der nichts als Wind und Rauch enthielt, Gefallen finden konnte, wie Schweizer, dessen Herz so hoch für großartige und ungewöhnliche Ideen schlug, sich nicht bloß für Handlungsangelegenheiten, sondern mit Enthusiasmus der feurigsten Freundschaft an seinen neuen Pylades, dem dergleichen böhmische Dörfer waren, anschließen konnte: ist mir, der ich unzählige Beispiele seines Mangels an prüfender Vorsicht anführen

könnte, doch immer noch ein unerklärbares psychologisches Räthsel geblieben.

Schweizer hatte sich der Physiognomik beflissen. Diese mag immerhin, als Wissenschaft betrachtet, keine sichern Regeln enthalten, allein sie übt und schärft doch immer den Blick und hilft durch häufige Vergleichungen manchen Charakterzug, wenn nicht in der Form, doch wenigstens im Ausdruck der Gesichtsbildung entziffern. Und dennoch bemerkte Schweizer nicht den unverkennbaren Stempel der Flachheit auf Jeannerets Stirn, nicht die Herzlosigkeit in dem zerstreuten Blick seiner blassen Augen, nicht die dreiste Anmaßung, welche seine Naslöcher aufblies, nicht die Gemeinheit, welche auf seinen schlaffen Lippen und auf dem ganzen pockennarbigen Antlitz saß und nicht die vornehm sein sollende Haltung, womit er imponiren wollte und welche doch immer wieder in unstäten und hastigen Bewegungen aus ihrer Rolle fiel. Wer einem solchen Menschen sich unbedingt hingeben konnte, der mußte offenbar mit Blindheit geschlagen sein.

16.

Schweizer kehrt auf kurze Zeit nach Zürich zurück, um Einrichtungen für eine Ortsveränderung zu treffen. Seine Freunde trachten vergebens, ihn von gewagten Unternehmungen abzuhalten. Er zieht mit seiner Gattin und Pflegetochter nach Paris.

Der verhängnißvolle Knoten war geschürzt. Gegen den Herbst kehrte Schweizer nach Zürich zurück, um hier die nöthigen Vorkehrungen für seine bevorstehende Ortsveränderung zu treffen. In äußerlichen Formen hatte er bereits einen französischen Zuschnitt bekommen und sein Kopf schwindelte von dem Getreibe der Pariserwelt.

Treue Freunde warnten ihn vor dem gewagten Spiel und trachteten, dieweil es noch Zeit war, ihn davon abzuhalten. Auch mein Vater mißbilligte seine raschen Entschlüsse. Aber alle Vorstellungen blieben fruchtlos. Es war, als glaubte er seine Ehre gefährdet, wenn er

zurücktrâte und jeden Zweifel an dem guten Erfolg seiner Operationen hielt er für Mangel an Vertrauen in seine Fähigkeiten. Wie er einst in diesem Zeitpunkt bei uns speiste und mein Vater ihn nochmals warnte, das Sichere doch nicht gegen das Unsichere zu vertauschen, rief er aus: „il n'y a pas d'honneur d'avoir hérité beaucoup d'ar-„gent d'un père ou d'un oncle. Je voudrais être mendiant, „pour avoir la satisfaction de me créer une fortune par mes „propres et uniques moyens!"

Wir waren eben in der Weinlese begriffen und ich machte mich dabei recht lustig. Da fragte mich Schweizer: „Vetter, geht ihr nicht auch zu jemand in den Herbst?" Diese Frage kam mir sonderbar vor. Ich schaute ihm verblüfft in die Augen und erwiederte: „Herr Vetter, wir sind ja hier selbst im Herbst!" Ich zählte noch nicht fünfzehn Jahre und dennoch drang sich meiner Unerfahrenheit die Bemerkung auf, der Herr Vetter sitze auch mitten in seinem eignen Weinberg und gelüste doch nach Parisertrauben.

Magdalene war gewöhnt, alle Einfälle ihres Mannes zu billigen und die Aussicht, eine Reise nach Paris mit ihm zu machen, mußte ihrer Neigung für abwechselnde und abenteuerliche Verhältnisse zusagen. In Bezug auf Babette fand Schweizer einen neuen Beweggrund, sich in einer großen Stadt niederzulassen. Dort standen ihm weit mehr Hülfsmittel, als in dem kleinen Zürich, zu Gebot, die Talente seiner Pflegetochter zu entwickeln; er konnte sie mit den besten Lehrern versehen und ihr die Gelegenheit verschaffen, sich in der Kunst nach erhabenen Mustern auszubilden.

Der Winter vergieng unter Zurüstungen. Papa Diggelmann schüttelte bedenklich den Kopf. Er sollte zwar über Schweizers Abwesenheit die Handlung wie bisher fortführen; allein aus derselben so viele Fonds als sich nur immer ausmitteln ließen, nach Paris remittiren. Da sich aber der vorhandene große Waarenvorrath in so kurzer Frist nicht in klingende Münze umsetzen ließ, so borgte Schweizer von seinem Freunde Leonhard Schultheß eine gewaltige Summe und reiste im Juni 1786 mit seiner Gattin und Babette nach Paris.

17.

Schweizer beginnt seine Geschäfte. Schilderung der Spekulanten, die ihn umgeben. Magdalene gefällt sich in Paris. Sie kömmt auf Besuch nach Zürich; ihre freimüthigen Aeußerungen über Kleinstädterei werden hier nicht gut aufgenommen. Sie kehrt nach Paris zurück.

Jeanneret hatte seine Verbindung mit einem reichen Handelsgenossen so vortheilhaft anzukündigen gewußt, daß Schweizer bei seiner Ankunft sich gleich von einer Menge Spekulanten, welche ihm die lockendsten Aussichten auf große und unfehlbare Unternehmungen vorspiegelten, umringt und gleichsam belagert sah.

Diejenigen, welche sich den bedeutendsten Einfluß auf sein Gemüth zu erwerben verstanden, waren: St. Didier, ein schlauer Kopf, bewandert in allen Kunstgriffen des Papierwuchers (agiotage), der mit allen Unterhändlern bekannt war, dieselben überall in Bewegung zu setzen wußte und welcher nun auch an den meisten Operationen des neu errichteten Hauses Schweizer & Jeanneret Theil nahm; Jean Claude Picquet, ein Pariser Kaufmann, der in allen größern Finanzgeschäften wie ein Orakel berathen wurde; Jean Baptiste Bremond, aus der Gemeinde Brignolle, im Var-Departement gebürtig, ein untergeordneter, aber frecher und überall thätiger Intrigant, der sich zu allen Aufträgen gebrauchen ließ, sobald dabei nur etwas Gewinn für ihn abfiel, und Sonthonas, ein weichlicher Kleinmeister, der als Kassier des Hauses angestellt wurde. Unter allen aber zeichnete sich der berüchtigte Abbé d'Espagnac, ein Sohn des Gouverneurs der Invaliden, vorzüglich aus. Dieser mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattete Wüstling war von der schamlosesten Habsucht, Geldgier und einer ganz besondern Wuth des Wuchers eigentlich besessen. Er spekulirte mit allem was vorkam, er hätte sogar mit Seelen gehandelt, wenn er dazu Gelegenheit gefunden und trieb den empörendsten Unfug auf der Börse. Sein Mäkler Amiot gewann in der Regel jeden Vormittag durch bloßen Umsatz der Pa-

piere aus einer Hand in die andere für eigne Rechnung seine 6—7000 Franken. D'Espagnac riß alle seine Bekannten in den Strudel seiner Wagnisse mit sich fort. Schweizer hat den Eindruck seiner Reden mit folgenden Worten geschildert: „ehe d'Espagnac spricht, fliegt vor seiner Rede her, wie der Blitz vor dem lautstimmigen Donner, der Blick des Bewußtseins voller Kraft aus den großen rollenden Augen. Dann hebt er an, in festen, genauen Tönen, bestimmt, wie des Musikers Noten. Je mehr die Rede wächst, desto höher, stärker, feuriger werden sie, nährend sich selbst, wie die späte Flamme die spätere nährt. Und wenn dann der treffenden Argumente vereinte elektrische Kraft am Ausbruch ist, tobt mit Uebermacht der Rede Tongewalt, von mächtiger Geberdung begleitet, gleich dem Ausbruch einer Orgelfuge in dem großen Dome. Des Widersprechers Blick ist erschrocken, schwebend in der Ungewißheit, und derjenige aller andern erstaunt!" Schweizer, der sich immer leicht vom Erstaunen zur Bewunderung und von Bewunderung zum Vertrauen hinreißen ließ, befand sich bald und unbedingt in der Gewalt dieses furchtbaren Mannes.

Er schwamm nun in einem Meere von Geschäften, die seiner unruhigen Natur um so angemessener schienen, als dieselben nur große Gegenstände umfaßten und immer reichlichen Stoff zu lebhaften politischen und finanziellen Untersuchungen und Erörterungen gaben, was eine wahre Lust für ihn war, dann aber keine weitere und angestrengte Arbeit erforderten, sondern bloß durch Aufträge an Mäkler eingeleitet wurden und einen schnellen Erfolg gewähren konnten. Bei steigendem Kredit gab es auch solche, die auf längere Zeit berechnet waren, wie z. B. die Uebernahme und Bewerbung der Münze zu Marseille, was allein schon beweist, welches Vertrauen Schweizers Reichthum eingeflößt hatte. War aber einmal ein Geschäft im Gang, so überließ er die weitere Leitung desselben seinen leichtsinnigen Gehülfen und entwarf neue Pläne, oder faßte diejenigen auf, welche ihm von seinen Umgebungen empfohlen wurden.

Wie ganz anders behagte ihm jetzt diese leichte Art, sein Vermögen umzusetzen und zu vermehren, als jene, womit sein Vater und Oheim

ihr ganzes Leben auf einem engen Komptoir und in dunkeln Magazinen unter unaufhörlichem Schreiben, Zählen und Rechnen zugebracht hatten! Hier gieng alles in's Grandiose und Schweizer konnte sich als den Mittel- und Stützpunkt dieses manigfaltigen und lebhaften Verkehres betrachten, denn er allein war es, der das Geld zu allen Unternehmungen lieferte, da Jeanneret und St. Didier das ihrige schon längst verspielt hatten.

Das Glück schien ihm, wie jedem, den es täuschen will, im Anfang besonders günstig zu sein und es müssen damals ungeheure Summen gewonnen worden sein. Mit dem Gewinn stieg auch sein Muth und sein Wohlwollen gegen den Handelsgenossen und wenn mitunter ein Mißgriff stattfand, so sprach er zu diesem: „courage, mon ami, ne „crains rien! Si jamais un malheur frappe notre maison, je „supporterai seul la tache, afin que ta réputation reste in- „tacte!“ Denn Jeanneret hatte einen reichen Oheim in der Schweiz, welcher die Schwindeleien des Neffen mißbilligte und dieser mußte immer besorgen, enterbt zu werden, wenn er sich bei jenem in ungünstigem Lichte zeigen sollte.

Während Schweizer sich mit Geschäftsleuten herumtrieb, wurde Magdalene nun auch mit Paris bekannt gemacht. Sie war zuerst in ihrem phantastischen Kostüm aufgetreten; allein sie fand sich darin so häufig verkannt, hörte sich auf den Straßen so oft: „ah, la jolie coquine!“ zurufen, und zog im Schauspiel so viele Augen und Lorgnetten auf ihren ungewohnten Kopfputz, daß sie sich bald dazu bequemen mußte, der herrschenden Mode, wenigstens äußerlich, zu fröhnen. Einmal dieses Opfer gebracht, durfte sie in allem übrigen nach Herzenslust originell sein, ohne deßwegen bekrittelt zu werden, wie das in ihrer Vaterstadt geschehen war. Als Frau eines reichen Kaufmanns fand sie überall die schmeichelhafteste Aufnahme. Die Neuheit ihrer naiven Bemerkungen, die eigenthümliche Sprache, womit sie dieselben vorzutragen pflegte und ihre vorherrschende Gutmüthigkeit, machten sie in allen Zirkeln, wo sie eingeführt wurde, gesucht und beliebt. Sie lebte in immerwährender Anschauung des bunten, beweglichen Schauspieles, das Paris in ewigem Wechsel gewährt und fand dabei reichliche Nahrung für ihre immer rege

Neugier. Indessen war ihr Augenmerk vorerst nur auf solche Gegenstände gerichtet, welche die Verschiedenheit zwischen einer großen und kleinen Stadt auffallend zeigen und wobei sie stets Vergleichungen anstellte, die selten zum Vortheil der Vaterstadt ausfielen.

In diese letztere kam sie im folgenden Jahr auf Besuch und brachte den Winter hier zu, aber bloß um ihre Einrichtungen für einen längern Aufenthalt in Paris zu treffen, wohin Schweizer, der sie nach Zürich begleitet hatte, nach flüchtigem Blick in seine hier noch immer bestehende Handlung und Haushaltung ohne Verzug wieder zurückgekehrt war. Ihr Vater hatte sich inzwischen und um doch, nach Abdankung einer zweideutigen schwäbischen Haushälterin, nicht ganz einsam zu leben, mit einer verwittweten Nachbarin, Frau Orell, geborne Lavater, an deren Umgang er früher schon Gefallen gefunden, in zweiter Ehe wieder verheirathet.

Wenn die gute Magdalene schon vor ihrem Ausflug in die große Welt sich in der Einförmigkeit, welche die Bedingung der Existenz fleißiger und auf ihre kleinen Angelegenheiten weislich beschränkter Bürger zu sein scheint, beengt gefunden hatte, so wurde dieses Gefühl noch weit mehr gesteigert, nachdem sie ein Jahr in Paris zugebracht. Sie liebte und schätzte zwar den einfachen, geraden und häuslichen Sinn ihrer Zürcherfreundinnen, allein sie vermißte bei diesen die Feinheit der Formen, welche durch manigfaltigen Umgang immer schmiegsamer werden, den schnellen Umschwung der Gedanken, welcher anderswo durch den unaufhörlichen Wechsel der täglichen Erscheinungen immer neu belebt wird, und jene geistige Freiheit, die man nur in den Zirkeln großer Städte genießen kann. Ohne zu gähnen vermochte sie nicht mehr einen ganzen Abend in einer zum Besuchzimmer aufgeräumten Wohnstube, bei Kaffee, Thee und Zuckerbrot, Gesprächen beizuwohnen, die gewöhnlich über die Neuigkeiten des Tages, das heißt über die Preise der Stoffe und Lebensmittel, die Angelegenheiten der Haushaltung, das Betragen der Mägde und das Thun und Treiben der Abwesenden geführt und mit scharfer Zensur gewürzt wurden. Zum Spaß erzählte sie dagegen von den Wundern der französischen Hauptstadt, von den Zaubereien der Oper,

von den Freudenmädchen des Palais royal, von dem bunten Menschengewimmel auf den Boulevards und in dem Garten der Tuilerien, wo es täglich zu und hergehe wie in Zürich bloß am Schließmarkt; wie dort die Damen im höchsten Putz und doch so anspruchlos spaziren giengen, daß sie z. B. einst einen Pagen gesehen, welcher aus der von ihm getragenen Schleppe einer Herzogin Kirschen gespeist habe, und tausend komische Schnurren von allem, was in jenem freien fröhlichen Leben getrieben werde, wobei sie den Gegensatz der Kleinstädterei mit übersättigten Farben zu schildern nicht unterließ, und dadurch zwar unterhielt und belustigte, zugleich aber ein heimliches Mißfallen erregte, das sie im Grunde nie verdient hat; denn ihr Herz war unverändert geblieben und nur ihre Phantasie von flüchtigem Taumel gehoben. Sie paßte nun einmal nicht mehr in ihre frühern Umgebungen und fand sich bald wieder in Paris bei ihrem Gatten ein.

18.

Schweizer bezieht eine glänzende Wohnung und sieht sich bald von bedeutenden Personen umringt. Wie diese ihm schmeicheln. Sein unbegrenztes Zutrauen in Mirabeau.

Schweizer hatte anfangs im Culdesac=Dauphin, zunächst an den Tuilerien, in einer anständigen Wohnung Haus gehalten. Aber Jeanneret, der den Schein liebte, brachte seinem bereitwilligen Freunde bei, wie glänzender Aufwand den Kredit hebe. Es wurde nun ein prächtiges Hotel in der Straße Taitbout an der Chaussée d'Antin gemiethet, doppelte Equipage angeschafft, eine zahlreiche Dienerschaft und täglich offene Tafel für zwanzig Gedecke gehalten, an welcher, nebst dem eigentlichen Handelsgenossen und dem Kassier Sonthonas, auch St. Didier, d'Espagnac und Bremond selten fehlten und alle Freunde des neubegründeten Hauses abwechselnd erschienen.

Schweizer selbst war eigentlich ein sehr einfacher Mensch und keinem

andern Luxus hold, als solchem, der seinem Schönheitssinn entsprach. Während Jeanneret für dasjenige sorgte, was die Menge blenden kann, schaffte er von seiner Seite seltene Zeichnungen, schöne Gemälde, antike Brustbilder, Medaillen und Münzen an und verzierte damit die Zimmer seines weitläufigen Hotels.

Der Kreis der Bekanntschaften erweiterte sich immer mehr und blieb nicht bloß auf Geschäftsmänner eingeschränkt. Alle Schöngeister und Schwindelköpfe von Paris, Generale und Minister, elegante Damen, bedeutende Fremdlinge, berühmte Gelehrte und Künstler fanden sich nach und nach bei der originellen und gastfreundlichen Schweizerfamilie ein. Es war ein buntes Gemisch von edeln, guten und geistreichen Menschen und von schlauen Abenteurern und frechen Glücksrittern, wie sie der Zufall und Schweizers zuvorkommende Höflichkeit ohne strenge Auswahl zusammen würfelte.

Ein vollständiges Verzeichniß dieser Leute würde, so wenig als die verschiedenen Zeiträume, worin sie auftraten, genau noch auszumitteln möglich sein: es können daher nur einzelne allgemein bekannte Namen angeführt werden, wie z. B. der blinde Pougens, natürlicher Sohn eines Bourbons (des Prinzen von Conti), Gelehrter und nachheriges Mitglied des Institutes; Fabre d'Eglantine, Bernardin de St. Pierre, Champfort, der fromme Dichter Bitaubé und dessen Gattin, die Philemon und Baucis genannt wurden; der General Dumouriez, Lafayette und dessen Adjutant Bureau de Puzy, der Herzog von Liancourt, der Minister Monciel, Alexander Lameth, der große Redner Barnave, Bergasse, der gefeierte Advokat von Lyon, welcher als Kornmanns Sachwalter gegen Beaumarchais zuerst den Despotismus mit einer damals noch beispiellosen Kühnheit angegriffen hatte, der Seemann und Ritter Aristides du Petitthouars[10]), welcher die halbe Welt umsegelt hatte, um den verlorenen La Peyrouse aufzusuchen und in der Folge als Befehlshaber des Linienschiffes „le Tonnant" vor Abukir den Tod der Helden starb; seine liebenswürdige Schwester Felicie du Petitthouars, eine der treuesten Freundinnen Magdalenens, die Prinzessin von Bour=

bon, Ludwig XVI. Tante, Marie Wollstonecraft, die Verfechterin der weiblichen Rechte [11]), Anacharsis Cloots, der Sprecher des Menschengeschlechtes, ein russischer Fürst von Gallizin, der Weltumsegler Forster, der Dichter Salis-Seewies, welcher in der Schweizergarde diente, der schlesische Graf von Schlabberndorf [12]), Oelsner [13]), Archenholz, der sich Schweizer und Magdalene zu Pathen seines in Paris gebornen Kindes erbat und beide manigfaltig in Anspruch nahm; ein Maltheserritter d'Everlange de Witry, von welchem in der Folge wieder die Rede sein wird u. s. w.

Vor allen andern hätte Mirabeau zuerst genannt werden sollen, denn dieser stand mit seinem unwiderstehlichen Einfluß Schweizern am nächsten. Der letztere war gleich bei seiner Ankunft mit dem Grafen bekannt geworden, da sie beide zufällig im nämlichen Hotel wohnten. Er wechselte häufige Briefe mit ihm und half ihm bei seiner Flucht, als er verhaftet und nach dem Schlosse Ham gebracht werden sollte und blieb bis an dessen Tod der eifrigste Freund und Bewunderer dieses berühmten „Hebels der französischen Revolution".

Schweizer erregte unter den Pariser Schöngeistern eine Art von Aufsehen durch seine ungeheure Belesenheit, deren Blüthen und Früchte er immer in seine Reden einzuflechten verstand. Die französischen Gelehrten kennen zwar, nebst ihrer eigenen, die Literatur der Briten, sowie die alte klassische der Griechen und Römer, allein das weite Feld der deutschen ist ihnen, auch heutzutage, größtentheils noch fremd geblieben und auf diesem war Schweizer vorzüglich bewandert. Er beschäftigte sich auch noch in Frankreichs Hauptstadt viel auf demselben und erweiterte einen bereits daselbst durch den zürcherischen Landschafter Heinrich Füßli gestifteten deutschen Club, woselbst alle neuen Erzeugnisse transrhenanischer Literatur anzutreffen waren. Zudem hatten sich allerdings eine Menge eigenthümlicher Gedanken und Begriffe in seinem ewig kreisenden Kopf erzeugt, daher seine wortreiche Unterhaltung für die Pariser immer neuen Stoff enthielt, der ihm in ihren bureaux d'esprit Achtung und Beifall erwarb. Und da er auch hier mit seiner gewohnten Freigebigkeit stets bereit war, die Gelüste und Bedürfnisse seiner vielen

Freunde zu befriedigen, so arteten die Huldigungen derselben öfters in übertriebene Schmeichelcien aus. Einige Stellen aus Magdalenes hinterlassenen flüchtigen Aufsätzen mögen hier beweisen, wie damals von und vor ihm gesprochen wurde:

„Le marquis de Luchet, homme d'esprit, trouvoit les „images poétiques de Schweizer si belles, qu'il en nota beau-„coup en lui disant: il faut que vous me permettiez de m'en „emparer."

„Fabre d'Eglantine, quoique bouffi d'orgueil et se „croyant le premier génie de l'univers, disoit cependant à „Schweizer: je viens puiser la science chez vous; vous êtes „mon encyclopédie et je compte si bien sur votre délicatesse, „que je ne crains point d'être trahi par vous, si je me sers „quelquefois de vos idées dans mes ouvrages."

Schweizer war zuweilen nicht sichtbar. Wie er einmal später als gewöhnlich in der bei seiner Gattin versammelten Gesellschaft erschien, sprach der Graf von Proli zu ihm: „je ne m'étonne plus, que vous „aimez tant la solitude, puisque vous avez l'agrément de „vivre de la vie de vos pensées."

„Lorsque le prince de Gallizin rendit la somme, qu'il avoit „emprunté de Schweizer, il y ajouta de gros interets. Ce der-„nier les rendit et le prince s'en facha tout de bon. Sur cela „Schweizer lui dit: mon prince, je suis en de certaines choses „tout aussi prince que vous; il est au-dessous de mes principes „de vendre les services, que j'ai le bonheur de rendre. Alors „le prince l'embrassa en s'écriant: je n'ai jamais connu une „ame aussi noble comme la votre, vous en imposeriez même „à un roi!"

„Le duc de St. Aignant, homme d'une haute vertu et qui „ne vivoit que pour faire le bien, disoit: Schweizer est mon „culte. Je trouve sa vertu surhumaine, aussi je crains la „persécution des hommes pour lui. Il devroit vivre aux Etats-„unis d'Amérique ou en Angleterre, ou il seroit aprécié et

„estimé; dans les autres pays on ne sait pas faire cas d'un „grand homme."

„Champfort disoit à Mirabeau: Schweizer est un esprit „universel. Sa trop grande modestie, repliqua Mirabeau, est „cause, que peu d'hommes sont assez pénétrants pour connaitre „cet esprit volumineux. Il est si profond métaphysicien, que „s'il étoit dans le pouvoir d'un mortel de définir l'intelligence, „ce phénomène le plus étonnant de la création, ce seroit „Schweizer."

„Mirabeau disoit à son ami Panschand: quand je suis „quelques temps sans voir Schweizer, je m'ennuye après son „esprit créateur."

„Mirabeau disoit au chevalier de Witry: je rougis devant „la vertu de Schweizer, et son génie surpasse même le mien. „Ses idées sont toujours neuves et brillantes; il séduit, il „émeut, il attendrit. Quelque matière qu'il traite, il en saisit „tous les aspects, il en présente tous les points de vue, et son „stile n'est jamais uniforme, parceque la nature ne l'est pas „non plus."

Mirabeau nannte ihn gewöhnlich nur mit scharf betontem Akzent: „mon maître!" Dafür erhielt er aber auch immer Geld von ihm, so oft er dessen bedurfte und das war häufig der Fall. Sie standen auf so vertrautem Fuße zusammen, daß Schweizer dem Grafen, wenn ihm dieser von seiner Verlegenheit sagte, bloß den Schlüssel zu seinem Kabinet und denjenigen zu seiner Privatkasse einzuhändigen pflegte. Dann gieng Mirabeau allein hinein, schloß auf, nahm eine oder mehrere von den Goldrollen, die dort aufgeschichtet standen, weg, und stellte Schweizern den Schlüssel wieder zu, ohne daß dieser fragte oder nachsah, wie viel jener eingesteckt habe. „Nur volles Vertrauen ist großer Seelen würdig", war sein Wahlspruch. Mirabeau machte wirklich eine Ausnahme von der gemeinen Regel und verdiente ein solches Vertrauen. Er hatte oft aus dieser Kasse geschöpft und nie einen Heller erstattet, was aber Schweizern nicht im geringsten bekümmerte.

Wie endlich die Schulden des Grafen von dem Hofe bezahlt wurden, überreichte er unerwartet seinem Freund eine ganze Hand voll Billets auf die Caisse d'Escomte. Schweizer blickte flüchtig hinein, fand deren für mehr als 20,000 Franken und fragte, was er damit wolle. Mirabeau erwiederte, das seien die verschiedenen Summen, die er zu wiederholten Malen bei ihm geborgt, und weil er bemerkt, wie Schweizer keine Notiz davon genommen, so habe er selbst desto genauere Rechnung darüber gehalten und sei nun froh, ihm alles auf einmal wieder abtragen zu können. Schweizer erstaunte über den Umfang der Summe weit mehr, als über Mirabeaus Rechtschaffenheit, welche er in dieser Beziehung nie bezweifelt hatte und hieng mit desto wärmerer Liebe an diesem sonderbaren Manne, der Tugend und Laster in einem gleich hohen Grad in sich vereinigte.

19.

Magdalene bildet sich immer mehr aus, vernachlässigt aber ihr Hauswesen und wird unruhig über den großen Aufwand. Wie gegen Schweizer und dessen Gattin komplottirt wird; auch Mirabeau vergißt sich gegen diese. Babette zeigt wenig gute Anlagen.

Magdalene, die sich in ihrem Salon täglich von einer Menge geistreicher, wenn auch nicht immer sittlich guter Menschen umgeben sah, erwarb sich durch so vielseitige Verhältnisse die Formen der feinsten Lebensart, ohne jemals dabei ihre naive Gutmüthigkeit einzubüßen [14]).

Sie wurde, gleich ihrem Gemahle, hingerissen von so viel großen Charakteren, die sich, im Bösen wie im Guten, vor ihren Augen frei entfalteten. Sie war öfters Zeuge der edelsten Opfer der Freundschaft [15]) und schwang sich immer höher zu ähnlicher Ungewöhnlichkeit im Denken und Handeln empor. Zugleich bildete sich ihre natürliche Anlage, die Menschen zu beobachten, immer weiter aus. Dieser ange-

borne Takt war zwar mehr auf spekulative Psychologie gerichtet, als daß er sie mit Sicherheit vor Irrthum verwahrt hätte, denn häufig ward sie schmerzlich getäuscht und betrogen und ließ sich unter andern Umständen wieder täuschen und betrügen; allein sie durchschaute doch die Menschen gewöhnlich früher und schärfer als Schweizer, der sie immer nur durch die Regenbogenfarben seiner Phantasie erblickte, und warnte ihn zuweilen, aber niemals eindringend und überzeugend genug, vor blindem Zutrauen und unbedingter Hingebung; denn sie gieng von dem irrigen Grundsatz aus, sie dürfe ihre Rechte als Gattin nicht mißbrauchen, um seine individuelle Freiheit zu beschränken und schrieb sogar einst die merkwürdigen Worte: „on berce Schweizer d'espé-„rances. Dieu veuille qu'il ne se trompe pas. Je voudrais sou-„vent ne pas être sa femme, pour avoir le droit de lui ouvrir „les yeux!"

Zu diesem Mangel an beharrlicher Kraft, ihre bessere Einsicht durchzusetzen, gesellte sich noch ihr Hang zu lässiger Bequemlichkeit, welcher durch die Einrichtung ihres Hauswesens in Paris immer mehr überhand nehmen mußte. Sie selbst hatte hier noch weniger als früher in Zürich für irgend etwas von häuslichen Angelegenheiten zu sorgen. Eine französische Wittwe, Madame Finot, führte als Haushofmeisterin (femme de charge) die ganze Oekonomie. Diese Frau war noch leidlich hübsch und vereinigte mit feinen Manieren und sorgfältiger Kleidung einen Anstand, womit sie die sämmtliche zahlreiche Dienerschaft in gehöriger Achtung und Thätigkeit erhielt. Sie stellte gewissermaßen die Frau des Hauses vor und gab nie die geringste Veranlassung zu irgend einem Zweifel in ihre Rechtschaffenheit. Mangin, Schweizers Kammerdiener, war eben solch ein Factotum und Maître-Jacques von seiner Seite und so schien es, als wäre Magdalene mit lauter dienstbaren Geistern umringt, die nur auf ihre Blicke achteten, um alle ihre Wünsche zu befriedigen. Sie wurde in dieser Beziehung dermaßen sorglos, daß sie nie die vielen Halbgeschosse (entresols) und Souterrains ihres schönen Hotels auch nur ein einziges Mal durchwandert und sich als selbst gebietende Meisterin gezeigt hätte.

Dieses Hotel erfüllte sie aber auch mit heimlichem Grauen. Nachdem sie sich den ersten Eindrücken überlassen und in geistigen Genüssen geschwelgt hatte, fieng sie doch allmählig an, die Augen zu öffnen über den Aufwand, zu welchem ihr Mann durch Jeannerets grenzenlose Eitelkeit und Anmaßung verleitet wurde; denn mit Schweizers Geld war alles bezahlt, was Jeanneret mit wichtiger Miene „**ma maison, mes chevaux, mes gens**" zu nennen beliebte. Ihr ahnete, daß eine solche Lebensweise auf die Dauer schwerlich fortbestritten werden könnte und dennoch hatte sie den Muth nicht, eine bessere Ordnung und mehr Einschränkung zu verlangen und zu behaupten. Oefters von tiefer Melancholie überfallen, ließ sie sich unpäßlich melden, erschien nicht an der Mittagstafel und blieb in ihrem Kabinet verschlossen, um sich daselbst ihrer Wehmuth über die Gefahren der Zukunft ungestört überlassen zu können.

Auch Schweizer, wenn er über irgend einer neuen Spekulation oder über einem poetischen Erguß seiner Phantasie brütete, ließ sich zuweilen das Essen auf sein Zimmer bringen und wohnte der Mahlzeit nicht bei, die nichts desto minder beharrlich von seinen Parasiten besucht wurde.

Ein einziges Beispiel, das mir ein Augen- und Ohrenzeuge (Doktor Heinrich Lavater) hinterbracht hat, mag beweisen, wie seine Gastfreundschaft mißbraucht und welche höllische Pläne mitunter, in Abwesenheit des Hausherrn und seiner Gemahlin, an ihrer eigenen Tafel geschmiedet wurden.

Es war nämlich von Schweizers großem Reichthum, womit so glänzende Geschäfte gemacht wurden, die Rede, und daß auch Magdalene dereinst von ihrem Vater noch ein bedeutendes Vermögen zu erwarten habe. Wie nun einer aus der Gesellschaft, der etwas vom zürcherischen Erbrecht gehört, wahrscheinlich aber nicht deutlich verstanden hatte, die Bemerkung auftischte, daß weder Mann noch Frau über das Weibergut verfügen könnten, so lang nicht Kinder vorhanden wären, und daß folglich eine solche Erbschaft, wenn auch verfallen, nicht nach Paris gezogen und zu weitern Spekulationen verwendet werden könnte:

so schlug der verruchte d'Espagnac vor, sie wollten sich unter einander verstehen, wer es über sich nehmen müsse, dieser Frau zu einem Kinde zu verhelfen [16]).

Selbst Mirabeau, obgleich er sich nie zu jenen Blutigeln gesellte, die Schweizern methodisch aussogen, der aber an aller weiblichen Tugend zweifelte, da keine noch, seiner Häßlichkeit ungeachtet, seinen Fallstricken entgangen war, auch er vergaß sich einst gegen die Frau seines erprobten Freundes in einem der Augenblicke, wo seine empörten Leidenschaften, bis zur Wuth steigend, keine Rücksichten mehr beobachteten. Allein er fand zum ersten Male unerwarteten Widerstand, und Magdalene flößte ihm durch ihr damaliges würdevolles Betragen sowohl, als durch ihr Stillschweigen gegen Schweizer eine Hochachtung ein, wie dieser sittenlose Wüstling sie noch nie zuvor für ein weibliches Wesen empfunden hatte, und welche fast in Anbetung übergieng. Er ward einst in einem Nebenzimmer, wo er sich allein und unbemerkt wähnte, vor Magdalenes Bildniß knieend überrascht und tüchtig darüber persiflirt. Ihre Freundin, Victoire Frescarode (von Bordeaux, nachherige Gemahlin des Buchhändlers Angelo Clô) hat diese Scene aus Mirabeaus abenteuerlichem Leben in ihrem historischen Romane „les victimes de l'intrigue et l'héroïsme dans le malheur" (Paris à l'imprimerie des sourdsmuets, 1805) T. II. Cap. 39 unter der Aufschrift: „le premier empire des femmes" (S. 75) geschildert [17]).

In einem so unruhigen Hause konnte Babette noch weniger genau als in Zürich beobachtet und mit studirter Sorgfalt bloß zum Guten angehalten werden. Sie hatte zwar verschiedene Lehrer und erhielt bei Westier, einem sehr beliebten Bildnißmaler, täglichen Unterricht im Zeichnen, was ihre Hauptbeschäftigung war; allein für ihre Erziehung im strengern Sinn wurde nicht gehörig gesorgt, und sie mußte wieder in Abwesenheit der Pflegeltern der Haushofmeisterin überlassen werden. Daß diese viel Verdruß von Babette hatte, erhellt aus einem noch vorhandenen Schreiben, das die Finot an Schweizer richtete, und welches Klagen über des Kindes Klatschereien, Lügen und über Gegenstände enthält, die sie aus vorgeblicher Schamhaftigkeit mündlich vorzutragen

sich nicht getraute. In gemischter Gesellschaft hörte Babette manches, was für ihr Alter nicht passen mochte. Sie sah auch früh schon gerne Männer und entwickelte zusehends ihre Neigung für sinnliche Genüsse und allerlei Intriguen. Ob sie unter andern Umgebungen eine entschieden bessere Richtung genommen haben würde, ist einigermaßen zu bezweifeln, indem sie einige Charakterzüge von ihrem Vater zum Erbtheil erhalten hatte, die tief in ihr Wesen verwoben waren und schwerlich ganz hätten ausgelöscht werden können.

20.

Die Revolution beginnt. Schweizer, der seine Geschäfte vernachlässigt, wird nunmehr ganz von den politischen Ereignissen hingerissen und vergißt, warum er nach Paris zog.

Unter dem vereinten Andrang ausgebreiteter Verhältnisse und anderweitiger Angelegenheiten hatte Schweizer in seinem wandelbaren Sinn sich immer mehr entwöhnt, die großen und verwickelten Geschäfte seines Hauses mit der nöthigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu verfolgen und vielmehr die Leitung derselben seinem Handelsgefährten gänzlich überlassen. Er schien vergessen zu haben, daß er bloß nach Paris gekommen, um sein Vermögen mit aller Anstrengung seiner Kräfte für Zwecke zu vermehren, welche die allmählige moralische Umgestaltung der Welt befördern helfen sollten.

Nun aber traten Ereignisse ein, die seine Aufmerksamkeit ausschließend und im höchsten Grade fesselten. Die französische Revolution begann im Februar 1787 mit dem Zusammentritt der Notabeln in Versailles.

Schweizer war bereits mit allem bekannt, was diese Ereignisse herbei geführt hatte. Sie waren in seinem Hause nicht bloß besprochen, sie waren sogar zum Theil darin vorbereitet worden. Mirabeau, Barnave, Bergasse und so viele andere Männer dieser bewegten Zeit hatten

ihn längst in die obwaltenden Projekte einer politischen Wiedergeburt eingeweiht und ihn hinab in den Abgrund blicken lassen, in welchem ein Brennstoff gährte, der sich nun entzündete, in furchtbare Flammen aufschlug und bald die halbe Welt in Brand steckte.

Der geblendete philantropische Träumer wähnte, in dem Widerschein dieser steigenden Flammen das Morgenroth eines neuen Tages zu erkennen, der die Menschheit aus den Fesseln des Irrthums und der Willkür befreien und ihre Glückseligkeit unter neuen idealischen Formen begründen werde. Was seine Illuminaten nur langsam und stufenweise, wie die Natur, hatten bereiten wollen, das sollte jetzt in triumphirendem Sturmschritt errungen und gewonnen werden und Schweizer, der von jeher mit aller bestehenden politischen Ordnung in theoretischem Widerspruch gestanden, umfaßte nun mit heißer Leidenschaft die glänzende Wolke trügerischer Hoffnung.

An seine Handelsgeschäfte war fürderhin nur in flüchtigen Augenblicken gebieterischer Nothwendigkeit zu denken. In abgeschlossenem Kabinet verschlang er den Schwall der Flugblätter, die bald jede Stunde jener Gährungsepoche gebar. Nur die Männer des Tages fanden Zutritt in seine Zurückgezogenheit, und wenn er je das Kabinet verließ, so geschah es bloß, um in der Stadt herumzustürmen, die steigende Bewegung des Volkes zu beobachten, oder in seinem Salon im engern Kreise den Berathungen beizuwohnen, welche täglich, mit ihm wie ohne ihn, daselbst stattfanden.

Man darf indeß nicht glauben, Schweizer habe jemals im Sinn der Anarchisten Aufruhr gepredigt. Nur die Verwirklichung hochherziger Wünsche, die längst in seiner Seele walteten, bevor noch eine Ahnung allgemeinen Aufstandes am Tage lag, war das Ziel seines Strebens und seine Freiheit eine milde Gottheit, welche auch seinem Vaterland erscheinen und ihre Segnungen über dasselbe ausbreiten sollte. Er glühte bloß dann in leicht vorübergehendem Zorne auf, wenn verjährte Rechte sich denjenigen entgegenstemmten, welche die Wortführer des Volkes aufstellen und behaupten wollten.

Daß übrigens seine Begriffe von den Wirkungen dieser neuen Frei-

heit auf die Veredlung der Menschen exzentrisch waren und alle Grenzen überschritten, bewies ihm selbst Mirabeau, welcher einst mit ihm in dem Tuileriengarten lustwandelte, bei Schweizers lebhaften Aeußerungen stille stand, seine Hand ergriff und mit einem Seufzer sprach: „mon ami, c'est bien une divinité que la liberté; mais croyez moi, les hommes ne méritent pas, qu'elle séjourne parmi eux."

Aber Schweizer war nicht aufzuhalten, wenn einmal die Schwingen seiner Phantasie losgebunden waren. Unwiderstehlicher Schwindel hatte ihn ergriffen und hingerissen mußte er alle Krisen seines heftigen Fiebertraumes bestehen.

Magdalene, die immer von den Schwärmereien ihres Gemahles mit fortgezogen wurde, theilte auch dießmal seine Begeisterung auf ihre Weise. Sie, welche immer wiederholte: „pour être heureuse, je dois être libre comme l'air", hätte der ganzen Welt diese luftige Freiheit gönnen mögen, womit sie übrigens keine abstrakten politischen Begriffe verband, sondern dabei sich immer nur ein sanftes gemüthliches Dahinschweben über alle Beschwerden und Mühseligkeiten des Lebens dachte.



21.

Luftige Spekulationen und das Sinken der Staatspapiere haben Schweizers Kredit gefährdet; er reist nach Zürich, um diesen wieder zu heben. Tod seines Schwiegervaters. Erbschaftsangelegenheit. Schweizer sieht sich genöthigt, seine zürcher Handlung erst theilweise, dann endlich ganz abzutreten und sein Haus zu verkaufen. Bilanz vom Jahr 1791.

Während Schweizer sich in dem Strudel der aufgeregten Parteien herumtrieb, hatte Jeanneret immer leichtsinniger spekulirt; je verhängnißvoller die Umstände, desto größeres Spiel gewagt. Die politische Revolution führte auch eine ökonomische herbei. Die Staatspapiere sanken immer tiefer, alles Zutrauen war verschwunden. Viele angesehene

Häuser stellten ihre Zahlungen ein, alle schlechten Schuldner benutzten den Zeitpunkt, sich insolvent zu erklären. Was d'Espagnac und ähnlichem Gelichter anvertraut worden, gieng im Rauch auf und Schweizers und Jeannerets Kredit stand dermaßen tief, daß gegen Ende des Jahrs 1788 ihre Wechsel nichts mehr galten und die bedenklichsten Gerüchte über ihren nahe bevorstehenden und unvermeidlichen Sturz, zumal in Zürich, verbreitet wurden. Jetzt erwachte Schweizer für einen Augenblick aus seinem Taumel. Er untersuchte den Zustand seines Vermögens und fand wenigstens die Hälfte unwiederbringlich verloren, den Ueberrest desselben in zweifelhaften Forderungen ausstehend. Und es war nicht bloß sein eigenes, es war auch das ihm noch nicht eigenthümlich zugefallene Vermögen seines wahnsinnigen Bruders, womit so leichtsinnig gespielt worden und das in den Abgrund der alles verschlingenden Zeit versunken war.

Jeanneret, obwohl er seinen Freund und sich selbst nicht vorsätzlich in's Verderben gestürzt hatte, war kaum zu entschuldigen. Dennoch machte Schweizer ihm auch nicht den geringsten Vorwurf über seine Schwindeleien. Er fühlte wohl, was auf seiner eignen Rechnung lastete; er tröstete vielmehr, er sprach ihm Muth ein und eilte im Herbst nach Zürich, um hier wo möglich seinen gefährdeten Kredit wieder zu heben.

Bald nach seiner Ankunft starb sein Schwiegervater, Hr. Postdirektor Heß, und Schweizer fand sich gerade ein, um dessen Nachlaß, das Eigenthum seiner Gattin, in Empfang zu nehmen.

Er trat sogleich die beiden Häuser des Verstorbenen, „zum grauen Mann" und „zum Schäppeli", dem kaufmännischen Direktorium für 20,000 Gulden ab, liquidirte und hätte gerne die ganze Erbschaft mit sich fortgenommen, um auch in Paris aufzuräumen und dann in seiner zuvor verachteten, noch immer fortgeführten Handlung in Zürich neues Heil gesucht. Allein der Nachlaß im Posthause bestand in Kapitalbriefen, die nicht so leicht aufkündbar und ohne großen Verlust auch nicht verkäuflich waren, und da der Erblasser durch testamentarische Verordnung seiner Wittwe ein jährliches Leibgeding von 300 Laubthalern zugesichert hatte, so traten die Anverwandten dazwischen und begehrten, daß ein Kapitalwerth von wenigstens 20,000 Gulden als Depositum in dritte Hand

gelegt werde, um als Versatzung für die richtige Bezahlung jener Leibrente zu dienen.

Diese, durch die obwaltenden Umstände gerechtfertigte Maßregel mußte Schweizer sich gefallen lassen. Er griff nun zu einem andern Hülfsmittel, überließ seinem reichen Freunde Leonhard Schultheß und dessen Gefährten Wilhelm Schinz drei Viertheile seiner Handlung in Zürich, die damals 200,000 Gulden gewerthet wurde, und behielt sich bloß noch einen Antheil von 50,000 Gulden, der aber bereits sowie sein Wohnhaus verpfändet war, darin vor. Diese Handlung wurde in Folge eines auf zwei Jahre abgeschlossenen Vertrages in dem nämlichen Hause unter der neuen Firma Johann Heinrich Schweizer und Compagnie fortgeführt; der wackere Diggelmann blieb als Buchhalter dabei angestellt. Für den Ueberschuß des Fondes der alten Firma wurde terminweise mit Schweizer abgerechnet; diese Summen reichten aber kümmerlich hin, diejenigen zu ersetzen, welche er von Leonhard Schultheß und Andern geborgt hatte, um sein Pariserhaus damit zu gründen.

Im Jahr 1790 verkaufte er seine anmuthige Wohnung am untern Hirschengraben. Die bisher noch fortgeführte Haushaltung wurde aufgehoben, die ehrliche Gritte, die derselben so gewissenhaft vorgestanden, so großmüthig, als es die Umstände noch gestatteten, ausgesteuert und in Ruhestand versetzt (sie zog sich zu religiösen Meinungsverwandten zurück) und die noch vorhandene nicht unbedeutende Geräthschaft einstweilen bei meinem Vater im „Beckenhofe" untergebracht.

Im Jahr 1791 überließ Schweizer den Ueberrest des Antheils an der Handlung in Zürich seinen hiesigen Mitgenossen noch vollends und hiermit war auch der letzte Faden aufgelöst, welcher ihn und seine Gattin noch an ihre Vaterstadt gebunden hatte.

Alle diese Operationen wurden durch Briefwechsel eingeleitet und ausgeführt, da Schweizer schon im Frühling 1789 wieder nach Paris zurückgekehrt war. Es blieb ihm mit Anfang des Jahres 1791 in Zürich noch ein Kapital von ungefähr 35,000 Gulden in wahrem Werth. Alles übrige steckte in französischen Fonds, in der Münzunternehmung zu Marseille und in unsicheren Forderungen des Hauses Schweizer &

Jeanneret. Jenen sichern Ueberrest verwaltete der unerschütterlich treue Diggelmann, bei welchem Jacques in dem traurigsten Zustande untergebracht war. Diesem Bruder, seiner Gattin und einigen andern Personen in Zürich war Schweizer über 240,000 Gulden schuldig!

22.

Schon im Jahr 1789 nach Paris zurückgekehrt, schränkt Schweizer daselbst den Aufwand seiner Haushaltung ein. Der Maltheserritter de Witry. Schweizer glaubt seine Oekonomie noch nicht ganz zerrüttet. Er wird auf's neue von dem Strudel der Revolution mit fortgerissen, befestigt Montmartre und dichtet einen Hymnus auf Galliens Wiedergeburt.

Als Schweizer 1789 nach Paris zurückgekehrt war, glaubte er seine Oekonomie noch nicht so ganz zerrüttet, als sie es bereits war. Er ließ den Muth nicht sinken, fand aber doch für nöthig, den Aufwand seines Hauses einzuschränken. Die überflüssige Dienerschaft, mit Ausnahme der Haushälterin Finot und des Kammerdieners Mangin, ward abgedankt. Wagen und Pferde wurden abgeschafft; er verließ das Bel-Etage seines Hotels und zog sich auf den zweiten Stock desselben zurück, woselbst er indeß noch auf einem sehr anständigen Fuß wohnte. Jeanneret war betroffen, daß der Aushängeschild des Reichthums eingezogen werden mußte, Magdalene hingegen dadurch für den Augenblick beruhigt. Ein gewisser Grad von Einschränkung mußte ihrer Liebe zur Bequemlichkeit willkommen sein und bloß von ihren Wagenpferden, den zwei zierlichen Isabellen, die sie so oft gestreichelt hatte, trennte sie sich ungern. Auch die Mahlzeiten wurden bescheidener eingerichtet und nicht mehr so viel Gäste dazu gebeten. Nur Bremond war nicht wegzubringen und fand sich beharrlich ein, so lang es noch etwas zu knacken und dabei zu spekuliren gab. Dieses Gesicht konnte man immer sicher sein, im Salon anzutreffen.

Einer der nähern und wahren Freunde des Hauses war der Malthe-

serritter d'Everlange de Witry, ein eben nicht sonderlich geistreicher, aber herzguter Militär, der Schweizern bewunderte und ein solches Vertrauen in diesen setzte, daß er sein ganzes Vermögen, das aber bloß 20,000 Franken betrug, in dessen Handlung niederlegte. Wenn er Magdalene besorgt und traurig sah, sprach er zu ihr: „soyez tran- „quille, Madame; si jamais il arrive un malheur à votre mai- „son, oubliez mon argent. En travaillant je gagnerai tou- „jours assez pour moi et pour mon Agathe" (seine Geliebte).

Jeanneret konnte alles brauchen, somit auch Witrys 20,000 Franken; denn es wurden noch Geschäfte gemacht, aber nicht mehr so anhaltend wie zuvor. Das Komptoir blieb oft wochenlang unbesucht und der Kassier Sonthonas hatte immer am wenigsten zu thun. Die Unternehmung, ganz Paris mit Torf zu versehen, war eine der besten, welche damals noch stattfanden.

Ueber Schweizers kurze Abwesenheit hatte die politische Gährung bedeutend zugenommen und kaum zurückgekehrt, ward er, wie durch elektrische Mittheilung, auf's neue dadurch in Harnisch gejagt. Die Männer der Revolution fanden sich wieder häufig bei ihm ein, einige wie Mirabeau, Barnave und ähnliche, aus Freundschaft und Bedürfniß der Mittheilung; andere, weil sie glaubten, einen solchen Feuergeist wie Schweizer brauchen zu können. Seine Wohnung wurde wieder der Sammelplatz aller Philanthropen, Reformatoren und Intriganten und gleichsam ein neutraler Boden, auf welchem alles gesagt und gewagt, auf welchem nach Herzenslust gezankt werden durfte. Seine Phantasie schlug wieder in hellen Flammen auf und tausend Ideen kreuzten sich in seinem kreisenden Gehirn. Er hatte immer alle Taschen voll Zeitungen und Flugblätter und las dieselben selbst wenn er über die Straße gieng. Er ließ sich unter die Nationalgarde einschreiben und zog gleich jedem Pariserbürger auf die Wache.

Die Partei des Hofes hatte Truppen, unter diesen auch die demselben treu ergebenen Schweizerregimenter, im Märzfelde zusammengezogen; es wurde ausgestreut, der Prinz von Condé, welcher sich zuerst entfernt hatte, werde mit einem Corps von 10,000 Mann gegen Paris

anrücken und daselbst der Revolution mit Gewalt ein Ziel setzen. Dagegen bewaffnete sich das aufgewiegelte Volk; alle Zugänge der Stadt wurden verrammelt. Ganz Paris war in Belagerungszustand versetzt und vorzüglich sollte der Montmartre befestigt werden.

Schweizer, der jetzt seine frühern militärischen Studien praktisch anzuwenden gedachte, übernahm die Aufsicht über diese Arbeit, miethete sich ein kleines Häuschen am Fuße des Montmartre, zog mit seiner Frau und Pflegetochter hinaus und blieb daselbst über den ganzen Sommer. Während er, in seinem Innersten aufgeregt, rastlos hin und her lief, Verschanzungen absteckte, die Arbeiter anführte und unverwandten Blickes nur auf das glänzende Ziel seines Bestrebens hinstarrte, der Gräuel nicht achtend, welche das wüthende Volk auszuüben begann, lag Magdalene in dieser Einsamkeit, von geselligem Zuspruch seltener behelligt, theils um auszuruhen, theils wegen Unpäßlichkeit, meistens im Bette und überließ sich traurigen Gedanken. Babette wurde schon des Morgens mit ihrem Mittagessen im Strickbeutel nach der Stadt geschickt, wo sie ihren Unterricht im Zeichnen fortwährend erhielt und daß ihr der weitere Weg nach der Schule behagen und welchen Einfluß der Anblick allgemeiner Losgebundenheit auf ihr Gemüth haben mochte, kann man sich leicht vorstellen.

Die Schweizerregimenter waren in ihrem Lager auf dem Märzfelde so gut wie blokirt. Die Pariser umzingelten dasselbe unter Drohungen und Versuchen, die Soldaten für die Partei des Volkes zu gewinnen, wie dieses bereits mit einem Theil der französischen Garde gelungen war. Auch hier glaubte Schweizer nützlich sein zu können; er ließ sich mit bekannten Offizieren in Unterhandlungen ein; er beschwor die Soldaten in der Sprache der Heimat, ihrem Eide zwar getreu zu bleiben, jedoch sich nimmer zu blutiger Unterdrückung des Volkes mißbrauchen zu lassen. Der gutmüthige Schwärmer hätte sich hier beinahe Verdruß mit den Schweizeroffizieren zugezogen. Inzwischen wurde die Bastille gestürmt und erobert, das Lager im Märzfeld aufgehoben und die für den Hof bewaffnete Macht genöthigt, sich zurückzuziehen. Das vermeinte Anrücken des Prinzen von Condé war bloß ein Märchen ge=

wesen; die Befestigung des Montmartre blieb unvollendet. Die Partei des Volkes gewann die Oberhand. Die Reichsstände erklärten sich als National-Versammlung, die Revolution war entschieden.

Schweizer verweilte bis gegen den Herbst in seiner ländlichen Wohnung. Er konnte hier den Briefwechsel wegen Uebergabe seiner zürcher Handlung ungestörter, als in der Stadt, fortführen und daneben denken und phantasiren.

Es ist aus jener Zeit noch der in Prosa verfaßte Entwurf zu einem Gedicht „Galliens Wiederbefreiung, ein Hymnus an die Provinz Elsaß von einem Helvetier in Paris 1789“ von ihm vorhanden, das er später in Jamben umsetzte. Dieser erste Entwurf beweist, wie weit seine Spannung damals gieng, indem er selbst den verworfenen Herzog von Orleans mit folgenden Worten verherrlichen wollte:

„So schreitet, Gallia, deiner purpurgebornen Erster einher. Des „Tadels Wespengesumse folgt ihm im Rücken nicht, sondern ihn umfliegen laute Töne des Lobes. Denn an des weisen Sieyès Arm „trat Orleans aus seinen Reichthumspalästen hervor in der still „horchenden Väter Rath, zerriß die Urkunden uralter Völkerbe„drückung und brachte der Gleichheit Wasserwage, sie hinzulegen auf „jedes Haupt.“

Weiter heißt es:

„Reiche der Kränze einen, o Muse, wenn du Männer untade„lichen Herzens liebest, mir für Bergassens hellaugigte Stirne dar! „Wie Theseus, wie Alkmenens löwenbekleideter Sohn, trotzt für der „Freundschaft Leiden er der Unterwelt Göttern, und eh' ihm Ge„fährten nachdrangen, schlug er der Tyrannenburg Thoren die An„geln aus.“

„Auch den löwenbeantlitzten Mirabeau vergiß nicht, wenn gewal„tige Männer du preisest; denn keiner geht, wie er, rollenden „Auges auf jeden Uebermuthssohn zu; mit dem schädelzersplitternden „Cestus armgegürtet und wie Prometheus unbezwingbar in lastenden „Ketten, bog er den hochstrebenden Nacken selbst unter Saturnion „nicht.“

Dann folgen „Blüthen des Lobes“ für „Chapelier, der feurigen „Bretagner Gesandten,“ für „den Beifallerober er Target,“ für „Bar= „nave, umlockt noch mit dem Jünglingsseidenhaar,“ für „Mounier, „den Delphinats freiheitverschworenes Volk seinen nebelumgürteten „Gebirgen entsandte,“ und sogar für „Reubel den biedern (!!), der „Alsatias göldenes Wappen am starken Schilde trägt.“

Dann weiter: „die Väter entwarfen (warfen ab) verhöhnter Be= „scheidenheit Hüllen, huben im Schmucke ächter Völkergewalt sich em= „por und reckten zum ewigen Himmel kraftvolle Arme zu des heiligen „Freiheitgelübdes Schwur.“

Merkwürdig ist folgende Ludwig XVI. betreffende Stelle. Schwei= zer war ein Republikaner und damals noch dazu ein aufgehetzter; den König selbst aber hat er niemals böser Absichten beschuldigt.

„Antlitzstarrheit befiel die Landesfeinde und verzweiflungsvoll „schlossen sie den Bund, ob dem der Hölle Richter selbst abscheuvoll „ihren Thronen entstiegen. Beim geliebtesten der Fürsten verläum= „deten sie sein Volk. Er sah des Bürgerkrieges rothes Flammenkleid „geschreivolle Städte umrauschen, sah seines Thrones Trümmer „und, die Todesbühne umtosend, heulten Rebellen nach ihres Königs „Haupt. Da barg Ludwig sein thränenbeschimmertes Haupt; ihm „entfiel zur Erde das göldene Zepter, und zu Gewaltsbefehlen hasch= „ten ihn schnell die Verräther weg. — Aber den hochwehenden „Sturm legt keine Macht in Ketten und erhabene Seelen bezwingt „Eisen nicht!“

Dann folgt die Beschreibung des Bastillensturmes, und „wie die „Erde Delaunais Blut trank.“ — „Im Grunde des kalten Hofes, den „nie das Aug' der Sonne beschaute, harrete tiefschweigend ein Häufchen „helvetischer Krieger, rasch und listig hineingeführt im täuschenden Dunkel „der Nacht. Ihre Waffen schimmerten rein von gallischem Blut und man „schenkte das süße Leben den schuldlosen Freunden“ u. s. w.

In einer solchen poetischen Begeisterung für die Revolution ver= mochte Schweizer seine ökonomischen Angelegenheiten nur als Nebensache zu behandeln und alles, was in dieses Fach einschlug, pflegte er mit

unüberlegter Hast zu beseitigen, um sich gänzlich der, nach seiner Meinung von Paris ausgehenden Wiedergeburt der Menschheit zu widmen.

Er war durch Mirabeau in den Clubb der Jakobiner eingeführt worden, als diese sich noch bloß Freunde der Verfassung nannten. Hier wurde seine ohnehin ungeregelte Phantasie noch mehr verwirrt und sein Enthusiasmus gesteigert. Wie er früher sich in seiner äußerlichen Haltung stets reinlich, selbst elegant gezeigt hatte, vernachlässigte er nun seinen Anzug und gieng in abgetragenem ölgrünem Ueberrock mit herunterhängenden, ungekämmten Haaren einher. Er war ein ganzer Sanscülotte geworden, aber ein guter, grundehrlicher, wenn je die Prädikate der Güte und Ehrlichkeit mit der Eigenschaft eines Sanscülotte vereinbar gewesen sind. Er gehörte zwar unter den Jakobinern zu den sogenannten „frères dupes", doch auch nicht unbedingt. Er huldigte keinen andern als theoretisch edeln Grundsätzen und that sein Möglichstes, nur solche überall geltend zu machen. Wenn er auf empörte Volkshaufen traf, harangirte er den Pöbel in der neu gestempelten Sprache des Tages, die er, trotz dem geübtesten Redner der Nationalversammlung, meisterlich zu führen wußte. Er arbeitete mit Mirabeau an Verfassungsentwürfen, welche die Ordnung wieder herstellen und alle Freunde des Rechts befriedigen sollten und wurde von den Männern jener bewegten Zeit mit vielen Geschäften beauftragt, deren Stoff seinen eignen Ansichten zusagte.

Wenn er die von dem Pöbel im Jahr 1789 verübten Gräuelthaten mit plilosophischer Gleichgültigkeit betrachtete, indem er aus der Geschichte die Ueberzeugung geschöpft hatte, allgemeine Staatsreformen seien ohne große Opfer nicht ausführbar und, einmal das Ziel erreicht, werde das Böse von dem Guten unendlich überwogen werden, so erhielten seine Hoffnungen neue Nahrung durch das berühmte Nationalfest, welches den 14. Juli 1790 auf dem Märzfeld gefeiert wurde und wo der König, die Stellvertreter der Nation, die Abgesandten der bewaffneten Macht und das Volk selbst in einer Masse von fünfmalhunderttausend Menschen unter freiem Himmel mit hehrem Eid die neue, auf die heiligsten Rechte der Menschheit begründete Verfassung beschwuren. Hier schien

alles vergessen, was ein Jahr früher die Parteien entzweit und gegen einander aufgehetzt hatte; hier war alle Ungleichheit der Stände verschwunden, „alle Menschen nannten sich hier Brüder, alle waren bereit, „ihr Leben für diese Verfassung, für Freiheit und Vaterland hinzugeben". — Jubel und Freudenrausch, ein Schauspiel ohne gleichen! Und wenn selbst Girtanner (s. dessen historische Nachrichten über die französische Revolution B. IV, S. 29), der diesem Feste beigewohnt und bald nachher so heftig gegen die französische Revolution geschrieben hat, in der Erinnerung an diesen Tag noch in eine Art von Entzücken gerieth, wie mußte eine solche Szene einen Phantasiemenschen wie Schweizer ergreifen, der hier auf einmal alle seine schönsten Träume verwirklicht glauben konnte! Der Nachklang dieses Jubels begleitete ihn auch lange und ließ ihn kaum vernehmen, wie bald der Abgrund unter seinen Füßen auf's neue wieder dröhnte.

23.

Banfi wird in Graubünden seines geistlichen Amtes entsetzt. Schweizer läßt sich mit in dessen Prozeß verwickeln und zieht sich dadurch Feinde zu.

Neben allem diesem Treiben fand Schweizer doch noch Zeit, sein Verhältniß mit Banfi durch häufig gewechselte Briefe zu unterhalten.

Dieser unruhige, begehrliche Mensch, der in dem Sinne der Revolution zu jedem, der sich besser als er selbst stand, hätte sagen mögen: „ôte-toi de là, que je m'y mette", war einer der vielen Unzufriedenen, welche in dem von Faktionen zerrissenen Graubündnerlande jener, damals von dem schlauen Minister Ulysses von Salis-Marschlins geleiteten und mächtig herrschenden Partei vielleicht nicht ganz ohne Grund entgegenwirkten. In seinen Briefen an Schweizer schilderte Banfi mit glühenden Farben den Zustand der Unterdrückung seiner bündnerischen Mitpatrioten und wurde von jenem, der keinen Zweifel in die Rechtlichkeit der Absichten seines Freundes setzte, von Paris aus in seinem

Streben nach edler Freiheit aufgemuntert. Der Muth der unzufriedenen Bündner stieg mit den Fortschritten der französischen Revolution. Bansi war einer der stärksten Schreier und furchtbar durch seine mit List gepaarte Verwegenheit. Seine Gegner trachteten überall ihm beizukommen und endlich wurde der Plan, ihn zu stürzen, in's Werk gesetzt.

In der Steinsberger Kapitel-Versammlung trat (1790) Johann Janett, Pfarrer zu Bondo, öffentlich gegen ihn auf mit einer schriftlich abgefaßten Klage, wodurch Bansi beschuldigt wurde, „das hochwürdige Ministerium nicht zu lieben, sondern zu hassen, die Geistlichkeit durch gedruckte und geschriebene Schmähungen bis auf's Blut zu verletzen, durch Einmischung in politische Sachen sich auf ungeziemende, eines Dieners des göttlichen Wortes unwürdige Weise aufzuführen, nie bei seiner Frau und seinen Kindern zu leben, für diese nicht väterlich besorgt zu sein und sogar eines derselben den Mutterarmen entrissen und einem Freunde in Zürich verschenkt, verkauft, man wisse nicht wie, überlassen zu haben, das dieser letztere nun in dem für die Unschuld so gefährlichen Paris erziehen lasse“ u. d. m. Die Kapitelversammlung nahm diese Klage, ohne Beweise zu fordern, an, schickte sie dem Beschuldigten zu, damit er auf der Synode des folgenden Jahres sich davon reinigen könne, entsetzte ihn aber einstweilen seines geistlichen Amtes.

Bansi protestirte von Chur aus, wo er sich damals aufhielt, gegen dieses Urtheil und ließ die Anklagepunkte nebst seiner Vertheidigung drucken.

Im folgenden Jahre fand er sich bei der in Jenatz versammelten Synode ein, wo Briefe von dem Minister Ulysses von Salis und andern einlangten, welche die Klage Janetts gegen Bansi unterstützen und erweisen sollten. Dieser letztere aber wollte sich nicht vor der geistlichen, sondern vor einer Civilbehörde vertheidigen und rechtfertigen und trat aus der Synode ab. Auf sein Begehren lud nun das Gericht von Steinsberg den Pfarrer Janett vor die Schranken; dieser weigerte sich hinwieder, die Befugniß der Civilbehörde zu erkennen und wurde von dieser seines Ausbleibens wegen für einen Verläumder erklärt. Diese Geschichte erregte damals gewaltiges Aufsehen in Graubünden. Die

gegen Bansi geführten Klagen waren nicht ganz unbegründet und daß seine Tochter Babette in Paris wirklich nicht gut aufgehoben war und daselbst eine schlimme Richtung nahm, hat der Erfolg bewiesen; allein dieser Umstand war eigentlich noch nicht eingetreten, und daß derselbe gleichsam bei den Haaren in diese Sache gezogen wurde, zeigte deutlich, wie hier Intriguen gegen Intriguen geschmiedet wurden. Auch hatte die Synode allerdings die Formen des Rechtes verletzt, indem sie den Angeklagten ungehört verurtheilte. Die Spannung zwischen der geistlichen und Civilbehörde hinderte eine genaue Untersuchung und Ausmittlung dieses ärgerlichen Handels; die Synode war nie zu bewegen, ihren Spruch zurückzunehmen, weil Bansi ihre Befugniß bestritten hatte und so blieb dieser seines geistlichen Amtes entsetzt.

Jetzt klagte Bansi in giftigen Libellen gegen den Kirchendespotismus in Graubünden, zog alle Sturmglocken an, berichtete Schweizern, welch himmelschreiendes Unrecht ihm widerfahren und wie sein edler Freund in Paris zugleich mit ihm angeklagt, verläumdet und beschimpft worden sei. Schweizer, der bei jedem Schein von Unrecht aufbrauste, glaubte nun auch befugt zu sein, für seinen Freund und für sich selbst, in die Schranken zu treten. Er schrieb mit dem Eifer beleidigter Ehre und ließ ein Memorial, „Johann Caspar Schweizer, Bürger von Zürich, an die hochwürdigen Herren Präsides und Assessores der letzten Synodalversammlung in Steinsberg“ drucken, worin er gegen die Anschuldigung eines Kinderkaufes mit den kühnsten Worten protestirte und die Synode aufforderte, ihr Urtheil gegen Bansi, „das unter andern auf einem so auffallend falschen und absurden Klagepunkt mitberuhe“, zurückzunehmen, damit er selbst nicht genöthigt werde, „durch seine Landesobrigkeit eidsgenössische Rechtsempfehlung zu verlangen“.

Auch Bansis Frau, Ursine Lorsa, ließ eine „Klage an das Publikum“ drucken, worin sie kund that, daß ihre Tochter mit mütterlicher Einwilligung nach Zürich gekommen und ihre Dankbarkeit gegen die Pflegeltern derselben öffentlich ausspricht.

Schweizers Memorial wurde nicht anders beachtet, als daß ihm der Dekan Kind von Chur berichtetete, die hochwürdige Synode habe

die Klage, den vorgeblichen Kinderfrevel betreffend, ihren Akten nicht einverleibt und ihren Spruch auf andere Angaben gestützt und gefällt.

Schweizer hielt es unter seiner Würde, auf eine solche bloß halbofficielle Mittheilung zu antworten; da wandte die Synode sich mit einer Retorquationsklage gegen ihn an die Regierung von Zürich.

Dadurch wurde Schweizer noch mehr erbittert. Von Bansi aufgehetzt, lehnte er hinwieder die Befugniß der züricher Regierung in einer Sache ab, „die er selbst als Beleidigter und Kläger begonnen und welche nur vor das **forum domicilii** seiner Beleidiger gehöre". Somit schrieb er (April 1791) ein Memorial von 43 Seiten „an die Herren Häupter und Räthe der drei Bünde", worin er das unstatthafte Verfahren der Synode mit den Waffen der ausgesuchtesten Rhetorik angriff und Genugthuung forderte.

Aber auch dieses zweite Memorial hatte keine andere Folge, als daß Schweizer sich dadurch neue Feinde zuzog.

24.

Mißstimmung in Zürich gegen Schweizer; seine Empfindungen darüber.

In Zürich mußte zufolge der damals bestehenden Einrichtungen nicht bloß die Regierung, sondern auch der größte Theil der Bürgerschaft den Grundsätzen der französischen Revolution und allen denjenigen abgeneigt sein, die derselben das Wort redeten. Schweizer war schon früher daselbst als ein Schwindelkopf beurtheilt und, mitunter ganz verkannt, seine Niederlassung in Paris bekrittelt und die Abtretung seiner zürcher Handlung vielfältig besprochen worden. Wie nun noch seine Verflechtung in den Prozeß des Pfarrers Bansi, der als ein wüthender Demagoge verrufen war und endlich, nebst Aufzählung aller in Paris verübten Gräuel, sogar bekannt wurde, daß Schweizer sich in die Uniform der Nationalgarde gesteckt und den Montmartre befestigt habe, so erhoben sich vielfältige Stimmen, die das Anathem über ihn aussprachen und

selbst gutmüthige Leute hielten ihn für einen Mann, der in so schwierigen Zeitläufen seinem Vaterlande leicht gefährlich werden könnte. Das vielzüngige Gerücht entstellte und vergrößerte seine vermeinte Schuld; er war in der öffentlichen Meinung seiner Vaterstadt als ein Rebelle gleichsam geächtet.

Seine Freunde, die freilich seine unvorsichtigen Spekulationen und seine Theilnahme an der Revolution ebenfalls nicht billigen konnten, versuchten, jedoch mit wenig Erfolg, ihn überall zu entschuldigen. Wie aber seine Briefe seltener und dabei die heimischen Formen immer schärfer rügend, dagegen in Zürich seine Handlungen als immer strafbarer geschildert wurden, glaubten sie sich verpflichtet, ihm Kenntniß von der gegen ihn herrschenden Stimmung zu geben und ihn zu warnen, in der Hoffnung, den Schwärmer vielleicht wieder von seinen Verirrungen zurückzubringen.

Schweizer wurde durch diese wohlmeinenden Mittheilungen heftig erschüttert. Er hatte nie geglaubt, der zürcherischen Regierung, geschweige denn seinen Mitbürgern von seinem Treiben in Paris Rechenschaft schuldig zu sein. Er war sich keiner andern als edler Zwecke bewußt. Wenn auch nicht zu ruhiger und unbefangener Beobachtung geeignet, erkannte er doch, in dem Mittelpunkte der revolutionären Wirksamkeit stehend, die Wichtigkeit der Zeit weit früher, als man dieselbe in der Schweiz zu würdigen verstand, sowie die ungeheuren Mittel, die für Umgestaltung der ganzen Welt in Bewegung gesetzt wurden. Die Mißstimmung der Revolutionsbeförderer gegen die aristokratischen Schweizerkantone entgieng seinen Blicken nicht, und wenn er Winke nach Zürich sandte, wie hier eine allmählige, dem Geist der Zeit angemessene Veränderung der politischen Formen immer dringlicher werde, damit nicht, trotz dem Schutz aller übrigen europäischen Mächte, eine solche gewaltsam durchgesetzt werde, so wußte er dagegen in Paris, woselbst er epochenweise bedeutenden Einfluß hatte, manches Ungewitter, das gegen die Schweiz sich erheben wollte, zu beschwören oder unschädlich abzuleiten; denn ungeachtet seiner häufigen spaßhaften Ausfälle gegen unsere Kleinstädterei war er seinem Vaterlande mit aufrichtiger und treuer Liebe zugethan.

Dieses Bewußtsein, nur das Gute zu wollen und dasselbe nach seinen Einsichten befördert zu haben, wurde jetzt durch die Mittheilungen und Warnungen seiner Freunde zu lebhaftem Gefühl gesteigert, das in einem Gemisch von Wehmuth, Entrüstung und spöttischem Trotz in seinem ohnehin bewegten Gemüth aufkochte. Er hatte den Gedanken noch nicht ganz aufgegeben, wenn die Sachen in Frankreich eine schlimme Wendung nehmen sollten, sich nach Zürich zurückzuziehen. Nun aber glaubte er sich in der Vaterstadt verkannt, verrathen und selbst in Gefahr, wenn er dahin zurückkehren sollte, mißhandelt zu werden. Seine aufgeschreckte Phantasie vergrößerte alles.

An einem trüben Herbstmorgen lief er einsam in dem Garten der Tuilerien umher und haderte mit seinem Schicksal. Er beschloß, sich zu rechtfertigen. Seine Klagen ergossen sich in poetischen Formen. Es ist noch ein Umschlag „meine Verbannung, mein Schicksal“ überschrieben, aus jener Zeit vorhanden, in welchem auf einzelnen unzusammenhängenden Blättern der Ausdruck seiner damaligen Stimmung zu erkennen ist. Diese flüchtigen, kaum leserlichen Aeußerungen, die bald an Lavater, bald an Bürkli oder andere gerichtet werden sollten, sind in psychologischer Beziehung so bedeutend, daß einzelne Stellen derselben hier angeführt zu werden verdienen.

Er läßt sich zuerst vernehmen, wie seine Wünsche nach der Heimat gerichtet waren, dann heißt es:

„Aber nun halt' ich in zitternden Händen den Brief ewiger Ver-
„bannung, die Vorwürfe meiner Freunde, und reiße mich laut weinend
„von den Gefährten meines Unglücks, von meinem lockengeschmückten
„Weibe, von meinem pockennarbigten Gesellen (Jeanneret) los, um ein-
„sam in dem rothbelaubten Tuilerienwalde meinen Jammer in das Ge-
„seufze der Turteltauben zu verhauchen. Es schleichen zauberische Ge-
„stalten herbei, von denen ich mein Auge wegwenden muß ......“

Jetzt sieht er die heimische Natur in ihrer eigenthümlichen Schönheit sich entfalten; die Szenen der Vergangenheit gleiten an seiner Phantasie vorüber und er ruft aus:

„Aber ich darf mich den abendrothverliebten Schneegebirgen nicht

„nähern, darf meine Freunde nicht sehen, nicht meine Heimat, nicht „mein Haus; ein anderer wird es besitzen! Ich muß zurückgehen und „fragen: welches Land nimmt den Verbannten auf, den Urtheilsver„fluchten? Wo bin ich Bürger?"

„Euch werd' ich nicht mehr sehen, scheue Töchter der Limmat, die „Blumenhäupter auf schönem Nacken spiegeln, deren blaue Augen, blonde „Locken und weiße Busen jeden bezaubern [18]).

„Nicht mehr besuche ich des verbrüderten Freundes (Casp. Schult„heß) Garten (in Hottingen) wo ihm der Kreis goldlockigter Kinder wie „seine Rosen blühn!"

„Nicht mehr sitz' ich vor euern tugendhaften Weibern, um ihnen „meine Odyssee zu erzählen!"

„Euch alle, treue Menschen, (er führt derselben viele charakteristisch, „aber unter erdichteten Namen an) werde ich nicht mehr sehen und „weit herumirren, ein Grab zu suchen!"

„Ha, ich kann mich ihrer nicht mehr freuen, denn sie hassen mich, „und es wird daran nicht genug sein, sie werden mich auch noch ver„folgen!"

„Grausam ist mein Schicksal für die Zärte meines Herzens; mich „bestimmte zu leichtem Leben die Natur".

„Ich überhob mich nicht im Glück; wie es mich aufhob, erhob ich „meine Seele. Der Sonnenschein meines Glückes reifte Früchte, die „andere pflückten. Ich behielt nur, was meine Mitbürger mir ließen. „Weil mir eckelte, mich in des Staates Dienste einzubetteln, blieb ich auf „dem Werfte. Ich besitze nichts mehr!" — — —

„Mit mir klagen nur wenige Thränen. Unterdrücktes Schluchzen „erschüttert die Brust des treuen Diggelmanns; er verbirgt sich vor sei„nen Gefährten, schleicht gebückten Hauptes den Pfad der Schanze hinauf „und seinem schlummerlosen Auge leuchtet Nachts die Lampe. Er sieht „mit Kummer das liebe Haus des Herrn und die alten Gräber, und mein „Bruder ist ihm dennoch nicht Plage!" — — —

„Meine Freunde haben ihre lieblich blinkenden Augen wie Gestirne „hinter den Wolken vor dem stolpernden Wanderer der Nacht verborgen;

„sie hören mich nur wie steinerne Götzen. Abgewandt wie Windfahnen
„sind sie. Mein Name fällt auf ihr Herz, kalt wie der Mondstrahl,
„oder wie ein Hagelstein. Gestorben sind sie für mich alle. Zürich
„ist für mich Plutos Reich. Werden sie mich jenseits noch erkennen? —
„Man hat ihnen gesagt, schwarz wäre mein Herz, und sie glauben's,
„die Thoren! Sie kennen mich doch nicht von heute nur. Nein! Von
„gutem Stamme fiel der Apfel; es zeichnete durch Tugend sich der
„Ahnen Geschlecht aus und wir verdienten den Namen (Schweizer),
„den wir trugen. Ich befliß mich als Jüngling guter Sitten, und
„war zu jung ich noch, um in den Pflug mit andern gespannt zu wer-
„den, so trabt' ich doch als ein zahmes Füllen nebenbei. Es kannten
„Arme mein Haus und seine offene Thüre". — — —

„Meine Freunde rufen mir zu: „wie, du wärest unser einer und
„wärest nicht zufrieden? Schätzest Ruhe, stillen Genuß deines eignen
„Glückes und deine kostbaren Bürgerrechte nicht so sehr, daß du nicht,
„wie wir hören müssen, dich verlauten lassest, es wäre manches besser
„und gerechter im Staate zu dessen Flor zu machen; als ob der Staat
„gleich einer Statue von Trippel beurtheilt und beide gleich so vollkom-
„men als möglich sein müßten! Wer von Europas Knechten allen
„hat uns nicht Bewunderung gezollt? In unsern Tagen, wo man noch
„recht zu studiren weiß, wog man Gräcias, Roms, Britaniens und
„Amerikas Sentenzen gegen Bruns und sah jene für fremde Pflanzen
„an, die auf unsern Boden nichts taugen, da jedes Klima seine eigne
„Botanik hat. Sieh, wie absurd die Menschenrechte, an die vielleicht
„du glaubest, wenn auf Treu' und Glauben sie veräußert sind und das
„Gegentheil verbriefet, besiegelt und so oft beschworen ist! Ein Eid
„ist ein Eid, er verspreche, was er wolle ... Alle Leute, denen es wohl
„ist, sind ja zufrieden. Gibt es irgendwo Eigensinnige, die, unge-
„achtet der trefflichen Baumeister, die unsern Staatspalast auf ewig,
„wie's noch keine konnten, zu bauen wußten, behaupten, er sei jetzt
„morsch, Zeit und Salpeter hätten die Mauern erschüttert: diesen Nar-
„ren sollten wir erlauben zu untersuchen, damit sie etwa gar aus Bos-
„heit alles zusammenschlagen? Nein, nein! Solche Thoren sind wir

„nicht! — Sieh, so spricht, so schreibt man von dir und wenn du nicht „dich bald und gänzlich besserst, so könnte unbezähmbarer Köpfe Schick„sal dir werden; du könntest, mit deiner Schlafmütze über'm Ohr, „hinter'm Gitter der Wachtstube auf dem Rathhaus, den Zunftgesell„schaften in der Nachbarschaft, selbst Freunden zum Spaße dienen, daß „auch die Bauern, in Zwilchkitteln an dich hinaufgaffend, bald die Frucht „des Raisonirens sähen! Oder wenn auch dein Plauderwesen unser Ma„gistrat für das Delirium eines Thoren, der Maxime nach, halten „sollte, daß alle, die sprechen, nicht handeln dürfen, so wirst du eben „so wenig zu unsern Gesellschaften passen, wie einer in den Rath, der „keinen spanischen Kragen trüge, und so wenig verstanden als der Stadt„schreiber, wenn er ohne Rezitativ unsern Schwörbrief läse oder einer „auf der Kanzel deutsch spräche."

„So warnen mit bitterer Laune meine Freunde mich, und so ernst„lich, als ob zur Ehre der Prophezeiung sie in Erfüllung gehen müßte."

„Was war mein Verbrechen? Mir legte Pflicht und ein heiliger „Eid auf, zu thun, was dem Besten des Staates angemessen wäre und „weil nirgends die schlechten Staatsverwalter dieses lehren, so wollt' ich's „draußen lernen. Ich strebte nach Kühnheit und Vaterlandesbesserung, „vertheidigte den französischen Patriotismus gegen Thoren, die ihn be„schimpften, ahndete ein Staatsverbrechen, an Schaffhausens Unterthanen „begangen, half Bündens Patrioten, ertrug die Lästerungen einer Sy„node nicht, sprach frei von meinen Hoffnungen der Freiheit, gestand „meinen Haß gegen die Aristokratie und mein Gedicht über die franzö„sische Freiheit erwarb mir Feinde. Solche Verbrechen verzeihen Aristo„kraten nicht!" — — —

„Aber wenn das Vaterland, wie der Grieche sagt, nur in gleich„gesinnten Bürgern besteht, und nicht in Mauern und Häusern, so bin „ich frei!"

„Ich kann keiner heiligen Stimme opfern und nicht nach Raths„mandaten denken."

Auf einem andern Blatte heißt es: — — „er wird kommen, der „blutrothe Schlachtmorgen, wo wir Vertriebene die schwersten Felsen auf

„unsere Vaterlandesfeinde wälzen werden (Anspielung auf die Ver-
„bannten bei Morgarten) und uns werden dann die Brüder wieder um-
„armen, die uns jetzt verkennen!“

„Indessen weinen wir im Auslande, wenn wir das Alphorn
„hören.“ — —

An einem andern Orte wieder einlenkend: „da ich mich aber nicht
„will abschrecken lassen, vielmehr mein Häuschen am Zürichbergfuß (das
„damals noch nicht veräußert war) beziehen möchte, so beruhige mich,
„wer es ehrlich mit mir meint; er sage mir, ob ich auf einer Proskrip-
„tionsliste stehe, ob an mir der neuen Meinungen Widerlegung versucht
„werden soll? Ob ich, dem Sperber gleich, zum Schrecken anderer an
„das Scheunenthor genagelt werden soll? Und ob ich wirklich etwas ge-
„dacht, gesagt oder gethan habe, das den Staatsgesetzen oder dem Sinn
„seiner Schriftgelehrten zuwider ist?“ — —

„Ich würde so friedlich, wie der Offizier aus dem Feld in seine
„Garnison, zurückkehren; denn obwohl, wie Homer sagt, Eisen und
„Streit Männer anzieht, so will ich auch mit auf die Zunft gehen im
„Bürgermantel, der heiß im Sommer und im Winter doch nicht warm
„gibt.“ —

An andern Stellen dieser unzusammenhängenden Rhapsodie verwirft
er wieder den Gedanken der Heimkehr:

Da ich schon im Geist die abendrothdurchglühten Schneegebirge
sehe, schreckt ein Wolfsgeruch die Pferde meines Wagens und ich bin zu-
rückgeschreckt durch üble Ahnung. Mir sitzt im Schlaf, wie Füßlis Alp,
auf der Brust ein Schreckengespenst, gekleidet wie eine Leichenbitterin, und
schwerathmend träume ich dann, als spieen alle Drachen, die ab den Zie-
geldächern ihre goldenen Schnauzen strecken, mich mit trüben Regenbächen
an; als dampften tausend Tabakpfeifen mich in eine stinkende Wolke ein,
worin ich nur ein unsichtbares Gelächter höre.“ — — —

„Ich will lieber außen bleiben, als wie ein kopfverzollter Jude un-
„ter muthwilligen Jungen, unter euch sein. Nur immer zu schweigen,
‚wär' auch für einen stoischen Römer schwer!“ ...

„Eine dreizehnköpfigte Hekate ist unsere Konstitution. Lieber alte

„Meinungen ablegen wie alte Kleider, als sie beibehalten; lieber aus „dem Hause ziehen, eh' es fällt“ u. dgl. m.

In wie fern Schweizer diese in der ersten Aufwallung hingeworfenen und zerstreuten Gedanken in ein Ganzes zusammengeschmolzen, nur einen Theil derselben herausgehoben, oder gar nichts davon nach Zürich geschrieben, ist mir unbewußt. Was er sich auch einbilden mochte, seine Freunde blieben ihm treu; sie bedauerten ihn aber, denn sie mußten ihn damals aufgeben, weil sie einsahen, daß ihre Argumente ihn nicht zurückbringen könnten, so lang nicht andere Eindrücke von außen her ihm eine andere Richtung geben würden. Der Zürichputsch [19]) ergieng über ihn in vollem Maß, indeß ihn sein Geschick immer tiefer in den Strom der Revolution hineintrieb.

25.

Mirabeau stirbt. Schweizers Verse auf denselben. Er wendet sich von den Jakobinern, aber nicht von der Revolution weg. Magdalenes Bericht an Lavater über Bergasses magnetische Experimente. Schweizer wird empört über den Triumphzug der Meuterer des Regiments von Chateauvieux.

Im April 1791 beweinte Schweizer mit Paris und ganz Frankreich den Tod seines Freundes Mirabeau, der mitten in seiner glänzenden Laufbahn in Folge seiner Ausschweifungen von einem Entzündungsfieber dahingerafft wurde. Er war in manchen Beziehungen ein Bösewicht gewesen und hatte unendlich viel Unheil gestiftet, allein seines Geistes Kraft und Gewandtheit überwog diese niedrigen Eigenschaften dermaßen, daß selbst seine Feinde, wie er von dem Schauplatz abtrat, ihn vergötterten. Schweizer kannte ihn nur von der bessern Seite und wenn Mirabeau diese geltend machen wollte, war er unwiderstehlich. So schilderte ihn Schweizer in folgenden Zeilen:

Mirabeau im Orkus.

„Herrscher der Schatten, so schläfst auch du, wie Könige schlafen?
„Sieh', dein lustiges Volk wünschet sich Knochen und Mark!
„Mirabeau, hör' ihn, er spricht! Schon lächelte ihme Erynnis
„Und das Gesetzbuch durchsieht Minos, zu mildern sein Loos.
„Wälze der Felsen mehr vor, o Pluto, oder empor dann
„Göttern, denen du grollst, jage den Gallier zu!
„Denn dein düstres Gewölb macht sonst der Rebelle zum Festsaal,
„Droben hingegen zerstört bald er zum Orkus Olymp."

Sein Tod konnte damals auch für Schweizer als ein wahrer Verlust betrachtet werden, denn Mirabeau war eigentlich ein konstitutioneller Monarchist, der jenen durch seine Beredsamkeit von allzu überspannten Freiheitsbegriffen hätte zurückbringen können. Nun aber ließ Schweizer sich noch länger von dem Strome mit fortreißen, bis endlich Marat, Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois und andere dieses Gelichters ihre wüthenden Grundsätze allein geltend machten. Erst jetzt wandte er sich mit Abscheu von den Jakobinern, aber nicht von der Revolution weg, die er, selbst mit ihren unausweichlichen Übeln, immer noch für ein erwünschtes Rettungsmittel der Sache seines Herzens hielt, so lang er nicht offenbare Gräuelthaten begehen sah, die er bald wieder vergaß. Wo er sich an besser geglaubte Revolutionsmänner von neuem anschließen konnte, geschah das mit einem Eifer, den keine eignen Opfer abschrecken konnten.

Es wäre höchst merkwürdig, eine klare Übersicht seiner Verhältnisse in der damaligen Zeit vor Augen zu haben und daraus seinen Ideengang ausmitteln zu können; allein die Gefahr, etwas darüber dem Papier zu vertrauen und der Drang der immer wechselnden Ereignisse gestatteten ihm nicht, ein Tagebuch zu führen, wie er das sonst epochenweise zu thun pflegte und somit sind durchaus keine schriftlichen Dokumente aus jenen verhängnißvollen Tagen mehr vorhanden, die seinen raschen Gang durch die ersten Revolutionsjahre befriedigend beleuchten könnten. Einfluß muß er von Zeit zu Zeit ausgeübt haben; dieses erhellet mitunter auch aus dem besondern und hinlänglich erwiesenen Umstand, daß Schwei=

gegen Bansi geführten Klagen waren nicht ganz unbegründet und daß seine Tochter Babette in Paris wirklich nicht gut aufgehoben war und daselbst eine schlimme Richtung nahm, hat der Erfolg bewiesen; allein dieser Umstand war eigentlich noch nicht eingetreten, und daß derselbe gleichsam bei den Haaren in diese Sache gezogen wurde, zeigte deutlich, wie hier Intriguen gegen Intriguen geschmiedet wurden. Auch hatte die Synode allerdings die Formen des Rechtes verletzt, indem sie den Angeklagten ungehört verurtheilte. Die Spannung zwischen der geistlichen und Civilbehörde hinderte eine genaue Untersuchung und Ausmittlung dieses ärgerlichen Handels; die Synode war nie zu bewegen, ihren Spruch zurückzunehmen, weil Bansi ihre Befugniß bestritten hatte und so blieb dieser seines geistlichen Amtes entsetzt.

Jetzt klagte Bansi in giftigen Libellen gegen den Kirchendespotismus in Graubünden, zog alle Sturmglocken an, berichtete Schweizern, welch himmelschreiendes Unrecht ihm widerfahren und wie sein edler Freund in Paris zugleich mit ihm angeklagt, verläumdet und beschimpft worden sei. Schweizer, der bei jedem Schein von Unrecht aufbrauste, glaubte nun auch befugt zu sein, für seinen Freund und für sich selbst, in die Schranken zu treten. Er schrieb mit dem Eifer beleidigter Ehre und ließ ein Memorial, „Johann Caspar Schweizer, Bürger von Zürich, an die hochwürdigen Herren Präsides und Assessores der letzten Synodalversammlung in Steinsberg“ drucken, worin er gegen die Anschuldigung eines Kinderkaufes mit den kühnsten Worten protestirte und die Synode aufforderte, ihr Urtheil gegen Bansi, „das unter andern auf einem so auffallend falschen und absurden Klagepunkt mitberuhe“, zurückzunehmen, damit er selbst nicht genöthigt werde, „durch seine Landesobrigkeit eidsgenössische Rechtsempfehlung zu verlangen“.

Auch Bansis Frau, Ursine Lorsa, ließ eine „Klage an das Publikum“ drucken, worin sie kund that, daß ihre Tochter mit mütterlicher Einwilligung nach Zürich gekommen und ihre Dankbarkeit gegen die Pflegeltern derselben öffentlich ausspricht.

Schweizers Memorial wurde nicht anders beachtet, als daß ihm der Dekan Kind von Chur berichtetete, die hochwürdige Synode habe

die Klage, den vorgeblichen Kinderfrevel betreffend, ihren Akten nicht einverleibt und ihren Spruch auf andere Angaben gestützt und gefällt.

Schweizer hielt es unter seiner Würde, auf eine solche bloß halb-officielle Mittheilung zu antworten; da wandte die Synode sich mit einer Retorquationsklage gegen ihn an die Regierung von Zürich.

Dadurch wurde Schweizer noch mehr erbittert. Von Bansi aufgehetzt, lehnte er hinwieder die Befugniß der züricher Regierung in einer Sache ab, „die er selbst als Beleidigter und Kläger begonnen und welche nur vor das forum domicilii seiner Beleidiger gehöre“. Somit schrieb er (April 1791) ein Memorial von 43 Seiten „an die Herren Häupter und Räthe der drei Bünde“, worin er das unstatthafte Verfahren der Synode mit den Waffen der ausgesuchtesten Rhetorik angriff und Genugthuung forderte.

Aber auch dieses zweite Memorial hatte keine andere Folge, als daß Schweizer sich dadurch neue Feinde zuzog.

24.

Mißstimmung in Zürich gegen Schweizer; seine Empfindungen darüber.

In Zürich mußte zufolge der damals bestehenden Einrichtungen nicht bloß die Regierung, sondern auch der größte Theil der Bürgerschaft den Grundsätzen der französischen Revolution und allen denjenigen abgeneigt sein, die derselben das Wort redeten. Schweizer war schon früher daselbst als ein Schwindelkopf beurtheilt und, mitunter ganz verkannt, seine Niederlassung in Paris bekrittelt und die Abtretung seiner zürcher Handlung vielfältig besprochen worden. Wie nun noch seine Verflechtung in den Prozeß des Pfarrers Bansi, der als ein wüthender Demagoge verrufen war und endlich, nebst Aufzählung aller in Paris verübten Gräuel, sogar bekannt wurde, daß Schweizer sich in die Uniform der Nationalgarde gesteckt und den Montmartre befestigt habe, so erhoben sich vielfältige Stimmen, die das Anathem über ihn aussprachen und

selbst gutmüthige Leute hielten ihn für einen Mann, der in so schwierigen Zeitläufen seinem Vaterlande leicht gefährlich werden könnte. Das vielzüngige Gerücht entstellte und vergrößerte seine vermeinte Schuld; er war in der öffentlichen Meinung seiner Vaterstadt als ein Rebelle gleichsam geächtet.

Seine Freunde, die freilich seine unvorsichtigen Spekulationen und seine Theilnahme an der Revolution ebenfalls nicht billigen konnten, versuchten, jedoch mit wenig Erfolg, ihn überall zu entschuldigen. Wie aber seine Briefe seltener und dabei die heimischen Formen immer schärfer rügend, dagegen in Zürich seine Handlungen als immer strafbarer geschildert wurden, glaubten sie sich verpflichtet, ihm Kenntniß von der gegen ihn herrschenden Stimmung zu geben und ihn zu warnen, in der Hoffnung, den Schwärmer vielleicht wieder von seinen Verirrungen zurückzubringen.

Schweizer wurde durch diese wohlmeinenden Mittheilungen heftig erschüttert. Er hatte nie geglaubt, der zürcherischen Regierung, geschweige denn seinen Mitbürgern von seinem Treiben in Paris Rechenschaft schuldig zu sein. Er war sich keiner andern als edler Zwecke bewußt. Wenn auch nicht zu ruhiger und unbefangener Beobachtung geeignet, erkannte er doch, in dem Mittelpunkte der revolutionären Wirksamkeit stehend, die Wichtigkeit der Zeit weit früher, als man dieselbe in der Schweiz zu würdigen verstand, sowie die ungeheuren Mittel, die für Umgestaltung der ganzen Welt in Bewegung gesetzt wurden. Die Mißstimmung der Revolutionsbeförderer gegen die aristokratischen Schweizerkantone entgieng seinen Blicken nicht, und wenn er Winke nach Zürich sandte, wie hier eine allmählige, dem Geist der Zeit angemessene Veränderung der politischen Formen immer dringlicher werde, damit nicht, trotz dem Schutz aller übrigen europäischen Mächte, eine solche gewaltsam durchgesetzt werde, so wußte er dagegen in Paris, woselbst er epochenweise bedeutenden Einfluß hatte, manches Ungewitter, das gegen die Schweiz sich erheben wollte, zu beschwören oder unschädlich abzuleiten; denn ungeachtet seiner häufigen spaßhaften Ausfälle gegen unsere Kleinstädterei war er seinem Vaterlande mit aufrichtiger und treuer Liebe zugethan.

Dieses Bewußtsein, nur das Gute zu wollen und dasselbe nach seinen Einsichten befördert zu haben, wurde jetzt durch die Mittheilungen und Warnungen seiner Freunde zu lebhaftem Gefühl gesteigert, das in einem Gemisch von Wehmuth, Entrüstung und spöttischem Trotz in seinem ohnehin bewegten Gemüth aufkochte. Er hatte den Gedanken noch nicht ganz aufgegeben, wenn die Sachen in Frankreich eine schlimme Wendung nehmen sollten, sich nach Zürich zurückzuziehen. Nun aber glaubte er sich in der Vaterstadt verkannt, verrathen und selbst in Gefahr, wenn er dahin zurückkehren sollte, mißhandelt zu werden. Seine aufgeschreckte Phantasie vergrößerte alles.

An einem trüben Herbstmorgen lief er einsam in dem Garten der Tuilerien umher und haderte mit seinem Schicksal. Er beschloß, sich zu rechtfertigen. Seine Klagen ergossen sich in poetischen Formen. Es ist noch ein Umschlag „meine Verbannung, mein Schicksal" überschrieben, aus jener Zeit vorhanden, in welchem auf einzelnen unzusammenhängenden Blättern der Ausdruck seiner damaligen Stimmung zu erkennen ist. Diese flüchtigen, kaum leserlichen Aeußerungen, die bald an Lavater, bald an Bürkli oder andere gerichtet werden sollten, sind in psychologischer Beziehung so bedeutend, daß einzelne Stellen derselben hier angeführt zu werden verdienen.

Er läßt sich zuerst vernehmen, wie seine Wünsche nach der Heimat gerichtet waren, dann heißt es:

„Aber nun halt' ich in zitternden Händen den Brief ewiger Ver„bannung, die Vorwürfe meiner Freunde, und reiße mich laut weinend „von den Gefährten meines Unglücks, von meinem lockengeschmückten „Weibe, von meinem pockennarbigten Gesellen (Jeanneret) los, um ein„sam in dem rothbelaubten Tuilerienwalde meinen Jammer in das Ge„seufze der Turteltauben zu verhauchen. Es schleichen zauberische Ge„stalten herbei, von denen ich mein Auge wegwenden muß ......"

Jetzt sieht er die heimische Natur in ihrer eigenthümlichen Schönheit sich entfalten; die Szenen der Vergangenheit gleiten an seiner Phantasie vorüber und er ruft aus:

„Aber ich darf mich den abendrothverliebten Schneegebirgen nicht

„nähern, darf meine Freunde nicht sehen, nicht meine Heimat, nicht „mein Haus; ein anderer wird es besitzen! Ich muß zurückgehen und „fragen: welches Land nimmt den Verbannten auf, den Urtheilsver= „fluchten? Wo bin ich Bürger?"

„Euch werd' ich nicht mehr sehen, scheue Töchter der Limmat, die „Blumenhäupter auf schönem Nacken spiegeln, deren blaue Augen, blonde „Locken und weiße Busen jeden bezaubern [18]).

„Nicht mehr besuche ich des verbrüderten Freundes (Casp. Schult= „heß) Garten (in Hottingen) wo ihm der Kreis goldlockigter Kinder wie „seine Rosen blühn!"

„Nicht mehr sitz' ich vor euern tugendhaften Weibern, um ihnen „meine Odyssee zu erzählen!"

„Euch alle, treue Menschen, (er führt derselben viele charakteristisch, „aber unter erdichteten Namen an) werde ich nicht mehr sehen und „weit herumirren, ein Grab zu suchen!"

„Ha, ich kann mich ihrer nicht mehr freuen, denn sie hassen mich, „und es wird daran nicht genug sein, sie werden mich auch noch ver= „folgen!"

„Grausam ist mein Schicksal für die Zärte meines Herzens; mich „bestimmte zu leichtem Leben die Natur".

„Ich überhob mich nicht im Glück; wie es mich aufhob, erhob ich „meine Seele. Der Sonnenschein meines Glückes reifte Früchte, die „andere pflückten. Ich behielt nur, was meine Mitbürger mir ließen. „Weil mir eckelte, mich in des Staates Dienste einzubetteln, blieb ich auf „dem Werfte. Ich besitze nichts mehr!" — — —

„Mit mir klagen nur wenige Thränen. Unterdrücktes Schluchzen „erschüttert die Brust des treuen Diggelmanns; er verbirgt sich vor sei= „nen Gefährten, schleicht gebückten Hauptes den Pfad der Schanze hinauf „und seinem schlummerlosen Auge leuchtet Nachts die Lampe. Er sieht „mit Kummer das liebe Haus des Herrn und die alten Gräber, und mein „Bruder ist ihm dennoch nicht Plage!" — — —

„Meine Freunde haben ihre lieblich blinkenden Augen wie Gestirne „hinter den Wolken vor dem stolpernden Wanderer der Nacht verborgen;

„sie hören mich nur wie steinerne Götzen. Abgewandt wie Windfahnen „sind sie. Mein Name fällt auf ihr Herz, kalt wie der Mondstrahl, „oder wie ein Hagelstein. Gestorben sind sie für mich alle. Zürich „ist für mich Plutos Reich. Werden sie mich jenseits noch erkennen? — „Man hat ihnen gesagt, schwarz wäre mein Herz, und sie glauben's, „die Thoren! Sie kennen mich doch nicht von heute nur. Nein! Von „gutem Stamme fiel der Apfel; es zeichnete durch Tugend sich der „Ahnen Geschlecht aus und wir verdienten den Namen (Schweizer), „den wir trugen. Ich befliß mich als Jüngling guter Sitten, und „war zu jung ich noch, um in den Pflug mit andern gespannt zu wer„den, so trabt' ich doch als ein zahmes Füllen nebenbei. Es kannten „Arme mein Haus und seine offene Thüre". — — —

„Meine Freunde rufen mir zu: „wie, du wärest unser einer und „wärest nicht zufrieden? Schätzest Ruhe, stillen Genuß deines eignen „Glückes und deine kostbaren Bürgerrechte nicht so sehr, daß du nicht, „wie wir hören müssen, dich verlauten lassest, es wäre manches besser „und gerechter im Staate zu dessen Flor zu machen; als ob der Staat „gleich einer Statue von Trippel beurtheilt und beide gleich so vollkom„men als möglich sein müßten! Wer von Europas Knechten allen „hat uns nicht Bewunderung gezollt? In unsern Tagen, wo man noch „recht zu studiren weiß, wog man Gräcias, Roms, Britaniens und „Amerikas Sentenzen gegen Bruns und sah jene für fremde Pflanzen „an, die auf unsern Boden nichts taugen, da jedes Klima seine eigne „Botanik hat. Sieh, wie absurd die Menschenrechte, an die vielleicht „du glaubest, wenn auf Treu' und Glauben sie veräußert sind und das „Gegentheil verbriefet, besiegelt und so oft beschworen ist! Ein Eid „ist ein Eid, er verspreche, was er wolle ... Alle Leute, denen es wohl „ist, sind ja zufrieden. Gibt es irgendwo Eigensinnige, die, unge„achtet der trefflichen Baumeister, die unsern Staatspalast auf ewig, „wie's noch keine konnten, zu bauen wußten, behaupten, er sei jetzt „morsch, Zeit und Salpeter hätten die Mauern erschüttert: diesen Nar„ren sollten wir erlauben zu untersuchen, damit sie etwa gar aus Bos„heit alles zusammenschlagen? Nein, nein! Solche Thoren sind wir

„nicht! — Sieh, so spricht, so schreibt man von dir und wenn du nicht „dich bald und gänzlich besserst, so könnte unbezähmbarer Köpfe Schick= „sal dir werden; du könntest, mit deiner Schlafmütze über'm Ohr, „hinter'm Gitter der Wachtstube auf dem Rathhaus, den Zunftgesell= „schaften in der Nachbarschaft, selbst Freunden zum Spaße dienen, daß „auch die Bauern, in Zwilchkitteln an dich hinaufgaffend, bald die Frucht „des Raisonirens sähen! Oder wenn auch dein Plauderwesen unser Ma= „gistrat für das Delirium eines Thoren, der Maxime nach, halten „sollte, daß alle, die sprechen, nicht handeln dürfen, so wirst du eben „so wenig zu unsern Gesellschaften passen, wie einer in den Rath, der „keinen spanischen Kragen trüge, und so wenig verstanden als der Stadt= „schreiber, wenn er ohne Rezitativ unsern Schwörbrief läse oder einer „auf der Kanzel deutsch spräche."

„So warnen mit bitterer Laune meine Freunde mich, und so ernst= „lich, als ob zur Ehre der Prophezeiung sie in Erfüllung gehen müßte."

„Was war mein Verbrechen? Mir legte Pflicht und ein heiliger „Eid auf, zu thun, was dem Besten des Staates angemessen wäre und „weil nirgends die schlechten Staatsverwalter dieses lehren, so wollt' ich's „draußen lernen. Ich strebte nach Kühnheit und Vaterlandesbesserung, „vertheidigte den französischen Patriotismus gegen Thoren, die ihn be= „schimpften, ahndete ein Staatsverbrechen, an Schaffhausens Unterthanen „begangen, half Bündens Patrioten, ertrug die Lästerungen einer Sy= „node nicht, sprach frei von meinen Hoffnungen der Freiheit, gestand „meinen Haß gegen die Aristokratie und mein Gedicht über die franzö= „sische Freiheit erwarb mir Feinde. Solche Verbrechen verzeihen Aristo= „kraten nicht!" — — —

„Aber wenn das Vaterland, wie der Grieche sagt, nur in gleich= „gesinnten Bürgern besteht, und nicht in Mauern und Häusern, so bin „ich frei!"

„Ich kann keiner heiligen Stimme opfern und nicht nach Raths= „mandaten denken."

Auf einem andern Blatte heißt es: — — „er wird kommen, der „blutrothe Schlachtmorgen, wo wir Vertriebene die schwersten Felsen auf

„unsere Vaterlandesfeinde wälzen werden (Anspielung auf die Ver-
„bannten bei Morgarten) und uns werden dann die Brüder wieder um-
„armen, die uns jetzt verkennen!"

„Indessen weinen wir im Auslande, wenn wir das Alphorn
„hören." — —

An einem andern Orte wieder einlenkend: „da ich mich aber nicht
„will abschrecken lassen, vielmehr mein Häuschen am Zürichbergfuß (das
„damals noch nicht veräußert war) beziehen möchte, so beruhige mich,
„wer es ehrlich mit mir meint; er sage mir, ob ich auf einer Proskrip-
„tionsliste stehe, ob an mir der neuen Meinungen Widerlegung versucht
„werden soll? Ob ich, dem Sperber gleich, zum Schrecken anderer an
„das Scheunenthor genagelt werden soll? Und ob ich wirklich etwas ge-
„dacht, gesagt oder gethan habe, das den Staatsgesetzen oder dem Sinn
„seiner Schriftgelehrten zuwider ist?" — —

„Ich würde so friedlich, wie der Offizier aus dem Feld in seine
„Garnison, zurückkehren; denn obwohl, wie Homer sagt, Eisen und
„Streit Männer anzieht, so will ich auch mit auf die Zunft gehen im
„Bürgermantel, der heiß im Sommer und im Winter doch nicht warm
„gibt." —

An andern Stellen dieser unzusammenhängenden Rhapsodie verwirft
er wieder den Gedanken der Heimkehr:

Da ich schon im Geist die abendrothdurchglühten Schneegebirge
sehe, schreckt ein Wolfsgeruch die Pferde meines Wagens und ich bin zu-
rückgeschreckt durch üble Ahnung. Mir sitzt im Schlaf, wie Füßlis Alp,
auf der Brust ein Schreckengespenst, gekleidet wie eine Leichenbitterin, und
schweratmend träume ich dann, als spieen alle Drachen, die ab den Zie-
geldächern ihre goldenen Schnauzen strecken, mich mit trüben Regenbächen
an; als dampften tausend Tabakpfeifen mich in eine stinkende Wolke ein,
worin ich nur ein unsichtbares Gelächter höre." — — —

„Ich will lieber außen bleiben, als wie ein kopfverzollter Jude un-
„ter muthwilligen Jungen, unter euch sein. Nur immer zu schweigen,
‚wär' auch für einen stoischen Römer schwer!" ...

„Eine dreizehnköpfigte Hekate ist unsere Konstitution. Lieber alte

„Meinungen ablegen wie alte Kleider, als sie beibehalten; lieber aus „dem Hause ziehen, eh' es fällt“ u. dgl. m.

In wie fern Schweizer diese in der ersten Aufwallung hingeworfenen und zerstreuten Gedanken in ein Ganzes zusammengeschmolzen, nur einen Theil derselben herausgehoben, oder gar nichts davon nach Zürich geschrieben, ist mir unbewußt. Was er sich auch einbilden mochte, seine Freunde blieben ihm treu; sie bedauerten ihn aber, denn sie mußten ihn damals aufgeben, weil sie einsahen, daß ihre Argumente ihn nicht zurückbringen könnten, so lang nicht andere Eindrücke von außen her ihm eine andere Richtung geben würden. Der Zürichputsch [19]) ergieng über ihn in vollem Maß, indeß ihn sein Geschick immer tiefer in den Strom der Revolution hineintrieb.



25.

Mirabeau stirbt. Schweizers Verse auf denselben. Er wendet sich von den Jakobinern, aber nicht von der Revolution weg. Magdalenes Bericht an Lavater über Bergasses magnetische Experimente. Schweizer wird empört über den Triumphzug der Meuterer des Regiments von Chateauvieux.

Im April 1791 beweinte Schweizer mit Paris und ganz Frankreich den Tod seines Freundes Mirabeau, der mitten in seiner glänzenden Laufbahn in Folge seiner Ausschweifungen von einem Entzündungsfieber dahingerafft wurde. Er war in manchen Beziehungen ein Bösewicht gewesen und hatte unendlich viel Unheil gestiftet, allein seines Geistes Kraft und Gewandtheit überwog diese niedrigen Eigenschaften dermaßen, daß selbst seine Feinde, wie er von dem Schauplatz abtrat, ihn vergötterten. Schweizer kannte ihn nur von der bessern Seite und wenn Mirabeau diese geltend machen wollte, war er unwiderstehlich. So schilderte ihn Schweizer in folgenden Zeilen:

Mirabeau im Orkus.

„Herrscher der Schatten, so schläfst auch du, wie Könige schlafen?
„Sieh', dein lustiges Volk wünschet sich Knochen und Mark!
„Mirabeau, hör' ihn, er spricht! Schon lächelte ihme Erynnis
„Und das Gesetzbuch durchsieht Minos, zu mildern sein Loos.
„Wälze der Felsen mehr vor, o Pluto, oder empor dann
„Göttern, denen du grollst, jage den Gallier zu!
„Denn dein düstres Gewölb macht sonst der Rebelle zum Festsaal,
„Droben hingegen zerstört bald er zum Orkus Olymp."

Sein Tod konnte damals auch für Schweizer als ein wahrer Verlust betrachtet werden, denn Mirabeau war eigentlich ein konstitutioneller Monarchist, der jenen durch seine Beredsamkeit von allzu überspannten Freiheitsbegriffen hätte zurückbringen können. Nun aber ließ Schweizer sich noch länger von dem Strome mit fortreißen, bis endlich Marat, Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois und andere dieses Gelichters ihre wüthenden Grundsätze allein geltend machten. Erst jetzt wandte er sich mit Abscheu von den Jakobinern, aber nicht von der Revolution weg, die er, selbst mit ihren unausweichlichen Übeln, immer noch für ein erwünschtes Rettungsmittel der Sache seines Herzens hielt, so lang er nicht offenbare Gräuelthaten begehen sah, die er bald wieder vergaß. Wo er sich an besser geglaubte Revolutionsmänner von neuem anschließen konnte, geschah das mit einem Eifer, den keine eignen Opfer abschrecken konnten.

Es wäre höchst merkwürdig, eine klare Übersicht seiner Verhältnisse in der damaligen Zeit vor Augen zu haben und daraus seinen Ideengang ausmitteln zu können; allein die Gefahr, etwas darüber dem Papier zu vertrauen und der Drang der immer wechselnden Ereignisse gestatteten ihm nicht, ein Tagebuch zu führen, wie er das sonst epochenweise zu thun pflegte und somit sind durchaus keine schriftlichen Dokumente aus jenen verhängnißvollen Tagen mehr vorhanden, die seinen raschen Gang durch die ersten Revolutionsjahre befriedigend beleuchten könnten. Einfluß muß er von Zeit zu Zeit ausgeübt haben; dieses erhellet mitunter auch aus dem besondern und hinlänglich erwiesenen Umstand, daß Schwei-

zer es war, der gegen das Ende des Jahrs 1791 beauftragt wurde, die geheime Lokal=Instruktion für den nach der Schweiz ernannten Botschafter Barthelemy aufzusetzen.

In diesen stürmischen Zeiten wagte Magdalene sich selten aus ihrer Wohnung hervor, wo sie ohnehin, von discutirenden Männern umgeben, von all dem Getreibe der Faktionen genug hörte, um sich lieber mit andern Gegenständen zu beschäftigen. Bergasse, dem seine gemäßigten Grundsätze nicht gestatteten, sich in der Revolution weiterhin hervorzuthun und welcher vielleicht bereute, ein erster Beförderer derselben gewesen zu sein, war ein großer Freund des Mesmerischen Magnetismus und hatte durch fortgesetzte Proben an einem dafür empfänglichen Subjekte, der damals durch ihn berühmt gewordenen Therese, diese auf die höchste Stufe des Somnambülismus gebracht. Magdalene, deren reizbare Nerven für ähnliche Experimente geeignet waren und welche sich in dem mystischen Helldunkel ungewöhnlicher Naturerscheinungen gefiel, unterhielt sich, während die Männer politisirten, mit Bergasse gern über solche Phänomene und hat davon einige Erinnerungen aufbewahrt. In einem später im Jahr 1794 an Lavater geschriebenen Briefe erzählt sie diesem von dem Wundermanne folgendes:[20])

„Ich sahe eins der eignisten und sonderbarsten Wesen, einer der „jetzigen Députés. Dieser mann besitzt une flexibilité de nerfs „étonnante, il est grand magnétiseur, en remuant les doigts „il devine les caractères avec lesquels il est en rapport, absent ou présent; il me disoit de penser à quelcun, sans lui dire à qui, et c'étoit à mon mari que je pensais, et il me fit le portrait le plus exacte de son caractère après je pensais à toi et il me disait, cet Être écrit dans ce moment et son ame est calme et contente et son expression rayonnante, et „je crois que c'est à Lavater que tu penses. L'athmosphère „vénimeuse des êtres méchants lui fait tellement mal, qu'il „est obligé de repousser ces Êtres là. Cet homme a une „excellente physionomie.“

In ihren hinterlassenen Schriften erzählt Magdalene auch noch folgende den Magnetismus betreffende Anekdote:

„La princesse de Bourbon fut la plus aimable catin du „ciel; elle passait sa vie à faire du bien et à aimer. Je fus „avec elle chez une somnambule et celle-cy, dès qu'elle „l'aperçut, lui dit dans son langage de somnambulisme: comme „ton ame est belle et les méchants te condamnent, parce „que tu as eû des foiblesses pour les hommes! Ils ne font „point de cas de la virginité de ton ame, et c'est à elle seule „que l'on doit faire attention. Belle et angélique ame, ap„proche toi de mon lit et touche ma main! O, comme ton „émanation me délecte! Je n'ay qu'un reproche à te faire: „tu fais des excès de vertu. Rappelle toi que St. Paul dit: „soyez sages avec modération et toi, tu te prives du neces„saire, pour donner tout aux pauvres. Et cela étoit vrai; la „princesse les visitait elle même. Je fus une fois avec elle „chez une pauvre, qui demeurait dans un chenil infecté. La „princesse la tira immédiatement de sa misère."

So schwärmte die gute Magdalene und Schweizer ließ sie gewähren. Er hatte ganz andere Beobachtungen zu machen und seine Seele ward allmählig von traurigen Ahnungen verdüstert. Er mußte sehen, wie Männer, die er verehrte und welche sich bestrebten, die feierlich beschworene Verfassung in ihrer Würde aufrecht zu erhalten, mit dieser selbst zu Boden getreten wurden, wie alle Ordnung und rechtmäßige Gewalt unterdrückt war, wie in dem Chaos der mit grenzenloser Heftigkeit einander bekämpfenden Parteien die frechste Anarchie immer mehr die Oberhand gewann, und wie tägliche Opfer ihrer steigenden Wuth unter dem Beile des Henkers fielen; wie selbst die Stellvertreter der Nation, durch den Einfluß mächtiger Bösewichter in ihrer Mitte und durch das verwirrte Geschrei eines aufgehetzten, raub- und blutgierigen Pöbels unterjocht, die schändlichsten Handlungen nicht bloß billigten, sondern dieselben sogar wie Triumphe feierten.

Vorzüglich empörte ihn der eckelhafte Pomp, womit die Soldaten

des Schweizerregimentes von Chateauvieur, welche ein Jahr zuvor in Nancy gegen ihre Offiziere rebellirt, dieselben mißhandelt und bestohlen und gräßliche Ausschweifungen begangen hatten, die durch das Standrecht der Schweizerregimenter von Vigier und Castella als Meuterer und Diebe zur Galeerenstrafe verurtheilt worden waren, nunmehr aus den verdienten Ketten befreit, nach Paris berufen, der Ehre der Sitzung in der Nationalversammlung theilhaftig, in einer lächerlichen Prozession (im April 1792) durch die ganze Stadt zur Schau geführt und auf dem nämlichen Märzfelde, wo sie den Eid geschworen, den sie nachher mit Füßen traten, als Märtyrer der Freiheit verherrlicht wurden.

An diesem Tage flüchtete Schweizer sich wieder in den Garten der Tuilerien und hauchte daselbst seine tiefe Wehmuth und Entrüstung in einer noch vorhandenen Elegie aus. Er heißt darin diese Soldaten von Chateauvieur

. . . . „Verworfene, die sonst des Henkers Karre führt,“
welche „Themis, wo ihr Recht noch herrschte,
. . . . „Mit dem Fuß zu Staube trät'!“

Dann ruft er aus:

„Edle Gallier, am Vaterlandsaltare
„So hoch erhebend jüngst das Schwert,
„Als zum Befreier Zeus ihr stolze Eide schwuret,
„Die aber jetzt mit rohem Stab
„Durch's Joch der Anarchie ein niedrer Schreier treibt,
„Ihr fühlt jetzt, welche Tyrannei
„Den Dolch des Römers heischt und Tells gefüllten Köcher!
„Hervor denn, Männer, aus den Reih'n!“ u. s. w.

Aber die Männer, welche aus den Reihen traten, waren die Jakobiner, unterstützt von der Hefe des verruchtesten Pöbels und durch die von Marseille herbeigerufenen Mörderhaufen. Ihre Raserei wurde noch gesteigert durch den Andrang fremder Heere, welche von außen her die Ordnung herstellen und den König wieder in seine Rechte einsetzen sollten, und durch die auf den eiteln Geist der Franzosen nicht klug berechnete Proklamation des Herzogs von Braunschweig. Die königliche Macht war bereits zum Schatten herabgewürdigt; das Komplott, den Monarchen

in seinem Palast zu überfallen und ihn mit seiner ganzen Familie zu ermorden, wurde öffentlich besprochen. Kein rechtlicher Mensch war seines Lebens von heut auf morgen mehr sicher.

Noch immer wandelte Schweizer furchtlos in Paris umher. Er horchte, er beobachtete, er band sogar mit den Marseillanern, die er verabscheute, an, um immer zu erfahren, was vorgieng, um vielleicht noch irgendwo eine Gräuelthat hindern zu können. Der sanfte gleichmüthige König war früher sein Held nicht gewesen; nun aber bedauerte er diesen unglücklichen Monarchen aufrichtig und war für sein Schicksal besorgt [21]).

26.

Bremond versteckt eine Kasse in Schweizers Wohnung. Der Kammerdiener und die Haushälterin bestehlen dieselbe und kaufen sich ein Nationalgut.

In Schweizers Haus trafen damals nur noch gemäßigte Leute und solche zusammen, die Ludwig XVI. hätten retten mögen. Unter diesen befand sich Terrier de Monciel, der bei dem öftern Ministerwechsel einige Wochen und über den 20. Juni 1792, da der Pöbel in die Tuilerien eingebrochen und dem König die rothe Mütze auf das Haupt gesetzt hatte, Minister des Innern war.

Ein anderer Freund des Schweizerischen Hauses, der Herzog von Liancourt, kommandirte in Rouen und hatte daselbst den Plan gemacht, die königliche Familie wo möglich noch vor dem Ausbruch der Jakobinerverschwörung nach Rouen, nöthigenfalls gar nach England hinüber zu entführen und zu retten. Monciel, mit Liancourt einverstanden, betrieb diese Angelegenheit gegen Ende Julis in Paris. Das Geld wurde dabei nicht gespart; die Partei des Hofes füllte zu diesem Zweck eine Kasse mit Gold und stellte dieselbe zu Monciels Verfügung. Bremond, der immer bei Schweizer steckte, um zu erspähen, ob nichts für ihn zu thun und zu gewinnen sei, hatte sich bereits bei Monciel eingeschmeichelt, wie

er sich bei gegebenem Anlaß eben so gut an einen Marat oder Collot d'Herbois gehalten hätte; er wurde nun seiner Pfiffigkeit wegen von jenem als Unterhändler gebraucht und ihm sogar die Kasse anvertraut.

Die Jakobiner, welche überall ihre Spione hatten, bekamen Wind von diesem Plane und von einer zur Ausführung desselben bestimmten Kasse, ohne jedoch der Sache noch ganz auf der Spur zu sein. Bremond sah sich beobachtet und mußte alle vier und zwanzig Stunden mit seiner Kasse aus einem Haus in's andere ziehen, weil niemand ein so gefährliches Depositum unter seinem Dache dulden wollte. Endlich fand er für rathsam, dasselbe bei Schweizer unterzubringen und dieser, dem gar nicht beifiel, welche Folgen daraus für ihn erwachsen könnten, war gleich bereit, dem Wunsche zu entsprechen. Die Kasse ward bei Nacht und Nebel in Schweizers Wohnung gebracht, in das Comptoir gestellt, als gehöre sie der Handlung, und Bremond kam nun einige Abende hintereinander durch die Dämmerung herbei geschlichen, schloß die verhängnißvolle Kiste auf, worin kleine seidene Beutel mit 10, 15 bis 20 Louisdors gefüllt, auf einem Haufen lagen, steckte deren so viel ein, als er glaubte nöthig zu haben und begab sich dann in die Vorstadt St. Antoine, um daselbst die Schreier und Anführer des Pöbels durch Bestechung zu gewinnen.

Allein der König wollte sich lieber aufopfern, als zum zweitenmal die Flucht ergreifen. Diese wäre auch unausführbar gewesen, denn der Plan ward vollends entdeckt und die Urheber desselben stoben auseinander und flüchteten sich über die Grenzen. Nur Bremond, der die Kasse nicht mitnehmen konnte und sie doch nicht im Stich lassen wollte, blieb zurück und zitterte, jeden Augenblick ergriffen und hingerichtet zu werden.

Schweizer, obgleich er Gefahr lief, in diesen Handel mit verwickelt zu werden, hielt den Intriganten über acht Tage in seinem Hause versteckt, bis es ihm gelang, demselben einen Paß, der 30,000 Franken gekostet haben soll, zu verschaffen, womit Bremond entwischte, und sich zum General Dumouriez, an den ihn Schweizer empfohlen hatte, und alsdann von der Armee nach England begab. Die Kasse blieb, noch mehr als zur Hälfte voll, auf dem Comptoir stehen.

Schweizer glaubte sich auf die Treue seiner Dienstboten, die alles, was vorgefallen, beobachtet hatten, um so eher verlassen zu dürfen, als sie stets von ihm und Magdalene mit der größten Freundlichkeit und Freigebigkeit waren behandelt worden. Er hatte den Sohn der Haushofmeisterin Jahre lang und auf seine Kosten bei Fiesinger im Zeichnen unterrichten lassen und wie ein Vater für ihre übrigen Kinder gesorgt.

Eines Morgens aber trat der Kammerdiener Mangin in Schweizers Zimmer und sprach: „**monsieur, vous savez, qu'il y a une „guillotine, vous savez aussi quelle caisse M. Bremond a dé„posé chez voux. Je veux en avoir ma part, ou de ce pas „je vais vous dénoncer.**“ Und abgeredetermaßen hatte die Hausmeisterin Finot sich in der nämlichen Minute zu Magdalene begeben und sie durch die gleiche Erklärung überrascht.

Schweizer und Magdalene sahen sich verrathen und auf eine Weise bedroht, welche den geringsten Widerstand unmöglich, sogar verderblich gemacht hätte. Mangin und die Finot wurden in das Comptoir geführt, die Kasse, zu welcher Bremond den Schlüssel zurückgelassen, ward aufgemacht, die Verräther packten des Goldes so viel ein, als sie fortschleppen konnten, verließen auf der Stelle das Haus, verheiratheten sich mit einander und kauften sich aus dem Raub ein Nationalgut unweit von Paris, wo sie von nun an auf einem von Emigranten verlassenen Schlosse ein bequemes Leben führten.

Dieser verruchten Handlung gedachte die gute Magdalene in ihren hinterlassenen Schriften nur beiläufig mit folgenden Worten;

„**Nos deux domestiques ont décampé avec de l'argent „confié, après avoir été huit ans à notre service, avec trois „enfants, que nous avons élevé. La femme étoit d'une aimable „douceur jusqu'à l'époque de la révolution, pourlors elle s'est „comportée en veritable furie.**“

Den Überrest des königlichen Geldes, der noch 5000 Louisdors betrug, nahm Jeanneret, von Bremond dazu beauftragt, in die Handlung, wo derselbe in kurzer Zeit mit den letzten Geldern der Firma verspekulirt worden ist und wozu auch Jean Claude Picquet mitgeholfen hat.

27.

Der 10. August 1792. Schweizer rettet mit Gefahr seines eignen Lebens dasjenige vieler Landsleute aus der Garde.

Schweizer wußte mit ganz Paris, welche Gräuelszenen vorbereitet wurden. Das Gewitter, welches immer dunkler und drohender sich über Frankreichs Hauptstadt zusammen geballt hatte, brach endlich am 10. August 1792 aus. Der losgebundene Pöbel, aufgehetzt von seinen strafbaren Führern, verstärkt durch die Kanibalenhorden der Marseillaner, erstürmte den Palast seines Königs und nöthigte diesen Märtyrer der edelsten Grundsätze, sich den grimmigsten Feinden seiner geheiligten Person mit seiner ganzen Familie gleich Opferlämmern zu überliefern. Seine Anhänger wurden zerstreut oder ermordet und die Schweizergarde vergoß ihr Heldenblut auf den zertrümmerten Stufen des zusammensinkenden Thrones, unerschütterlich treu bis in den Tod.

Schweizer blieb an diesem fürchterlichen Tage in seiner Wohnung verschlossen. Auch seinem Leben drohte Gefahr, die er nicht gescheut hätte, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, irgend ein Verbrechen zu verhüten. Aber, allein und für den Augenblick abgeschnitten von allen besser gesinnten Menschen, vermochte er nichts, durchaus nichts zu thun und mußte bei seiner eingeschüchterten Gattin und während die Scheiben seiner Fenster von dem Donner des groben Geschützes erklirrten, gefoltert von den schmerzlichsten Gefühlen, den Ausgang dieser schrecklichen Mordszene erwarten.

In der Dämmerung des Abends und wie das Schießen nachließ, vermochte er nicht länger im Hause zu verweilen. Es drängte ihn hinaus, er mußte sich erkennen.

Da trat ein junger Zürcher, J. Conrad Stocker, der, unbewußt was vorgieng, am Morgen unter die anrückenden Wütheriche gerathen war und sich wie durch ein Wunder aus ihren Klauen gerettet hatte, zu ihm ein. Hastig verkleidete Schweizer diesen und sich selbst in Perückenmacher-Gesellen und unter dieser Maske eilten beide den Tuilerien zu.

Die hellen Flammen der rings um den Palast in Brand gesteckten Häuser beleuchteten das gräßliche Schauspiel. Schweizer und sein Gefährte drängten sich über Haufen zerstümmelter Leichen durch die Massen des teuflisch frohlockenden Volkes. Um nicht verdächtigt zu werden, mußten sie „vive la liberté“ und „à bas les tyrans!“ mit den Verbrechern heulen und ihren schändlichen Thaten Beifall zurufen. So stiegen sie die blutbefleckten Stufen hinan, gelangten bis in die innersten Säle des Palastes und sahen die königliche Wohnung verheert, geplündert und in eine Mördergrube verwandelt. Fortgerissen von der hin und her wogenden Menge erreichten sie wieder den Ausgang. Bei jedem Schritte stolperten sie über gefallene Brüder, an deren zerschmetterten Körpern Weiber und Kinder den freveln Muth in eckelhaften Mißhandlungen kühlten. Es waren jene Torsen, die am folgenden Morgen noch zur Schau lagen, unter welchen, von seinen Schülern begleitet, der berühmte Maler David mit kalter Stirne hin und her wandelte, sie mit den Füßen umwandte, bis er gefunden, was er suchte und je die schönsten wegtragen ließ, um sie zu akademischen Studien zu benutzen.

Schweizer spähte ringsumher und erblickte im Helldunkel einer Vertiefung hinter den Gittern eines Kellerhalses drei Menschen schwebend versteckt. Er trat näher und erkannte an den rothen Uniformen in diesen Unglücklichen unerreicht gebliebene Landsleute. In der Sprache der Heimat, die ihnen hier wie eine Stimme vom Himmel erklingen mußte, versprach er, sie zu retten. Unbeachtet von der trunkenen Menge boten er und sein wackerer Gefährte den zitternden Gardisten die Hände, hoben sie heraus, halfen sie schnell entkleiden und führten sie durch Umwege in Schweizers Wohnung. Hier wurden sie mit Speise und Trank erquickt und auf den Heuschober versteckt.

Kein Schlaf senkte sich auf Schweizers brennende Augen. Ergrimmt über den Schimpf, der seinem Vaterlande widerfahren, durchwachte er die Nacht unter tausend Gedanken der Rache. Mit grauendem Morgen lief er zu einem andern Landsmann, H. Heinrich Meister von Zürich, der als Gelehrter zu Paris in gewichtigem Ansehen stand und forderte diesen dringend auf, mit ihm vor die Schranken der

gesetzgebenden Versammlung zu treten und im Namen der gesammten Eidgenossenschaft die französische Nation anzuklagen, für den Mord der Schweizergarde Genugthuung und zugleich die Auslieferung der verschont Gebliebenen zu verlangen.

H. Meister, ebenso empört wie Schweizer, doch kühleren Blutes die Folgen fruchtloser Bloßstellung berechnend, ermahnte ihn, von solchem Vorhaben abzustehen. Er bewies ihm, wie er durch ein solches Wagstück sein eigenes Leben aufopfern würde, vermittelst dessen Erhaltung ihm vielleicht noch gelingen könnte, dasjenige gefangener Landsleute zu retten. Er anerbot sich, einen reichen und wackern Marseillaner, Namens Audibert, aufzusuchen und diesen, der früher in seiner Vaterstadt viel Gutes gethan und daher noch einigen Einfluß auf seine tobenden, nach Paris gezogenen Mitbürger haben könnte, aufzufordern, sich als Vermittler für die Rettung der überall verfolgten Gardisten zu verwenden.

Durch dieses Anerbieten wurde Schweizer einigermaßen beruhigt. H. Meister führte seinen edeln Vorsatz auf der Stelle und mit gutem Erfolg aus. Audibert ließ sich zu der schwierigen und gefährlichen Unterhandlung bereden, sie verzog sich aber mehrere Tage.

Wie dieselbe endlich zum Abschluß kommen sollte, wanderte Schweizer kühnen Schrittes nach der Barfüßer-Kaserne, die Raubhöhle der Marseillaner, wo eine kleine Abtheilung Schweizergardisten, die den Tod nicht gefunden, bewacht wurden.

Dort lagen die Leichen der Kanibalen, die als Opfer eigner Wuth vor den Schweizern gefallen, noch in Särgen zur Schau aufgestellt, umgeben von ihren bluttriefenden Spießgesellen, die unter fürchterlichen Verwünschungen den verdienten Tod ihrer Brüder zu rächen schwuren. Und Angesichts dieser scheußlichen Gestalten wagte es der hochherzige Schweizer, im Namen der Menschlichkeit, die solchen Banditen fremd war, das Leben seiner übrig gebliebenen Landsleute als eine Gnade zu erbetteln.

Es läßt sich kaum begreifen, wie Schweizer hier nicht ermordet wurde. Seine Beredsamkeit muß hinreißend gewesen sein. Die Wuth

der Horde legte sich und Schweizer hatte das beseligende Gefühl, viele von seinen hier gefangenen Landsleuten zu befreien. Er selbst zog über diese schönste Handlung seines Lebens einen bescheidenen Schleier, allein sie ist durch Zeugen erwiesen. Wie groß die Zahl der Geretteten war, ist unbekannt. Einige derselben, nebst denjenigen, welche er bereits in seinem Hause versteckt hatte, wußte er, in Troßgesellen verkleidet, mit einem nach der Armee abgehenden Transport Pferde glücklich aus Paris wegzubringen, sowie er Bremond unter der nämlichen Verkleidung gerettet hatte; andere reisten unter geborgten Namen mit der Post aus Frankreich, wie z. B. der Baron Heinrich von Salis und ein H. de Lüze von Neuenburg, die im ersten Augenblick eine andere Zuflucht gefunden, welchen er aber nun durch den schwedischen Gesandten zu Pässen verhalf. Es können heut zu Tage noch welche von ihnen leben und der Einweihung des kolossalen Denkmals, das den Schweizerhelden des zehnten Augusts in Luzern errichtet worden, beigewohnt haben, ohne nur zu wissen, wem sie den Dank für ihre Erhaltung schuldig sind.

Mag auch Schweizer im Taumel schwärmerischer Freiheitsgefühle mitunter die Grenzen der Schicklichkeit überschritten, früher und später Mißbilligung unüberlegter Reden oder Handlungen von seinen Landsleuten verdient haben — wer in so verhängnißvollem Augenblick und mit offenbarer Gefahr des eigenen Lebens solchen Muthes, solch erhabener Aufopferung fähig war, der ist und bleibt ein edler Mensch!

28.

Schweizer ist über die Mordtage des Septembers krank. Briefe von ihm und Magdalene aus dieser Epoche. Er wird allmählig beruhigt und fängt wieder an, sich über die unausweichlichen Folgen der Revolution zu trösten.

Aufgeregt in seinem Innersten und hastig hin und her laufend, um sich für die noch lebenden Gardisten zu verwenden, war Schweizer, dessen zartes Nervengewebe solche vereinte Anstrengung des Geistes und

Körpers selten aushielt, gegen Ende Augusts krank geworden und mußte über die stürmischen Mordtage des Septembers sogar das Bett hüten. Es war dieses für ihn eine wohlthätige Krankheit, denn höchst wahrscheinlich wäre auch er, wenn er sich länger für seine unglücklichen Landsleute, deren noch viele in der Abtei gefangen waren, hätte beschäftigen können, verdächtig geworden; und wer damals verdächtig war, der wurde auch ohne Gnade hingerichtet.

Am 20. August hatte er an meinen Vater geschrieben, um von sich und Magdalene wenigstens ein Lebenszeichen zu geben. In diesem Briefe heißt es:

„Nous sommes malheureux de bien plus que vous ne „pensez, mais aussi avons nous appris à souffrir, et notre „courage est aussi peu à bout que nos tourments le sont. „Votre nièce est un ange de bonté et de mépris de ces hor-„reurs-là, mais justement ce mépris est un grand tourment „pour elle et plus que la mort le pillage et les autres maux „dont on nous ménace. Ce qui me deséspère moi, c'est le „sort qui attend nos malheureux officiers captifs, que l'assem-„blée nationale et l'éspèce d'honnêtes gens qu'il y a encore, „veulent sauver, mais dont le peuple, ce seul maître du jour, „demande la tête avec la fureur la plus inhumaine et des „ménaces qui éffrayent ces heros mêmes. Je n'ay rien écrit „à Zurich, mais j'ay agi ici, mes compatriotes peuvent me „rendre ce témoignage. Je vous quitte pour aller encore né-„gocier avec leurs assassins mêmes, les Marseillois, qui sont „devenus leurs juges, dénonciateurs et témoins. Les ambas-„sadeurs étrangers, qui sont encore ici, n'ont osé faire aucune „reclamation en leur faveur u. s. w.“

Schweizer hatte nämlich nur diejenigen retten können, welche in die Mördergrube der Marseillaner gebracht worden waren; über das Schicksal derjenigen, welche in andern Gefängnissen verwahrt und dann septembrisirt wurden, vermochte sein menschenfreundlicher Eifer sich, aller seiner Bemühungen ungeachtet, nicht auszudehnen.

Es ist auch noch ein Brief vorhanden, den Magdalene am 12. September (1792) nach Zürich an H. Füßli schrieb, der viele Jahre als Künstler in Paris zugebracht, bei steigender Gefahr sich aber noch vor dem 10. August nach der Schweiz begeben hatte. Dieser Brief mit seinen Schreibfehlern (da Magdalene bereits die deutsche Sprache fast vergessen hatte) und in seinen Uebergängen von fürchterlichen und traurigen zu komischen Schilderungen ist so eigenthümlich, daß derselbe hier buchstäblich eingerückt zu werden verdient.

„Man sagt, ds. keine Briefe sicher abgehen, ich sparte ds. schreiben „auf die abreise hr. Rahn u. Stocker, aber diese lieben Compatrioten „musten blizschnel fon der reisegelegenheit profitiren, u. ach, wie gut „thaten sie, dies höllenort zu ferlassen, u. wie freue ich mich, sie bester „herr füssli, in der lieben Schweiz zu wissen, obschon ich alles an mei„nen compatrioten ferliehr. Alle erlichen Leute gehen weg, nur wir sind „gefeslet. Ich wünschte, ds. des Volckes Wut über mich gienge, das „Leben ist quälend. Ach, ws. wir alles leiden! Sie, bester herr füsli, „haben zum glück noch nichts erfahren, zu Ihrer Zeit gieng noch alles „mässig zu, und ach wie fiel mußten Ihre und meine Freunde leiden „(ihr namen darf ich nicht wagen auszusprechen) (es war die Familie Ter„rier de Monciel gemeint), aber sie wissen wol, ds. es meine liebste u. „einzige freundin hier ist; sie und ihr brafer mann sind ferborgen oder „jez gahr ausem Land.' Sie schrieb mir, aber sagte mir nicht, woh sie „ist. Ihre Relligion und tugend unterstüzt sie. Ich gehe zuweilen zu „ihren ferwandten, aber im ferborgnen, dan unsre schrit sind abge„messen. Was ich for unsere unglücklichen Schweizer leide, ist nicht zu „beschreiben; ich wahr an einem tag so rassend, meldete mich bei einem „folcksfreund, um mein Leben for die retung der Schweizeren anzubieten. „Seit der Schweizeren fal ist meine Seele ganz zerütet. Ich hof, ds. „die Schweiz die sache nicht so liegen lest. Ich schäme mich hier Weib „zu sein! Grausamkeiten und schandthaten thun si jezt ganz ofentlich. „Ein Weib hat an 30 männer umgebracht und unaustrückliche schand„thaten mit den Körperen getrieben. Unser ehmaliger Jokey ist Brigand „geworden, er sagte mir ins Gesicht, ds. er gern uns tödete. Er und

„seine 3 brüder, die ich alle aufgenohmen um zu bekehren, sind alle (bis
„der kleine, den ich noch hab) Brigand geworden. Bald hab niemand
„ehrlicher mehr um mich. Das merkwürdigste ist, wie seit den mord=
„tagen die menschen sich verböſert haben! Jedes kind lacht, hüpft und
„freut sich, todtenköpfe zu sehen od. selbst im triumph in der Stadt herum
„zu tragen. Ha, Dieu, quelle génération que celle d'aujourd-
„hui! O, herr füßli, ich kan mich nicht an diese grausamkeiten gewön=
„nen, ferlacht werd ich ab meiner empfintlichkeit. Jezt da mein guter
„mann kranck im bet, hab ich gahr niemand mehr, der antheil an meinem
„Leiden nimt, ich ferberg so fiel möglich meine Leiden vor ihm. Ich
„mangle gewis nicht muth, ich hab beweise dafon gegeben, aber sobald als
„ich nimer beweine die atrociteten, so würde ich wie andere gleichgültig
„darüber. Ha, Dieu me préserve d'une pareille insensibilité!
„J'aimerai mieux souffrir tout ce qu'il y a à souffrir, et j'en
„aurai encore beaucoup, car on nous prépare à des événe-
„mens affreux! Ich denck sie nimer in paris zu sehen, dieser ort
„ist ferlohren für die künste auf lange hin. Fiesinger reist auch weg,
„weil er nichts mehr zu thun hat. Dank Ihnen, bester herr füßli, ds.
„sie so treu Schneiderbabette aufsuchen; ich liebe das Geschöpf immer
„und ewig. Grüßen Sie mir was grüzbahr ist, und machen zuweilen
„das fergnügen meiner lieben Tante, ein gläßli mallaga od. was läcker=
„haftes dieser art auf meine armsellige existenz zu trincken. Beim em=
„pfang Ihres niedlichen briefs lachte ich noch ab Ihrer munteren er=
„freuenden schreibart; sie wissen, ds. sobald die Sonne mich anstralt,
„ich gleich aufgeweckt, auch noch jez; wan ich tag und nacht au desés-
„poir, und nur eine erliche treue seele mir erscheint, so lach ich und
„mein herz. So auch die Königin mit ihren 4 hember, 4 par strumpf,
„nur eim kleid; darf nicht leise, keine andere sprache als französisch mit
„dem König sprechen. Doch lacht si, wan ihr abwärter zu ihr sagt:
„j'avions besoin d'aller p. . . . r, pendant ce tems-là vous ne
„parlerez pas à votre mari. Dieser abwärter soll ein sansculotte
„sein, et il ne se gêne pas de v. . . . r devant la reine. Mein

„mann grüst tausendmahl sie, und ich bin mit ausgezeichneter achtung
„ihre ergebene Madelene."

Auch ohne Unterschrift und wenn ich denselben in einem andern Welttheil hätte vorlesen hören, würde ich in diesem Briefe Magdalene auf der Stelle erkannt haben. So kindlich nachlässig und komisch gutmüthig schrieb und sprach sie immer.

Bei Schweizers Herstellung gab es in Frankreich keine königliche Gewalt mehr, und die Republik war inzwischen proklamirt worden.

Sonderbarer Wankelmuth des menschlichen Sinnes! Der nämliche Mann, der wenige Wochen zuvor mit Entsetzen und Abscheu gegen das Volk erfüllt war, als es den Palast seines Königs gestürmt und dessen edle Vertheidiger ermordet hatte, welcher in der ersten Aufwallung des Schmerzes die gesammte Eidgenossenschaft zur Nationalrache hätte auffordern mögen: dieser nämliche Mann wurde nun durch den Drang der Verhältnisse umgestimmt; nicht aus Furcht vor Gefahren, solche kleine Rücksichten waren ihm fremd, sondern durch gesteigerte philosophisch-politische Ansichten, über welchen er wieder vergaß, wie viel Blut der Name Republik gekostet hatte und noch kosten würde und die er glaubte vertheidigen zu können, als seine Freunde in Zürich hofften, ihn endlich von Paris fortzubringen und ihn gefragt hatten, ob er denn auch jetzt noch den Unfug der Franzosen billige.

In einer poetischen Epistel „der Schweizermord in Paris", welche er am 24. Oktober 1792 an seinen Freund Casp. Schinz geschrieben und später, jedoch im nämlichen Sinne umgearbeitet hat, spricht er sich darüber unverhohlen aus und meint:

„Daß allort, wo das grause Menschenthier,
„Auf grüner Erde weidet, es zur Jagd
„Auf seines gleichen lüstern sei." — —

es gäbe . . . . . „kein Volk,

„Wenn noch so lang gewöhnt an Zucht und Milde,
„Dem Bruderhaß, wie eine Pest, nicht etwa
„Sein böser Dämon bringe"

und glaubt damit jene Gräuel zwar nicht entschuldigen zu wollen, dieselben aber gewissermaßen als unzertrennlich von großen Weltbegeben-

heiten erörtert zu haben. Er hält solche Krisen für unausweichlich, wie Hochgewitter an schwülen Sommertagen und verzweifelt nicht an der Möglichkeit, noch alles gut werden zu sehen. Er warnt in dieser Epistel das Vaterland vor unüberlegten Schritten, zumal vor dem Gelust, sich der Koalition beizugesellen, um das Schicksal der Schweizergarde zu rächen.

„Eine Frucht, sie reift im freyen Land,
„Besonnenheit! Sie bringt in's Auge Licht
„Und zeigt uns, daß der neue Kreuzzug nicht
„Dem großen Grabe unsrer Todten gilt."

Ja, er geht noch weiter und meint sogar, die Schweiz selbst müsse gerade jetzt, wo der Zeitpunkt gebieterisch sei, nicht nur die Entwicklung der neuen Grundsätze in Frankreich nicht hindern wollen, sondern sogar ihre eigne Verfassung im Geiste der Zeit verändern und verbessern, und läßt (in der neuen Umarbeitung) die Manen der Väter den heutigen Eidgenossen zurufen:

„Der Weisheit Baum bringt neue Früchte
„Zu neuer Zeit!
„Wir ehrten unsre Väter nicht wie ihr
„Uns ehren wollt und tauschten ohne Schreck,
„So wie Helvetiens Wildniß heller ward,
„(Dankt ihr's uns nicht?) Altäre und Gesetz.
„So thut auch ihr! Treibt keine Heucheley,
„Und hängt dem edeln Vaterlande nicht,
„Zum Staatstalare seine Windeln um!"

So wurde Schweizer irre geleitet, zunächst durch seine eigne Phantasie, die immer nur goldene Berge und in jeder glänzenden Wolke eine Gottheit erblickte, dann aber höchst wahrscheinlich auch noch durch eifrige Bearbeitung von Seite derjenigen Männer des Tages, die zwar die Schweiz um so weniger fürchteten, als sie ganz Europa zu trotzen gedachten, jedoch, bevor sie hinlänglich gerüstet waren, die Zahl ihrer Feinde nicht noch vermehren wollten und welche den leicht entzündbaren Schwärmer für den Mann halten mochten, der ihre Sache in der Schweiz beschönigen und dort einstweilen die aufgebrachten Gemüther zur Ruhe verweisen könnte.

29.

Schweizers Handlungsgesellschaft mit Jeanneret wird aufgelöst. Was ihm davon übrig bleibt. Vergeblicher Versuch, mit Kunstsachen Handel zu treiben. Er läuft öfters Gefahr verhaftet zu werden. Seine Unbefangenheit schützt ihn vor anhaltenden Verfolgungen. Magdalene erhebt sich aus ihrer Unthätigkeit und bestrebt sich, verfolgte und gefangene Freunde zu retten.

Mit Anfang der Schreckenszeit wurden Schweizer und Jeanneret ihres Münzrechtes zu Marseille und ihres ganzen dort noch befindlichen Materials auf einmal und ohne die geringste Entschädigung beraubt. Die Schuldner des Hauses zahlten entweder gar nicht mehr, oder in Assignaten, deren eingebildeter Werth von Woche zu Woche immer tiefer sank. Alle Fonds der Handlung waren verspielt, verschleudert, gestohlen, untergegangen; es blieb nichts mehr übrig, was noch dazu hätte dienen können, die Geschäfte fortzuführen. Hiermit wurde Schweizers unglückliche Handelsgesellschaft mit Jeanneret zuerst durch ein feindseliges Schicksal und dann auch noch durch eine förmliche Akte unter beiden aufgelöst.

Bei dieser Gelegenheit zeigte Schweizer sich wieder so schwach und so großmüthig wie immer. Die Handlungsbücher, Schriften und Briefe, welche Jeannerets tolle Wagnisse hätten beleuchten und ihm gerechte Vorwürfe zuziehen können, alle diese Aktenstücke wurden diesem als unbedingtes Eigenthum überlassen, womit er nach Belieben schalten und walten, dieselben nach Gutfinden sogar vernichten konnte. Von allen ausstehenden Forderungen behielt Schweizer für eigne Rechnung nur eine einzige höchst ungewisse von vermeinten 70,000 Franken auf St. Didier, der außer Landes war und welche von einem Geschäft mit dem Abbé d'Espagnac herrührte und übernahm dagegen die Verpflichtung, mehrere Gläubiger, zumal auch den Maltheserritter de Witry zu befriedigen, im Fall dieser sich jemals wieder zeigen sollte. Und endlich erhielt er von Jeanneret, der ihm sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, bloß für eine demselben aus seiner Privatkasse früher vorgestreckte Summe von 50,000 Franken unterm 10. April 1793 eine förmliche Schuld-

verschreibung durch einen Notar, kraft welcher Jeanneret versprach, diese Summe jährlich mit fünf vom Hundert zu verzinsen, wovon aber Schweizer in seinem Leben keinen Heller gesehen hat. Diese Schuld muß wohl mehr als rechtmäßig gewesen sein, da Schweizer sich eine solche Verschreibung dafür ausstellen ließ, welche später wieder in Anregung kommen wird.

Er hatte bereits seine Zuflucht zu den in Zürich niedergelegten 35,000 Gulden, in so weit dieses Kapital nicht verpfändet war, genommen und dasselbe war schon auf 28,000 Gulden herabgeschmolzen. Er fieng nun an, seine Gemälde und Antiken zu verkaufen und trieb zugleich eine Art von Handel mit andern Kunstsachen und Büchern, die von Emigranten zurückgelassen und durch die Revolution in Umlauf gesetzt worden waren. Da aber ausländische Spekulanten den Zeitpunkt wahrnahmen, mit baarem Gelde nach Paris kamen und die seltensten Bilder für unbedeutende Summen in klingender Münze wegkauften, so konnte Schweizer, der zu keiner Art von Handel geeignet und auch kein wirklicher Kenner war, mit seinen Assignaten wenig ausrichten, und büßte sogar noch eine kostbare Sammlung von Gemälden und ein Magazin von Büchern ein, die er glaubte rechtmäßig erworben zu haben und welche ihm unter Robespierres fürchterlicher Regierung wieder abgenommen wurden. Der Kassier Sonthonas, den er nicht los werden konnte, lag ihm noch immer auf dem Nacken; Jeanneret wohnte noch mit im Hause und beide zehrten von Schweizers letzten Brosamen in jenem Zeitpunkt, wo Mangel und Noth in Paris täglich fühlbarer wurden.

Und dennoch verlor er keinen Augenblick den Muth und wollte es immer noch mit dem Schicksal aufnehmen. Zuweilen wurde er verfolgt und z. B. nach Dumouriez' Emigration seine Wohnung durch die Polizei auf das genauste durchstöbert, indem er eines Einverständnisses mit dem General verdächtig war; er konnte auch damals nur mit Noth peinlicher Verhaftung entgehen. Bei einer andern „**visite domiciliaire**“ sollte Magdalenes vorgefundenes Heßisches Familienwappen wegen der darauf befindlichen Lilie zum Vorwand einer Anklage dienen, was aber

auch wieder beseitigt wurde. Es gelang ihm gewöhnlich, sich bei den Machthabern des Tages wieder emporzuarbeiten und einigen Einfluß zu gewinnen, den er immer wieder zum Guten anzuwenden trachtete. In seinem Eifer schrieb er an meinen Vater und anerbot ihm Empfehlungen an alle französischen Generale für mich, im Fall ich in holländischen Diensten, wo ich mich damals befand und wie der Krieg ausgebrochen war, in Gefangenschaft gerathen sollte. Er war überall thätig und drängte sich durch alle Hindernisse fort. Er fand sogar noch öfters Zeit, Verse zu machen, da seine Gedanken bei jeder Spannung sich gewöhnlich in Jamben ergossen.

Wenn man sich wundert, daß Schweizer bei öftern Anklagen, die gegen ihn stattfanden, dennoch nie verhaftet und wie tausend andere Unschuldige auf das Mordgerüst geschleppt wurde, so läßt sich diese Sicherheit nicht anders als mit den Worten erklären, welche von seinem Freunde, dem Grafen von Schlabberndorf, gesagt worden sind: „sein „ganzes Wesen und Betragen zeigte gleich den Mann, der offen und „gerade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgt, nichts für sich will, nichts „auf Nebenwegen herbeizuführen versucht, der keinerlei Einflüsterungen „anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er seine Gesinnungen und „Meinungen nicht verhehlte, selbst den abgeschickten Kundschaftern nicht, „so konnten sie nicht gefährlich dünken und die Polizei, die mit dringen„deren Sachen beschäftigt war, ließ ihn in Ruhe.“ (S. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie).

Magdalene, die im Glücke niedergeschlagen und unthätig gewesen und im gewöhnlichen Leben ihren Hang zu lässiger Bequemlichkeit nie zu überwinden vermochte, entwickelte jetzt eine Kraft der Seele, die sie bis zum Heldenmuth begeisterte. Sie, ein zartes, schwaches Weib, die sich sonst selten von ihren weichen Polstern erhob, lief nun zu Fuß durch die kothigen Straßen von Paris, besuchte, tröstete, ermuthigte ihre verfolgten Freunde, drang selbst bis in die Gefängnisse und arbeitete an der Befreiung unschuldig Verhafteter. Sie wußte, daß ihr ungewöhnliches Erwachen und Treiben in Zürich bekannt und hier mißbilligend besprochen wurde. Allein sie setzte sich über alle Deutungen

hinweg und folgte dem Trieb ihrer edeln Seele, die einen freien und hohen Aufschwung genommen hatte. Unterm 20. September 1793 schrieb sie an meinen Vater, der sie bereden wollte, über diese gefährliche Zeit sich bei ihm in Zürich aufzuhalten: „man ist schrecklich stür-„misch diese Woche. Ich weiß nicht, was bald aus allem wird. Wie „es Gott will, muß ich es auch wollen. Mein Mann und ich haben „viel zu laufen, vor Bekannte aus dem Gefängniß zu retten, aber ach, „es geschieht vieles umsonst. Dans ce moment-cy arrive ce qui „voudra, je désire seulement que personne ne fasse pour moi „ce que je fais pour les autres. Je ne veux avoir d'obliga-„tions à personne, hormis à quelques amis. Je répète à l'uni-„vers entier, que je sais souffrir et je souffre bien plus qu'on „ne s'imagine."

„Ach, wenn ich nur die Monciel retten kann. Aujourd'hui on „a décrété aller Emigranten Weiber in den Kerker. Ce matin la „cuisinière de Hettlinger[22]) vint fondre en larmes, disant „que son maître vient d'être emprisonné. Il est malade et „mourant. Elle me conjure de courir pour elle, afin d'ob-„tenir la permission d'aller le soigner. Escher de Glattfel-„den[23]) m'a écrit de sa prison pour me demander de l'ar-„gent, mais je ne donnerai rien à ce scélérat; on n'a déja „pas assez de jambes et d'intelligence pour suffire aux se-„cours des innocents." Dann klagt sie über das Geklatsch, dessen Gegenstand sie in Zürich sei und wie Offiziere des abgedankten Regimentes Steiner erst üble Gerüchte über Schweizer ausgestreut und ihm nun wieder geschmeichelt hätten, „parcequ'il leur a été de quelque uti-„lité. Ils ne devroient pas accepter des services d'un homme, „dont ils pensent mal. J'aurai de la peine de m'habituer à „ces petitesses; j'aime mieux souffrir martire au milieu des „grands caractères. A Zurich on m'enfermeroit, car je dirais „tout ce que ma conscience me dicteroit; depuis le bourgue-„maître jusqu'au dernier crocheteur ils entendroient des véri-„tés bien dures. Babette ne feroit que des satires, avec son

„**crayon elle écraseroit toutes les commères!** — — Man hat „hier eine ganze Familie hingerichtet, darunter ein Mädchen von acht„zehn Jahren, schön wie der Tag. **Et cette fille auroit pu se „sauver par son innocence, mais sa grande vertu la fit pré„férer de mourir, et elle mourut pour son amie, ce qui n'a „été sçu qu'après sa mort. Des traits de cette nature élec„trisent!**" Und dergleichen mehr.

In ihrem heiligen Eifer fiel ihr sogar ein, an Robespierre, den sie verabscheute, zu schreiben. Sie, die sonst lieber gestorben wäre, als daß sie die Aufrichtigkeit ihres Gemüthes je verläugnet hätte, kitzelte nun mit einigen hochtönenden Phrasen die bekannte Eitelkeit des Tyrannen, um in der Folge sich an ihn wenden und seinen Tigerklauen unschuldige Opfer entreißen zu können. Ihr Versuch gelang. Der fürchterliche Mann übersandte ihr durch einen seiner Spießgesellen die rothe Mütze als ein Unterpfand seiner Huld und ließ sie seines mächtigen Schutzes versichern. Diesen benutzte sie mit kluger Vorsicht zu wohlthätigen Zwecken, wußte sich Pässe für Verfolgte zu erbetteln oder zu erkaufen und hat vielen Freunden und Bekannten, unter andern auch dem Chevalier de Pougens, aus der Klemme geholfen. Da sie aber bei so eifriger und edler Thätigkeit sich dennoch nie ganz sicher glaubte und im Fall einer Anklage mit Würde enden wollte, begab sie sich einst in tiefer nächtlicher Stille, von einer einzigen Magd begleitet, auf den Grèveplatz und zählte die Stufen der Guillotine, um nicht zu wanken, wenn sie einmal das Blutgerüst besteigen und ihr Leben auf demselben beschließen sollte.

30.

Schweizer wird von dem Wohlfahrtsausschuß mit einer diplomatischen Sendung nach der Schweiz beauftragt. Erinnerungen, welche dieselbe in ihm aufweckt. Wie er in der Schweiz aufgenommen wird. Geringer Erfolg seiner Sendung. Er verläßt sein Vaterland im Sommer 1794, um in Paris andere Aufträge zu übernehmen. Bremond fordert Bezahlung in Basel.

Gegen Ende des Jahres 1793 standen alle größern und kleinern Völker Europas unter den Waffen; die einen bereits mit der französischen Republik im Kriege, die andern auf dem Punkte, loszuschlagen. Nur die schweizerische Eidgenossenschaft allein blieb ihrem Staatsgrundsatz, sich nicht in fremde Händel zu mischen, getreu und verhielt sich, zumal auch im Gefühl ihrer Schwäche, neutral und leidend.

Diese Neutralität kam den französischen Machthabern wohl zu statten und wenn sie auch damals schon ganz Europa trotzten und eine Sprache führten, wie solche zuvor in diplomatischen Verhandlungen nie gehört worden, so beobachteten sie doch gegen die Eidgenossen eine Art von Schonung, die hinlänglich zeigte, welchen Werth sie darauf setzten, durch den Begriff der Unverletzbarkeit des Schweizerbodens, von dieser Seite wenigstens, vor Angriffen größerer Mächte geschützt zu sein.

Inzwischen war ihnen aber durch ihre überall verbreiteten Kundschafter bekannt, wie Europas Höfe die Eidgenossenschaft mit in ihre Verbindung gegen Frankreich hineinzuziehen bemüht waren; welche Erbitterung über den Mord der Schweizergarde in vielen Gegenden herrschte und wie die Regierungen aller aristokratischen Kantone mit mehr oder minder Oeffentlichkeit ihren Abscheu gegen die französische Revolution und gegen die Hinrichtung Ludwigs XVI. ausgesprochen hatten. Sie wußten, wie in Graubünden, an der wichtigen Grenze gegen Italien, eine einflußreiche Partei ihnen entgegen und östreichischer Einwirkung bereitwillig stand. Durch den Vorschub derselben war Semonville angehalten und ausgeliefert worden. Sie wußten aber auch, daß daselbst die mit jener gespannte sogenannte Partei des Volkes nur auf Winke

und Unterstützung von außen harrete, um die östreichisch gesinnte thätlich anzugreifen und zu verdrängen und wie überhaupt in der ganzen Schweiz die Meinungen in diesem Zeitpunkt und über eine Sache getheilt waren, deren Natur keine Parteilosigkeit zuließ und wo die einen je nach ihren Verhältnissen oder Leidenschaften die französischen Grundsätze eben so eifrig vertheidigten, als andere dieselben in die tiefste Hölle verwünschten.

Bei so bewandten Umständen fand der Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) für rathsam, einen vertrauten Mann nach der Schweiz zu senden, welcher, mit außerordentlichen Vollmachten versehen und unabhängig von dem daselbst anerkannten Botschafter Barthelemy, den öffentlichen Geist beobachten, nach Maßgabe der Gelegenheit unterhandeln, die Regierungen in den Grundsätzen der Neutralität bestärken, das Volk zu Gunsten der Franzosen stimmen, vorzüglich aber den gefürchteten Einfluß beseitigen sollte, welchen die von dem Minister Ulysses von Salis angeführte Partei in Graubünden ausübte. Und der Mann, der zu solchen Zwecken ausgewählt und mit dieser Mission beauftragt wurde, dessen Lokalkenntnisse bereits benutzt worden, als Barthelemy nach der Schweiz gesandt ward, dieser Mann, der eigentlich zum Werkzeug der revolutionären Propaganda dienen sollte, war Schweizer!

In wie fern er vorläufig über diesen Gegenstand berathen worden, ob er vielleicht die Gelegenheit benutzen wollte, jener Partei in Graubünden, welche ihm bei Bansis Vertheidigung so wenig Achtung bezeigt hatte, nnnmehr seine Wichtigkeit fühlbar zu machen, ob er sich selbst zu dieser Mission angeboten, oder ob er, in der Ueberzeugung, er müsse sich damit befassen, wenn er, der durch so manigfaltige Verhältnisse noch an Frankreich gefesselt war, diese durch Ablehnung nicht gefährden wolle, oder gar wegen ökonomischer Bedrängniß sich willig finden ließ: würde schwerlich genau zu entscheiden sein. Genug, er übernahm diesen schwierigen Auftrag, wahrscheinlich ohne noch genau einzusehen, wie sehr er sich dadurch in seinem Vaterland verfänglich machen würde.

Er ließ seine Ankunft durch Magdalene meinem Vater vorläufig ankünden und schrieb ihm dann selbst noch unterwegs folgenden merk-

würdigen Brief, der mit dem Wappen der französischen Republik versiegelt war:

„Mr. J'ai eû l'honneur de Vous écrire depuis Paris par „la main de Votre niéce, que je viendrai en Suisse chargé „d'une mission du gouvernement françois. Permettez que „j'ajoute d'ici l'observation suivante: que je ne viens point „autrement à Zurich, que pour y passer, mais que ma des- „tination est pour une contrée lointaine, où l'ambassadeur ne „peut point se porter en personne, et où il est nécessaire „d'avoir et pour la langue et d'autres rapports un homme „national. Je Vous demande· la graçe, de Vous expliquer „ainsi envers les personnes, qui pourroient Vous parler de „ma mission, car j'oserai toujours être confiant avec Vous; „quoique j'ose traiter toute chose qu'il me plaira et deman- „der où je veus, il me convient et il est de décence même, „que je menage l'amour-propre raisonnable de Mr. Barthelemy „que j'aime et que j'honore. J'écris une pareille lettre à mon „ami Mr. Schinz et quelque chose de semblable aussi à Dig- „gelmann.

„Si vous avez quelque chose à me dire qu'il soit néces- „saire que je sache avant mon arrivée, ayez la bonté de „me l'écrire sous le couvert de Mr. Barthelemy, chez lequel je „me rendrai vers la fin de la semaine.

„Je suis accompagné de mon ami Jeanneret. Je suis etc."

Veaumarcus 30. Novbre 1793.

Schweizer.

„Je ne prendrai que le titre modeste d'agent."

Jeanneret benutzte wahrscheinlich die gute Gelegenheit, auf Unkosten der französischen Regierung nach der Schweiz zu reisen, woselbst er Geschäfte haben mochte, vielleicht bei seinen Anverwandten gut Wetter zu machen hatte, und begleitete also seinen Freund, blieb aber in Beaumarcus zurück.

Es ist noch ein Tagebuch vorhanden, dessen Anfang einen tiefen Blick in Schweizers Seele gestattet. Es heißt daselbst:

Nangis den 22. November 1793.

„Mit der rothen Freiheitsmütze auf dem Haupt entfuhren Freund „Jeanneret und ich dem waffenvollen Paris. Vorn auf unsers Wagen „Himmel wehte ein dreifarbiger Wimpel. Welch Spiel des Zufalls ist „der Menschen Schicksal, oder vielmehr wie lohnt sich oft spät Beharr„lichkeit in reinem Eifer und Redlichkeit; denn mir, welchem als Zürichs „sorgenvollstem Bürger nicht ein Platz (ohne Niedrigkeit) im Kreise der „Väter werden konnte, dessen Pedanten lächelten und Aristokraten spot„teten: mir ist nun die Ehre geworden, für der Republiken größte eine „Thätigkeit ohne Zwang eller Formen zu verwenden und Pläne zu ver„suchen, wie ich mir sie am schönsten unter meiner Reblaube am Hir„schengraben dachte, wenn die Rathsglocke nur für steife Kragen baumelte „und mein treuer Bürgersinn Schwärmerei hieß.“ — —

Der gute Schweizer meinte wirklich Großes bewirken zu können; allein er hatte sich auch hier wieder getäuscht.

Seine Ankunft und die Zwecke seiner Sendung waren so schnell bekannt geworden und es entstand darüber eine solche Spannung, daß der englische Gesandte, Lord Fitzgerald von Bern aus nach Zürich, als an den Vorort, eine heftige Note schrieb, um die Regierung vor den Umtrieben eines neuen Agenten der Jakobiner zu warnen und worin er die Hoffnung aussprach, die wackern Schweizer würden sich doch nicht mit einem Banditenvolke, wie die Franzosen, in freundschaftliche Verhältnisse einlassen wollen.

Der Gesandte Barthelemy, dessen „**amour-propre raisonnable**“ wahrscheinlich durch den Umstand verletzt worden war, daß neben ihm ein anderer und außerordentlicher Botschafter mit wichtigen Aufträgen erscheinen sollte, der vielleicht seine eignen Verhandlungen untersuchen, bekritteln, sogar durchkreuzen könnte, war nicht besonders günstig für Schweizer gestimmt und nannte denselben scherzweise nur „**son Excellence Mr. Schweizer**[24]).“

Der alte ehrwürdige Schultheiß Steiger von Bern, ein ebenso

seiner als kräftiger Staatsmann, der die Franzosen verabscheuete, dagegen dem Systeme des englischen Kabinetes mit Leib und Seele zugethan war und bei welchem Schweizer zuerst anklopfte, empfieng ihn wie einen Knaben, bezeigte ihm seine Verwunderung, daß er als ein Eidgenosse sich zum Werkzeug einer fremden Faktion gegen die Ruhe der Schweiz gebrauchen lasse und lehnte alle seine Anträge so beharrlich und mit so bittern Bemerkungen ab, daß Schweizer, statt zu unterhandeln, sich nur vertheidigen und darthun mußte, wie er in Folge seines langen Aufenthaltes in Frankreich und des daselbst genossenen Schutzes seinen Auftrag um so weniger habe ablehnen dürfen, als derselbe in den Händen eines minder aufrichtigen Vaterlandsfreundes der Schweiz hätte gefährlich werden können und durch die ruhigen aber unerschütterlichen Einwendungen des Schultheißen so stark in die Enge getrieben wurde, daß er am Ende bald genöthigt worden wäre, die geheimen und unumschränkten Vollmachten, mit welchen er für den Nothfall versehen war, zu entfalten, um nur nicht als ein untergeordneter und zweideutiger Ränkeschmied verächtlich fortgeschickt zu werden.

Wenn er in Bern so wenig auszurichten vermochte, so wurde er in seiner Vaterstadt nicht minder abschreckend empfangen.

Bevor er noch hier eintraf, hatte der geheime Rath sich bereits seinetwegen versammelt und ausgemacht, ein Bürger von Zürich handle seinem theuren Eid und seinen Pflichten zuwider, sobald er sich als Unterhändler einer fremden Macht gegen sein Vaterland gebrauchen lasse; man dürfe ihn also gar nicht abhören und müsse ihn kurzweg abweisen. Man sei auf keinen Fall verbunden, mit einem andern als mit dem anerkannten und bevollmächtigten Gesandten Barthelemy, der allgemein geschätzt war, einzutreten.

Mein Vater hatte Schweizern die Wohnung in seinem Haus auf dem Lande angeboten, ihm aber zugleich berichtet, welche Stimmung gegen ihn vorherrsche und ihm wohlmeinend gerathen, sich keine öffentliche Rüge zuzuziehen. Schweizer rückte daher ohne Aufsehen ein und vermochte sich nach vielen vergeblichen Schritten am Ende bloß eine Privataudienz bei den Standeshäuptern auszumitteln, bei welchen ihm

nicht gestattet war, irgend einen diplomatischen Charakter geltend zu machen und wo er nur als ein zufällig durchreisender Landsmann über die neuesten Ereignisse in Paris vernommen, zugleich aber mit ernsten Winken in seine Stellung als Bürger von Zürich zurückgewiesen wurde.

Von vielen seiner frühern Bekannten ward er lau, mitunter sogar geringschätzig und nur von seinen vertrautesten Freunden mit der alten Liebe behandelt. Die Besten unter den letzteren mußten ihn als einen Verirrten betrachten, der früher oder später wieder zur Erkenntniß gelangen würde. Er lebte daher sehr eingezogen und scheute sich gewissermaßen, vor seinen Mitbürgern aufzutreten. Es gereicht aber seinem Herzen zur Ehre, daß er, der sich eines ganz andern Empfangs geschmeichelt hatte, keine Rache in einem Augenblick dafür ausübte, wo solche vielleicht in seiner Willkür gestanden wäre.

Schweizer richtete nun sein Hauptaugenmerk auf Graubünden. Er hatte sich dort einigen Freunden, die ihm persönlich wohl wollten, ohne seine politischen Ansichten zu theilen, als einen französischen Agenten angekündigt, der beauftragt sei, über die Pensionen der abgedankten Schweizersoldaten zu unterhandeln. Diese Freunde trugen Bedenken, sich mit ihm einzulassen, bevor sie darüber die Meinung des Gesandten Barthelemy eingeholt. Nun aber lautete die Antwort desselben so wenig vortheilhaft für Schweizer, daß die Freunde ihm abriethen, sich nach Bünden zu begeben, wo der östreichische Botschafter seine Gegenwart schwerlich dulden würde. Dem ungeachtet reiste er am 29. Dezember (1793) von Zürich ab, kam aber nicht weiter als bis nach Sargans. Der General von Salis-Marschlins, welcher sich damals in Zürich aufhielt, hatte bereits seinen Bruder, den Minister Ulysses, von Schweizers Ankunft unterrichtet und es waren solche Maßregeln vorbereitet, daß Eilboten von Bansi und andern Bündnerpatrioten Schweizern entgegenkamen und ihn beschworen, nicht weiter zu reisen, indem er, auf bündnerischem Boden angelangt, Gefahr laufe, wie Semonville aufgehoben und ausgeliefert oder sonst mißhandelt, vielleicht gar auf irgend einem einsamen Gebirgspaß in einen Abgrund gestürzt zu werden.

Schweizer mußte also auch von da unverrichteter Sachen abziehen

und sah sich auf jedem Schritte beobachtet und gehemmt. Nun reiste er noch in die Gegend von Neuenburg und kam dann im März wieder nach Zürich zu meinem Vater, wo er den Leuten nicht so häufig in die Augen fiel. In der Stadt wurde er nicht gern gesehen und man wünschte, er möchte, gefährlicher scheinend, als er es im Grunde war, sich bald wieder dahin zurückbegeben, von wannen er gekommen.

Im April regten sich die Bündnerpatrioten; allgemeine Gährung brach auf einem außerordentlichen Landtag gegen die östreichische Partei aus, die französisch gesinnte gewann die Oberhand; der Minister von Salis, hinwieder nun auch seines Lebens nicht mehr sicher, wurde genöthigt, sich mit seiner Familie nach Zürich zu flüchten, ein Strafgericht ward niedergesetzt, das seine Umtriebe untersuchen und beurtheilen sollte; alle östreichisch gesinnten Mitglieder der Regierung wurden ihrer Stellen entsetzt und mit Bußen belegt.

Diese Ereignisse wurden allgemein und mißbilligend Schweizers Einfluß zugeschrieben; höchst wahrscheinlich aber mit Unrecht; denn es war einer jener Aufwiegler, die Schweizer verabscheute, ein abgedankter Unteroffizier vom Regiment von Chateauvieux, der auf jenem außerordentlichen Landtag in Chur terroristische Maßregeln gegen die östreichische Partei auf die Bahn gebracht und durchgesetzt hatte, und was auch seine Instruktionen mögen enthalten haben, so hätte sich Schweizer nie erniedrigt, einen solchen Menschen für dergleichen Gewaltthaten zu brauchen. Indessen mag doch die Anwesenheit eines Agenten des Wohlfahrtsausschusses in so geringer Entfernung bekannt geworden sein und den aufgeregten Bündnern Muth eingeflößt haben, ihre Revolution mit desto weniger Schonung durchzusetzen. Es lassen sich darüber nur Muthmaßungen aufstellen. Alle Papiere, die Schweizers damalige Verhältnisse betrafen, sind in einer versiegelten Kiste von Eisenblech in Zürich zurückgeblieben und nach seinem Tode von seiner Gattin als unnütz vernichtet worden. Ich hätte dieselben vielleicht erhalten können und bereue nun zu spät, sie nicht zu meinen Handen genommen zu haben, da sie als historisches Material anziehende Aufschlüsse über die geheime Geschichte jener verhängnißvollen Zeit hätten geben können.

Aller Hindernisse ungeachtet, arbeitete Schweizer dennoch immer emsig, sogar zuweilen ganze Nächte durch mit einem Sekretär, erhielt öfters Staffeten von dem Wohlfahrtsausschuß, war von dem, was in Paris vorgieng, sowie von allen Bewegungen der Armeen genau unterrichtet, begab sich zuweilen nach Baden, wo der Gesandte Barthelemy wohnte, trieb sich sonst in der Gegend herum und machte dazwischen Verse. Sein Tagebuch, in welchem aber durchaus nichts von politischen Angelegenheiten vorkommt, ist beinahe ganz in flüchtigen Jamben geschrieben und enthält viele Spuren der Eindrücke, die sein bewegtes Gemüth von den heimischen Umgebungen erhielt. Ueberall blickt die Liebe zum Vaterlande daraus hervor. Wehmüthig riß er sich von demselben los, wie nachgerade seine Anwesenheit ganz überflüssig zu werden schien. Er hatte als Diplomatiker nichts ausgerichtet, da er von keiner Regierungsbehörde anerkannt worden und wäre deßwegen vielleicht einer scharfen Untersuchung ausgesetzt gewesen, wenn er zum Glück nicht eine Einladung für andere Geschäfte erhalten hätte. Unschlüssig, ob er dieselben übernehmen wolle, verließ er am 3. Juli 1794 seine Vaterstadt, die er nachher nie mehr betrat, um nach Paris zurückzukehren.

In Basel traf er mit Jeanneret wieder zusammen. Hier aber wartete auf beide auch Bremond, der an den Grenzen herumstreifte und nun die Gelegenheit benutzte, jene im August 1792 im Stich gelassenen 5000 Louisd'ors nebst den Zinsen zurückzufordern. Es gab eine heftige Szene. Jeanneret, der die Summe verschleudert hatte, bezeigte sich trotzig, wie immer, wenn er sich im Unrecht fühlte; und Schweizer, der sich dieses Handels eigentlich gar nicht hätte annehmen sollen, gab Versprechungen auf eine bessere Zukunft in's Blaue hinein. Es wurde nichts abgeschlossen. Die beiden Freunde setzten ihre Reise fort und langten in Paris an, wo wenige Tage später Robespierres Sturz erfolgte und wodurch Schweizer seiner diplomatischen Verantwortlichkeit größtentheils überhoben wurde.

31.

Schweizer wird zum Mitglied einer Agentschaft ernannt, welche für die französische Regierung große Geschäfte in Nordamerika betreiben soll. Picquet hat ihm diese Stelle zugehalten. Geheime Bedingungen zu Picquets Gunsten. Wie Schweizer sich anfangs nicht dazu geneigt findet, und welche Gründe ihn endlich zur Annahme bestimmen. Wie sein Mitagent Swan sich anläßt.

Die gänzliche Zerrüttung der Staatsfinanzen hatte ganz Frankreich und zunächst die Hauptstadt in den tiefsten Mangel gestürzt. Das Volk schrie nach Brot und der Wohlfahrtsausschuß mußte darauf bedacht sein, dasselbe zu beschwichtigen, Getreide und überhaupt alles, was das von Faktionen zerrissene Land nicht mehr selbst hervorbrachte, auf außergewöhnlichen Wegen herbeizuschaffen, da der Krieg mit England die Seehäfen für die französische Flagge verschlossen hielt.

Bis dahin war der Austausch inländischer Erzeugnisse gegen auswärtige durch verschiedene Handlungshäuser, unter andern auch von Dallarde, Swan & Comp. in Paris durch Vermittlung von Lübbert & Dumas in Hamburg für die Regierung besorgt worden. Allein die Kosten dieser mittelbaren Bezugsart waren so beträchtlich, daß der Wohlfahrtsausschuß nunmehr beschloß, eigne Agentschaften in verschiedene neutrale Länder abzuordnen, welche diesen Handel auf eine für den Staat vortheilhaftere Weise führen sollten. Die Handlungs- und Verproviantirungs-Commission (commission de commerce et d'approvisionnement) wurde mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt. Jean Claude Picquet, das Finanz-Orakel, stand damals dieser letztern Behörde vor.

Dallardes bisheriger Handelsgenosse, James Swan, ein geborner Schottländer, der aber Bürger von Boston und daselbst mit einer Amerikanerin verheirathet war, meldete sich für eine solche Anstellung und versprach, aus den Vereinigten Staaten, woselbst auch eine Agentschaft bestehen sollte, das nöthige Getreide auf neutralen Schiffen zu liefern. Picquet, der früher schon viele Geschäfte mit Swan gemacht,

unterstützte dessen Bewerbung. Bei den nöthigen Lokalkenntnissen und einem gewandten spekulativen Geist schien dieser Mann zu solchen Operationen vorzüglich geeignet. Da derselbe aber damals schon in einem etwas zweideutigen Rufe stand, so glaubte man, ihm noch einen Gehülfen beigesellen zu müssen, dessen hohe Rechtschaffenheit allgemein anerkannt und nicht dem geringsten Zweifel unterworfen wäre, welcher durch seine Persönlichkeit Vertrauen erwecken und gleichsam einen moralischen Glanz über die Agentschaft verbreiten könnte.

Ein solcher Mann war Schweizer und Picquet schlug ihn daher zu Swans Mitagenten vor. Seine edle Uneigennützigkeit, seine erprobte Ergebenheit, seine manigfaltigen Kenntnisse hatten ihn längst so vortheilhaft ausgezeichnet, daß Picquets Vorschlag nicht nur keine Schwierigkeiten fand, sondern daß Schweizern diese vortheilhafte Stelle, die sein ehemaliger Kassier Sonthonas sich selbst gern zugeeignet hätte und um welche sich viele Franzosen bewarben, nunmehr vorzugsweise und unter einem Gesichtspunkt angetragen wurde, der seiner Eitelkeit nothwendig schmeicheln mußte.

Die Regierung, indem sie diese wichtigen Geschäfte zwei Ausländern übertrug, glaubte die Waarenladungen durch den Namen derselben auf der See desto sicherer gedeckt; der Hauptgrund aber, warum Picquet gerade Schweizern und keinen andern mit dieser Stelle bekleidet wissen wollte, war folgender:

Wenn er auch Zeuge von Schweizers Flüchtigkeit gewesen, so mußte er doch glauben, dieser würde eine so günstige Gelegenheit, seine zerrüttete Oekonomie wieder herzustellen, mit Eifer benutzen. Dann konnte er auch auf Schweizers Wort und Redlichkeit mehr als bei jedem andern Menschen zählen und mit Zuversicht hoffen, diesen unerschütterlich treuen Mann zu seinem eignen Vortheil zu gebrauchen, denn die geheime Bedingung, unter welcher Picquet Schweizern diese Stelle zuhielt, war eine Verpflichtung, daß dieser letztere mit jenem seinen Gewinn bei diesen Geschäften zu gleichen Hälften theilen sollte.

Um ihm die Aufgabe zu erleichtern und ihn selbst im Auge zu behalten, sollte Sonthonas ihm beigegeben werden und dieser in Schwei-

zers Namen, eigentlich aber als Picquets geheimes Werkzeug, Swans Rechnungsführung unter dem Titel eines Buchhalters beaufsichtigen. Dazu war Sonthonas gleich bereit, zumal er sich in Frankreich nicht sicher glaubte, indem er sich fürchtete, von Mangins Frau, die ihn haßte und seine Verbindungen mit geächteten Parteimännern genau kannte, verfolgt und angeklagt zu werden, und ihm mit Swans Einwilligung versprochen wurde, den zehnten Theil des Gewinns der Agentschaft für seine Buchhaltung einzuernten.

Schweizer hatte die ersten Eröffnungen über diesen Gegenstand in Zürich erhalten und er benutzte dieselben als einen guten Vorwand, seine diplomatische Stelle in der Schweiz aufzugeben und zu seiner Gattin nach Paris zurückzukehren, wo diese manigfaltigen Gefahren bloßgestellt war.

Daselbst angelangt, blieb er lange unschlüssig, ob er die ihm dargebotene Stelle wirklich annehmen dürfe. Er hielt sich nicht dafür geeignet, Geschäfte zu besorgen, die ihm noch völlig fremd waren; eine Verbindung mit Swan schien ihm eben auch nicht einladend und gegen jene geheime Bedingung, jeden regelmäßigen Gewinn mit Picquet zu theilen und gleichsam dessen untergeordnetes Werkzeug zu werden, sträubte sich sein besseres Selbstgefühl. Dieser aber bearbeitete ihn unaufhörlich, indem er ihm darthat, wie alle lästigen Geschäfte durch Swan geleitet werden könnten, wie derselbe alle Verantwortlichkeit auf sich allein nehmen müsse und wie Schweizer bloß verpflichtet sein würde, dessen Rechnungsführung im Auge zu behalten.

Als Schweizer sich freimüthig erklärte, auch dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein, anerbot sich Sonthonas wie von ungefähr und als ein zu jedem Opfer bereitwilliger Freund, dieses Stück Arbeit für ihn zu besorgen. Beide, Picquet und Sonthonas, hatten durch Vorspiegelungen, wie Schweizer vermittelst dieser Agentschaft ein glänzendes Glück machen könnte, Magdalene schon gewonnen und seine eigne Gattin ermunterte ihn nun ebenfalls zur Annahme auf.

Von allen Seiten bestürmt, begann er endlich sich diesen vereinten Zumuthungen zu fügen, zumal das Geschäft wirklich einen sichern, großen und rechtmäßigen Gewinn versprach. Ohne Picquets Verwendung

wäre ihm dasselbe nicht angetragen worden; es ließ sich also gewissermaßen als eine Kommandite von diesem betrachten. Sein Vermögen war dahin; es blieb ihm nichts mehr übrig, womit er sich wieder hätte emporschwingen können. Die Noth war dringend.

Ein besonderer Umstand gab seiner Entscheidung vollends den Ausschlag. Schweizer hatte sein Vaterland verlassen, weil seine exaltirten Begriffe in diesem weder politische noch moralische Freiheit nach seinem Sinne gefunden. Die französische Revolution schien ihm alles und noch weit mehr zu versprechen, als er sich je in seinen hochfliegenden Wünschen geträumt. Nun aber war er mit den Wirkungen, welche die Anwendung philosophischer Grundsätze politischer Freiheit bei dem französischen Volk hervorgebracht hatte, allmählig unzufrieden geworden. Er sah sich in seinen großen Erwartungen getäuscht; die Entwicklung zum Guten, wenn er mitunter auch noch darauf zählen mochte, blieb seiner Ungeduld viel zu lange aus; dagegen hatten Robespierres Gräuelthaten sein menschliches Gefühl empört[25]). In Amerika hoffte er seine philanthropischen Träume und Wünsche verwirklicht und dort ein wiedergeborenes Volk in ruhigem Genusse verfassungsmäßiger Freiheit und durch dieselbe moralisch veredelt zu finden. Bekleidet mit einer Stelle, die ihm Ansehen und überall Zutritt verschaffen müßte, dieses Volk beobachten und wichtige philosophische Resultate aus solchen Betrachtungen ziehen zu können, schien ihm noch weit mehr, als die Wiederherstellung seines Vermögens einer Reise nach Nordamerika werth zu sein. Seine Phantasie faßte diesen Gedanken mit dem gewöhnlichen Feuer auf, und nunmehr sehnte er sich nach jener gepriesenen neuen Welt hinüber.

Magdalene, die mit dazu beigetragen, seinen Entschluß zu bestimmen, glaubte als Gattin sich verpflichtet, ihn nicht zu verlassen und die Gefahren der Seereise mit ihm zu theilen. Was auch Schweizer gegen dieses Wagstück einwenden mochte, so dringend mein Vater, als er davon unterrichtet wurde, seine geliebte Nichte aufforderte, die Rückkehr ihres Gemahles bei ihm in Zürich abzuwarten: sie ließ sich nicht von ihrem Vorsatz abwendig machen und rüstete sich mit beispiellosem Muth auf die weite Reise.

Mit Sonthonas war Schweizer in dem Sinn übereingekommen, wie der verschmitzte Picquet die Einleitung getroffen, und glaubte sich in seinem ehemaligen Kassier einen treuen Freund und Gehülfen und zugleich einen unterhaltenden Reisegefährten gewonnen zu haben.

Ein Landsmann, Rudolf Aeschmann von Wädenschweil, der sich als Kaufmann und Spekulant ohne eigene Mittel in der Welt herumgetrieben, in London Geschäfte gemacht, zufällig nach Paris gekommen war und nunmehr dem Glück in Amerika nachzujagen gedachte, schloß sich ebenfalls an Schweizer für die Seereise an und wurde von diesem bereitwillig mit in sein Gefolge als Commis aufgenommen.

Für Babette Bansi wurde ein Pensionat in Paris ausgemittelt, wo sie über die Abwesenheit ihrer Pflegeltern wohnen und ihre artistischen Studien fortsetzen sollte.

Swan schien mit Schweizers Ernennung zu seinem Mitagenten wohl zufrieden und hatte diesem sogar einen höflichen Brief nach Zürich geschrieben, um ihn einzuladen, sich möglichst bald mit ihm in Paris zu vereinigen; aber im Hintergrund seines verschlagenen Gemüthes kochte Unmuth, daß er die Agentschaft nicht für sich allein behalten konnte. Er hätte Schweizers Antheil lieber seinem Handelsgefährten Dallarde, mit dem er in Verbindung blieb, oder dem Hause Lübbert & Dumas in Hamburg, an das er für seine neuen Geschäfte mit der Regierung wieder angewiesen war, zuhalten mögen, um diese für seine Zwecke zu gewinnen. Er ließ sich indessen unter der Hand in Verpflichtungen gegen beide ein, die aber von seiner Seite so verworren eingeleitet waren, daß in der Folge der größte Nachtheil für alle Betheiligten daraus erwuchs. Aeußerlich schien er unbefangen zu Werk zu gehen, eilte aber, nachdem er sich mit Schweizer halbweg verständigt hatte, vor diesem in Amerika anzulangen.

Die Agentschaft war von der Regierung mit großen Mitteln versehen worden. Sie sollte die Summen in Empfang nehmen, welche der französische Hof den Nordamerikanern für die Bestreitung ihres Freiheitskrieges gegen die Engländer vorgestreckt hatte, und über das wurde sie schon zum Beginn ihrer Unternehmungen mit einem Werth von

22,728,000 Franken kreditirt. Dieser Werth bestand größtentheils in Wechselbriefen, daneben in einer Ladung französischer Weine, in Gold- und Silberstangen, in goldenem und silbernem Tafelgeräth, in kostbaren, von dem berühmten Boulard [26]) verfertigten Mobilien, in Gemälden und andern Gegenständen des Luxus, die von der königlichen Familie und von vornehmen Emigranten erbeutet worden und nun in Amerika verkauft werden sollten. Die Vorbereitungen zur Verpackung und Einschiffung dieser Waaren verzögerten Schweizers Abreise bis nach dem Herbst, wodurch er genöthigt wurde, seine Pilgerfahrt in der ungünstigsten Jahreszeit anzutreten.

32.

Schweizer verläßt Paris mit Magdalene, Sonthonas und Aeschmann und schifft sich zu Bordeaux ein. Anhaltender Westwind und schlimmes Wetter verfolgen die Reisenden. Sturmbilder. Gefahr, mehrmals Schiffbruch zu leiden. Das Schiff ist so übel zugerichtet, daß es die Fahrt nicht weiter bestehen kann. Schweizer wird noch auf der See geprellt. Meuterei der Mannschaft. Das Schiff erreicht mit Noth den Hafen von Brest. Hier wird Magdalene an's Land gebracht und muß sich entschließen, allein nach Paris zurückzukehren.

Im Anfang Novembers (1794) verließ Schweizer das blutbefleckte Paris mit Magdalene, Sonthonas und Aeschmann. In Ermanglung von Pferden, welche für die Armeen in Beschlag genommen waren, mußten ihre zwei schwerbepackten Wagen, gleich denjenigen des Königs Dagobert auf dessen Zug durch Aquitanien, von Ochsen fortgeschleppt werden und so langten sie erst spät in Bordeaux an.

Swan hatte zwei Transportschiffe gemiethet; das bessere, womit er früher unter Segel gieng, für sich selbst ausgesucht, und dagegen für Schweizer, dessen Begleit und für die ungeheure Ladung von Kostbarkeiten ein altes Fahrzeug, den „Suffolk", zurückgelassen, das, kürzlich von Wind und Wellen übel zugerichtet, in Dünkirchen nothdürftig ausge-

bessert worden und einem amerikanischen, schielenden Schiffer, Namens West, gehörte.

Auf diesen „Suffolk", nachdem er beladen worden, schiffte sich nun die Gesellschafft am 12. November ein und fuhr bei schlechtem Winde, auf welchen schon des Schiffers Name unheilverkündend hindeutete, die träge Garonne hinab dem Meere zu, verfolgt von traurigen Erinnerungen, die auf's neue durch den Anblick einer französischen Corvette aufgeregt wurden, welche 150 altgläubige Priester nach den verpesteten Moorgründen Guianas in die Verbannung tragen sollte.

Die gute Magdalene hatte zwar keine bequeme Einrichtung auf dem Schiff erwartet, sich aber doch alles weit erträglicher vorgestellt, als sie es nunmehr fand. Sie, die gewohnt war, in ihrem heitern Salon auf weichem Kanapee zu ruhen, mußte hier in einer engen dunkeln Koje und hinter einem groben Bretterverschlag mit einem harten und so kurzen Lager verlieb nehmen, daß sie kaum ihre zarten Glieder auf demselben ausdehnen konnte. Das Geschrei der Mannschaft, das Gepolter des Takelwerks, das Rauschen der Wellen, das Sausen des Windes, das beständige Schaukeln, welches sich ihrem reizbaren Nervengewebe doppelt empfindlich mittheilte, das alles verscheuchte den Schlaf von ihren müden Wimpern und sie litt schon an Uebelkeiten, bevor sie noch die offene See erreicht hatte.

Auch Schweizer war mit seiner eigenen Lagerstätte unzufrieden, was folgende Zeilen aus seinem Tagebuch bezeugen:

„Wie züchtigt Zärtlinge das Schicksal oft!
„So wie ein Rüde, dem den neuen Stall
„Der Zimmermeister, grob ihn hobelnd, macht',
„Sich lange nicht drein schiebt, und hin und her
„Sich an der langen Kett' ergeht, und jeden
„Der Winkel schaut mit grollem Aug' und sich
„In keinen schieben will, so kroch ich jetzt,
„Da schwacher Tagsstrahl leuchtete, rings um
„Mein hundertmal vermaledeites Bett!"

Allein er waffnete sich mit stoischer Selbstverläugnung gegen die Entbehrung mancher gewohnten Bequemlichkeit. Im Anfang der Fahrt

war er von dem erhabenen Schauspiel, welches das Meer, der Zug der Wolken, das Zusammentreffen mit Schiffen aus den verschiedensten Weltgegenden gewährte, aufgeregt und gleichsam begeistert worden. Er sammelte poetische Bilder und saß gewöhnlich auf dem Verdeck, wo er sich die Zeit mit Schreiben kürzte und immerwährend Verse machte.

Aber das Wetter wurde gar zu schlecht. Dunkle Wolken hiengen wie Säcke bis auf das Meer herab. Der Gegenwind blies anhaltend aus Westen und artete endlich in völligen Sturm aus. Bald wurde der alte „Suffolk" gegen die Küsten von Dover, dann wieder links abwärts gegen das Vorgebirg Finisterre getrieben. Schweizer bekam nun auch, gleich wie Magdalene, Sonthonas und Aeschmann die Seekrankheit in einem hohen Grad und vermehrte dieselbe noch durch seine Unruhe. Unten in ihrer Koje lag Magdalene mit gebrochenen Augen, zusammenfahrend bei jedem Stoß des Schiffes, ein rührendes Bild der Geduld und großmüthiger Hingebung. Sie litt öfters Mangel an der nöthigsten Erquickung. Der niederträchtige Schiffer wußte immer die Zubereitung der Lebensmittel bei weniger stürmischer See zu verzögern und ließ dagegen auftragen, wenn das Schaukeln des Schiffes die Uebelkeit seiner Passagiere vermehrte und den Genuß der Speisen unmöglich machte, die er dann für seinen eignen Gebrauch bei Seite schaffte, so wie er sich auch Schweizers mitgenommene Weine trefflich schmecken ließ.

Das schlechte Wetter dauerte fort. Am 22. November wüthete der Sturm noch gräßlicher als zuvor. Das Geheul des Windes, der Matrosen verdoppeltes Geschrei, das Herunterkollern aller unbefestigten Geräthschaft, das auf und nieder Tauchen des stöhnenden Schiffes schreckte die zitternde Magdalene aus ihren wachen Träumen auf. Sie hielt sich für verloren und sah dem nahen Tod im nassen kalten Abgrund entgegen. Schweizer klammerte sich an ihr Lager fest und fand keine Worte, sie zu trösten und aufzurichten.

„Was in dieser schwarzen Höllennacht
„Die arme Magdalene alles litt, das könnt'
„Ich nur mit meinen Thränen schreiben"

meldete er in seinem poetischen Tagebuch. Unthätig und willenlos muß-

ten beide ihr Schicksal erwarten; aber dieses hatte beschlossen, sie noch für schmerzlichere Prüfungen aufzusparen.

Der Sturm nahm wechselnd ab und zu. Die Mannschaft war von übermäßiger Anstrengung erschöpft, ohne daß die Reise befördert worden wäre. Das Schiff konnte bloß laviren und mußte am 26. November gewendet werden. Bei dieser Bewegung schlug die schlecht angeordnete Ladung mit gräßlichem Gepolter um. Die im Raum versteckten Mäuse und Ratten flüchteten sich aus ihren Schlupfwinkeln herauf bis in die Kajüte und krabbelten pfeifend auf den Gesichtern der im Bette liegenden Passagiere herum; Verwirrung, Angst und Schrecken bemächtigten sich selbst der kühnen Matrosen.

Mit neuer Wuth erhob am 29. sich der Orkan, wühlte Meer und Wolken in scheußlichem Chaos durch einander und schleuderte den alten „Suffolk" wie eine Nußschale hin und her auf den berghoch aufgethürmten schwarzen Wogen, die schon durch manchen Leck eindrangen, über dem Verdeck zusammenbrachen, und wovon eine sogar sich bis in Magdalenes Koje hineinwälzte. Die geringe Matrosenzahl reichte kaum für den Dienst der Pumpen hin. Segel und Tauwerk waren zerfetzt; der Bugsprietmast zersplittert und plötzliches fürchterliches Krachen verkündigte noch größeres Unheil. Der große Hauptnagel des Steuerbalkens war zerknickt wie ein Strohalm. Jetzt stürzten die Zimmerleute, mit Aexten und Hebebäumen bewaffnet, in Magdalenes Verschlag, um von hier aus die dringendsten Verbesserungen zu bewerkstelligen; und schauernd vor Nässe, Frost und Jammer wurde sie genöthigt, ihr Lager zu verlassen, bis diese mühsame Arbeit, bei welcher ihre Unglücksgefährten den keuchenden Werkleuten mit hörnernen Laternen leuchteten, nothdürftig verrichtet war. Allein das Steuer hatte bereits so bedeutenden Schaden gelitten, daß dasselbe mit jeder Stunde tiefere Risse bekam und mehrmals von einem beherzten Manne, der sich an Seilen nackt in die tobende See hinabwagte, mit Nägeln zusammengeflickt werden mußte.

Die Hoffnung, auf Madeira landen zu können, wurde getäuscht, dagegen Magdalene bei anhaltender Seekrankheit noch von einem heftigen Fieber überfallen. Auf dem wild herumgetriebenen Schiffe befand sich

kein Arzt, keine weibliche Bedienung. Die abgematteten Matrosen konnten eine solche auf keinen Fall ersetzen und hatten ohnehin genug mit Rettung des Schiffes zu thun. Schon war das Wasser übelriechend geworden und keine Labung wurde der Leidenden zu Theil.

In der Nacht vom 1. Dezember trieb der Wind das Schiff endlich, wie einen vom Bogen abgeschossenen Pfeil, in gerader Richtung vor sich her. Zum ersten Male trat der Mond aus zerrissenem dunkeln Gewölk hervor; sein Silberstrahl senkte sich durch die offne Lucke auf Magdalenes bethräntes Lager. Da richtete sie mit zerstört herabhängenden Locken sich in wehmüthigen Phantasien empor, heftete den starren Blick der großen blauen Augen auf das hereinbringende Licht und wähnte den Geist ihrer längst verklärten Schwester Martha zu sehen, der sie aus diesem Jammer zu erlösen komme. Voll Sehnsucht nach Vollendung streckte sie die weißen kalten Arme nach ihr aus, unterhielt sich, irre redend, mit der Sternenwandlerin und wandte sich dann zu ihren Leidensgefährten, daß auch diese mit der schönen Erscheinung sprechen möchten, bis sie endlich das Haupt zurücklehnte und in dumpfen Schlummer versank.

Schweizer wollte verzweifeln. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er Magdalenen gestattet, ihn zu begleiten, daß er sie diesen Gefahren preisgegeben. Ueber die ganze Prüfungszeit war kein Wort der Klage ihren Lippen entschlüpft und ihr edles, großmüthiges Schweigen folterte ihn nur desto heftiger. In jedem Augenblick, wo es seine Uebelkeit oder eine mäßigere Bewegung des Schiffes zuließ, pflegte er seine Empfindungen niederzuschreiben und es sind noch einige solcher Blätter vorhanden, auf welche er damals seine Klagen mit kaum zu entziffernden Federzügen hinwarf. Es heißt daselbst:

„So muß ich es denn sein, Geliebte, der dich immer von einem „Unglück zum andern führt, ich, der ich dich über alles liebe! O ich „Elender, der ich dich dem schöngebauten Terassenhause ob dem Haine „der Limmat entriß und nun endlich gar aus der Ruhe, die dein schwa„cher Körper in der reichen Lutetia genoß, herausriß auf die wilde See! „Ach, das Siebengestirn, das wir ob dem Uto in den Tagen unsers

„Glückes schimmern sahen und dann schlummern giengen, bis die Vögel „uns weckten, das glänzt jetzt kalt auf unser geschleudertes Schiff herab „und sein Strahl beleuchtet anderswo Glückliche auf dem festen Lande! „Zwar drückst du schweigend mit sympathetischer Hand die meine an deine „Brust und tröstest mit deiner süßen Stimme meine Leiden; Güte blickt „mir dein großes Auge! Ja, verbirg mir deinen Kummer nur, sonst „wird das Herz mir brechen!"

Am 3. Dezember trat endlich Windstille ein. Das Schiff wurde einigermaßen hergestellt und gereinigt. Schweizer saß wieder auf dem Verdeck und machte Verse und selbst Magdalene, welche, vom Fieber verlassen, sich ein wenig erholt hatte, wagte sich aus ihrer Marterkammer hervor, nach Schweizers Tagebuch

„Wie das Fräulein mit dem Sonnenschirm,
„Wenn hoch die Wolken an den Aether steigen,
„Hervor aus eines Barometers Zelle tritt."
— — — — — — — — — — „Zweifelnd
„Mit großem Aug des guten Anblicks. Da
„Sahn wir nun, wie der bessre Wind die Woge
„Bestreitet, die noch her von Westen rollt,
„Wie endlich sich ein trocknes Bett die Sonne
„Von warmem purpurnem Gewölk bereitet
„Und ihre Schönheit in den Wellen schaut.
„Welch froh Gefühl hob uns die Herzen jetzt!
„Ein jeder drückt es aus nach seiner Art:
„Freund Sonthonas hüpft Operntänze durch (!),
„Mit langem Judenbart, dem Volk zur Freude.
„Und wie des Regens Tropfen an der Blume
„Bebt eine Freudenzähr' an Lenens Auge.
„Der Abend kam, goß einen hohen Strom
„Orangenfarb erglühnder Luft rings um
„Den Horizont des Wests. Und ihm entgegen
„Erhob der Mond auf blumigtem Gewölke
„Mit Regenbogenfarben sanft tingirt
„Sich auch. Es wandelt alles Volk erfreut
„Auf dem Verdeck herum und jeder pfeift
„Und singt die Lieder seines Vaterlandes."

Aber die Leidenspause dauerte nicht lang. Am 6. Dezember, auf der Höhe von Bretagne und bei wieder stark bewegter See, zerbrach mit lautem Klang das morsche Steuer vollends in seinen rostigen Angeln. Die Mannschaft jammerte, der Schiffer fluchte und erklärte roh, jetzt müsse man dem blinden Schicksal sich ergeben! Schweizer, der nur für seine Gattin besorgt war und ihr am Lande Linderung zu verschaffen hoffte, begehrte nach der Küste, ermahnte den Schiffer, das Steuer noch einmal flicken zu lassen und dann die Fahrt gegen Brest zu lenken. Allein der eigennützige West, dem für die Reise nach Boston von Swan im Namen der Agentschaft 3000 Guineen zugesichert waren, stellte sich an, als ob seine Ehre ihm nicht gestatte, nach Frankreich zurückzukehren. Je mehr jener in diesen Geizhals drang, desto unerbitterlicher zeigte sich derselbe. Schweizer, der so oft schon auf dem festen Laude geprellt worden, war bestimmt, es nun auch selbst noch auf dem Meere zu werden. Der Oberbootsmann Kelly trat zum Schein dazwischen, schilderte ihm, was bei fortgesetzter Fahrt mit einem baufälligen Schiffe, bei verminderten Mundportionen von der bereits unzufriedenen Mannschaft alles zu gefährden wäre und erbot sich, mit dem schielenden West zu unterhandeln. Dieser, welcher ohnehin mit zerbrochenem Steuer und unbrauchbarem Bugsprietmast die See keine zehn Tage länger hätte halten, geschweige denn Amerika erreichen können, und auf jeden Fall genöthigt war, irgendwo anzulegen, schloß nun endlich und gleichsam bloß aus Gefälligkeit mit Schweizer den Vertrag, daß er vorerst das alte Steuer noch einmal flicken lassen und dann den Hafen von Brest zu gewinnen trachten wolle, um daselbst das Schiff gehörig auszubessern und ein neues Steuer anzuschaffen; wogegen aber Schweizer sich verpflichten mußte, nicht bloß alle Kosten dieser Ausbesserungen, sondern auch noch diejenigen des Unterhaltes der ganzen Mannschaft über diese Zeit ganz allein zu tragen!

Neuer Sturm machte die kümmerliche Herstellung des Steuers, das nur noch wenige Tage dienen sollte, beinahe unmöglich. Nur das kleinste Segel durfte aufgespannt werden, um sich allmählich dem Lande zu nähern. Bald wäre das abgemüdete und übel gelenkte Schiff noch

an den Klippen der Insel Quessan gescheitert und ankerte endlich auf der Rhede von Brest.

Jetzt sollten die vielgeprüften Pilger noch eine neue Schreckensszene erleben. Im Jubel über ihre Rettung hatte ein Theil der Mannschaft die Weinfässer gewaltsam angezapft und sich besoffen. Freveln Muthes gelüstete sie nun auch nach den schweren Silbertonnen, die Schweizers Verantwortlichkeit anvertraut waren. Die Rebellion war auf dem Punkte loszubrechen und nur die Nähe des Hafens, dessen Felsenwall mit Feuerschlünden besetzt war, verschaffte den Befehlen und Drohungen des Schiffers Gehör. Die Anstifter der Meuterei wurden an die Mastbäume gebunden, mit Kabeltauen gezüchtigt und so zur Schau gestellt, bis ihr Rausch verrauchte und das Schiff am 13. Dezember im Hafen einlief, nachdem dasselbe dreißig Tage lang, ein Spiel des Windes und der Wellen, über 600 Seemeilen von der Westküste Europas entfernt, wieder an diese zurück und in dem verrätherischen Meerbusen von Biskaya, wo schon ganze Flotten ihr Grab in dem Abgrund fanden, hin und her geschleudert worden war. Sechszehn andere amerikanische Schiffe hatten zu gleicher Zeit das nämliche Schicksal erlitten und wurden in dem kläglichsten Zustand ebenfalls nach Brest zurückgetrieben.

Magdalene ward halb todt an's Ufer getragen. Wie sie hier wieder aufathmete, waren sie und Schweizer so erschüttert und gerührt, aus den Winterorkanen der See gerettet zu sein, daß sie die Hände in einander schlugen und in frommer Erhebung des Gemüthes gelobten, jedes Jahr an dem Tage, wo ihr Fuß die sichere Erde wieder betreten, „dem Himmel das Dankopfer der Freudenzähren eines erquickten Unglücklichen zu bringen.“

Aber nach der Stadt gebracht, fühlte Magdalene sich dermaßen geschwächt und an allen Gliedern zerschlagen, daß sie nun endlich ihren Vorsatz, mit Schweizer nach Amerika zu reisen, aufgeben mußte, indem sie einsah, wie sie durch ihre längere Gegenwart ihm nur eine Last aufbürden, dagegen ihm auf keine Weise nützlich werden könnte.

Die bevorstehende Trennung bereitete beiden neuen Kummer; indeß beschleunigte Schweizer Magdalenes Rückreise nach Paris, da hier

in Brest kein bequemes Unterkommen für sie auszumitteln war. Er führte sie vor Tagesanbruch unter den erlöschenden Laternen der noch schlummernden Stadt an die Diligeance und riß sich mit den schmerzlichsten Gefühlen von ihr los. Ihm graute vor dem Gedanken, sie ganz allein unter unbekannten Menschen durch Gegenden reisen zu lassen, welche in diesem Zeitpunkt allgemeiner Gährung besonders unsicher waren und doch gestatteten ihm Pflicht und Ehre nicht, sie zu begleiten. Er mußte zurückbleiben, um sich neuerdings und unverzüglich einzuschiffen, sobald der „Suffolk" wieder ausgebessert sein würde.

33.

Magdalenes gefährliche und langsame Reise in der Diligeance. In Paris zieht sie zu der Frau des Santhonas und will nicht nach Zürich, wohin sie eingeladen ist. Vorurtheile gegen ihre Landsleute; komische Aeußerungen dieser Mißstimmung. Sie agiotirt im kleinen und möchte gern größere Geschäfte machen, was ihr aber abgerathen wird. Sie begibt sich derselben und bezieht eine eigne Wohnung. Hier legt in der Abgeschiedenheit sich ihre frühere Ueberspannung und sie beginnt eine klare Einsicht ihrer Verhältnisse zu gewinnen.

Langsam bewegte sich, bei kurzen trüben Wintertagen, die vollgepfropfte Diligeance, in welcher Magdalene, von ihren Leiden auf der See am ganzen Körper geschwollen, in einer Ecke zwischen fremden Gestalten eingepferchst, mehr lag als saß. Bei so verhängnißvollen Zeiten getraute sich niemand mehr anders als mit der Diligeance zu reisen, die von 30 Mann Infanterie, welche von Ort zu Ort abgelöst wurde, begleitet werden mußte, um nicht den Plünderungen der in der Nähe herumstreifenden Chouans ausgesetzt zu sein. Ueberall wurde Halt gemacht; überall hörte man von Mordgeschichten, die sich täglich in diesem unruhigsten Theile der neuen Republik ereigneten. Drei ganze Wochen verflossen, bevor das schwerfällige Fuhrwerk den Raum von

150 Stunden von Brest bis nach Paris durchkarrt hatte. Wie oft mag die gute Magdalene hier wie auf dem Schiffe an das sorglose Leben, das sie einst im Schooße des Wohlstandes und unter angenehmen Umgebungen in der Vaterstadt führte, wehmüthig zurückgedacht und Vergleichungen zwischen der schönen Vergangenheit und der finstern Gegenwart angestellt, wie oft bereut haben, daß Schweizer und sie selbst das Sichere gegen das Unsichere vertauscht!

Endlich erreichte sie doch die Hauptstadt und zwar ohne unglücklichen Zufall. Sonthonas hatte daselbst eine Frau, eine geborne Lyonerin, zurückgelassen, welche, aus mehr als zweideutigen Verhältnissen von ihm herausgezogen, zuerst seine Maitresse gewesen, bis er, durch ihre Jugend und Schönheit gefesselt, derselben eine Art von Erziehung hatte geben lassen und sie dann heirathete. Zu dieser Frau zog nun Magdalene und wohnte mit ihr in der Straße Michaudière zunächst an den chinesischen Bädern.

Sowie in einer ruhigen Lage ihre Gesundheit sich wieder erholte, erhob sich auch ihr Muth von neuem. Sie fügte sich in die Umstände und waffnete sich sogar mit einer Art von Trotz gegen ihr feindseliges Schicksal. Die Schreckenszeit war vorüber; es ließ sich wenigstens ohne tägliche Gefahr ungerechter Anklage und schneller Hinrichtung wieder in Paris leben.

Mein Vater, sobald er ihre Rückkehr von Brest vernommen, ließ schleunig wiederholte Einladungen an sie ergehen und mittelte ihr eine schickliche Reisegelegenheit nach Zürich aus. Davon aber wollte sie schlechterdings nichts hören und lehnte sein Anerbieten, sie bei sich aufzunehmen, beharrlich ab. Falsche Scham, unter so ganz veränderten Umständen in ihre Vaterstadt zurückzukommen, mochte sie zum Theil in ihrem Entschlusse, Paris nicht zu verlassen, bestärken. Mehr aber wirkte dabei ein ungünstiges Vorurtheil, das sie gegen ihre Mitbürger gefaßt hatte. Sie konnte es diesen nicht verzeihen, daß sie ihren Mann bei seiner diplomatischen Sendung so kalt aufgenommen, mitunter scharf getadelt und abgestoßen hatten. Selbst die Erinnerung an frühere Mißbilligung seiner unüberlegten Handlungen wachte wieder bei ihr auf.

Ihr sonst so freundliches Gemüth war bitter geworden; sie hielt alle Zürcher für engherzige, geizige Kleinstädter, unter welchen sie nicht mehr leben zu können glaubte. Unbedeutende Nebenumstände brachten sie noch mehr gegen dieselben auf. Man hatte es z. B. unschicklich gefunden, daß sie auf die Ueberschrift ihrer Briefe nach der Heimat, statt der gewöhnlichen Titulaturen, Citoyen oder Citoyenne gesetzt. — Ein Zürcher, dem sie einen Auftrag nach der Vaterstadt geben wollte, konnte denselben nicht übernehmen; ein anderer hatte abgelehnt, sich mit einem schweren Paket für sie zu beladen. Das alles fand sie lächerlich und nahm es übel. Durch solche Kleinigkeiten ward ihr Mißmuth auf einen hohen Grad gesteigert; selbst ihre Sprache war nicht mehr die nämliche und durch häufigen Umgang mit den Menschen der Revolution barsch und schneidend geworden.

Es ist noch ein komisch derbes Billet vorhanden, das sie damals für den hiesigen Kaufmann Salomon Schultheß zum „Dach" an meinen Vater offen eingeschlagen hatte, um jenen, der nach Paris reisen wollte, nicht einzuladen, die verschiedenen Gegenstände, womit ein anderer sich nicht hatte befassen können, für sie mitzunehmen. Sie war mit diesem Schultheß gar nicht gespannt; er war vielmehr ein alter Bekannter, zugleich aber auch ein Zürcher und deswegen schrieb sie ihm folgendermaßen:

„Citoyen Schulthefs.. Je vous demande un service que „je ne demanderai pas tout à fait à chacun; mais vous êtes „aussi libre à me le refuser, que je le suis à vous le deman„der. Auriez vous assez de complaisance de vous charger, „bien entendu à mes fraix, des paquets suivants, que mon „oncle ou le citoyen Diggelmann vous remettroient: un de „mousseline, un de livres, un de cheveux, un de pastilles „deux cruches d'eau de cerise et peutêtre deux ou trois cent „louis, que vous auriez la bonté de déclarer à Bourglibre „près de Bâle en entrant en France. Vous obligeriez véri„tablement celle qui n'est guère habituée de l'être par ses „compatriotes. Ha, qu'ils ont grand besoin d'aller aux écoles

„des généreux et bienfaisants; „en attendant ils inspirent un „sentiment bien humiliant qui est la pitié. Adieu, mon com-„patriote! Votre Schweizer-Hess.“

Mein Vater lachte über diesen Ausfall seiner guten Mäde, die von jeher ohne Hehl auszusprechen pflegte, was ihr eben durch den Kopf gieng, wenn es auch noch so toll war. Er unterschlug das unstatthafte Schreiben, richtete ihre Aufträge mündlich aus und Schultheß brachte ihr willfährig, was sie verlangt hatte, mit Ausnahme der 300 Louisd'or, von welchen bald die Rede sein wird.

Dieser Mißstimmung ungeachtet, die mehr im Kopf als im Herzen statt fand, empfieng sie alle durchreisenden Landsleute mit ausgezeichneter Freundlichkeit und war immer bereit, jedem derselben alle möglichen Dienste zu erweisen. Sie unterhielt sich sogar noch gerne mit ihnen über Zürich, über die hier üblichen und eigenthümlichen Gebräuche, und alles was in ihren Aeußerungen aus der Ferne rauh und grell zu klingen schien, ward in der Nähe zu unbefangenem und arglosen Muthwillen, der sie, auch unter den traurigsten Umständen, nie ganz verließ. Sie konnte mit leicht beweglichem Gemüth im nämlichen Augenblicke weinen und lachen.

Inzwischen befand sie sich jetzt in einer ziemlich bedrängten Lage. Schweizer hatte ihr wenig Geld zurücklassen können; aus Zürich hatte sie eben so wenig zu beziehen, da die Zinse des hier gebliebenen Ueberrestes ihres Vermögens größtentheils für das Leibgeding ihrer Stiefmutter und für den Unterhalt des wahnsinnigen Jacques aufgiengen, der bei Diggelmann unter der Aufsicht eines eigenen, gut bezahlten Wärters noch immer lebte. Sie zählte zwar auf die Fr. 50,000 von Jeanneret, der bei seinen Anverwandten in Baumarcus wohnte, so fest, daß sie meinem Vater ihre Procuration schickte, um diese Summe, oder wenigstens den Zins davon in der Schweiz für sie zu beziehen; allein Jeanneret vermochte nichts zu leisten und so wurde sie neuerdings durch diesen leichtsinnigen Menschen hingehalten.

Nunmehr fieng sie an, mit ihren Assignaten einen kleinen Handel in einem Zeitpunkt zu treiben, wo Leute aller Stände, vom ehmaligen

Herzog bis zum gemeinsten Sanscülotte, sich in Paris mit dergleichen Spekulationen durchhelfen mußten. Die Sonthonas, eine intriguante Frau, welche auch dergleichen trieb, gab ihr die Anleitung dazu. Sie fand unter der bürgerlichen Mittelklasse, wo in Paris wie überall die redlichsten Menschen anzutreffen sind, ein paar dienstfertige Männer, die Bücher für sie kauften, dieselben mit Vortheil wieder absetzten und ihr getreue Rechnung darüber führten. Aufgemuntert durch diesen kleinen Gewinn, hätte sie gern auch größere Geschäfte machen mögen. Es waren überall Nationalgüter feil, die um den zehnten Theil ihres frühern Werthes losgeschlagen wurden, wodurch gewandte Spekulanten, die sich an Ort und Stelle begeben konnten, bedeutende Summen gewannen. Ein solches Gut gedachte Magdalene nun auch zu kaufen, ohne jedoch die nöthigen Kenntnisse zu dessen Bewerbung zu besitzen. Sie forderte meinen Vater auf, ihr in Zürich zurückgelassenes Silberzeug zu veräußern, das wohl noch 300 Louisdor werth sein mochte und dieses war das Geld, das ihr Schultheß hätte bringen sollen. Ehe sie aber Antwort erhalten konnte, glaubte sie einen noch glücklichern Wurf thun zu können, indem ihr ein anderes Nationalgut für 1000 Louisd'or in Geld mit dem Vorgeben angeboten wurde, dasselbe sei 100,000 Franken unter Brüdern werth, und nun verlangte sie von meinem Vater, dieser solle mit möglichster Beförderung die 1000 Louisd'or auf ihre in Zürich befindlichen Schuldbriefe borgen, ohne daß sie bedachte, wie diese schon für einen andern Zweck hinterlegt waren. Allein mein Vater, in der Ueberzeugung, daß sie bei einer solchen Unternehmung, die sie gar nicht verstand, eben so gewiß geprellt werden würde, wie es ihr Gatte häufig geworden, hütete sich wohl, ihr Silbergeräth zu verkaufen, oder sonst ihr aushinzugeben, was ihr in der Folge noch zu gut kommen konnte und rieth ihr vielmehr väterlich ab, sich mit dergleichen Angelegenheiten zu befassen. Sie ließ sich eines bessern belehren und antwortete mit ihrer gewohnten Gutmüthigkeit:

„Tes observations sont justes; je t'en remercie, cher oncle, „ainsi que pour toutes tes peines. Je ne tiens à rien, s'il le „faut. Je ne souffre jamais pour moi, mais cruellement pour

„mon mari et pour tous les êtres bons. Ma vie ne m'est rien; „si je n'ai plus de quoi l'entretenir, je la quitterais comme on „quitte une chemise".

In der Folge schickte ihr Schweizer von Zeit zu Zeit etwas Geld aus Amerika, womit sie Assignaten und Mandate kaufte, so lange diese Papiere noch im Umlauf waren und sich damit leiblich behalf. Mit Anfang des Jahres 1795 und nachdem Sonthonas seine Frau nach Amerika berufen hatte, bezog Magdalene eine eigne, geräumige, aber stille und abgelegene Wohnung im Faubourg Poissonnière, Rue du Paradis und nahm eine verständige Magd, Victoire Beauchard, geborne Fresne von Reconvilliers, Pfarrgemeinde Chindon bei Pierrepertuis, welche die Sonthonas zurückgelassen, zu ihrer Bedienung an.

Hier fand nun endlich ihr Gemüth, vor manigfaltigen äußern Eindrücken geborgen, die lang entbehrte Sammlung und Ruhe wieder in sich selbst und erst jetzt wurde sie ganz dasjenige, was sie eigentlich zu sein bestimmt war.

Als ich im März 1796 aus Holland nach Paris kam, besuchte ich die gute Magdalene drei Wochen lang täglich, fand sie ganz anders als sie mir geschildert worden, für ihre Jahre über alle Erwartung gut erhalten, man konnte sie damals noch eine schöne Frau heißen[27]) und ihre häusliche Einrichtung so beschaffen, daß sie dem Anschein nach für wohlhabend gelten konnte. Sie bewohnte den ganzen ersten Stock eines Hotels, wo sie sechs bis sieben heitere große Zimmer mit eignen Mobilien und zwar mit einem Anstrich von Eleganz ausgerüstet hatte. In dieser Abgeschiedenheit empfieng sie keine Gesellschaft, sondern bloß alte erprobte Freunde, deren Zahl sehr zusammengeschmolzen war. Ich traf selten jemand anders bei ihr an, als den ehrwürdigen Greisen Bitaubé, den Ritter Du Petitthouars und einige Schweizer. Sie saß oder lag am Kamin auf ihrer Chaise-longue, las, schrieb, oder träumte, ließ die bewegliche Bildergallerie der letzten zehn verhängnißvollen Jahre an ihrer Phantasie vorüberziehen, stellte Betrachtungen darüber an und harrete geduldig auf die Rückkehr ihres Gemahls. Alle Exaltation aus der Revolutionsepoche war verraucht, ihre sanfte Gemüthlichkeit ganz wieder

vorherrschend geworden. Sie lächelte nun selbst über ihr früheres Getreibe. Die Treulosigkeit vieler Menschen, die von ihr und Schweizer mit Wohlthaten überhäuft worden und die Lauheit anderer [28]) schmerzte sie mitunter noch in der Erinnerung; allein sie befand sich jetzt auf einem höhern Standpunkt, aus welchem sie das Leben und dessen wechselnde Zustände billiger und weniger scharf zu beurtheilen vermochte. Bei dieser Erkenntniß und in so milder Stimmung hätte sie auf Schweizer, wenn ihr vergönnt gewesen, in seiner Nähe zu leben, vielleicht einen günstigen Einfluß ausüben können. Aber sein Schicksal hatte beschlossen, ihn vollends den Kreis der Täuschungen durchtaumeln zu lassen. Kein guter Genius vermochte ihn aufzuhalten.



34.

Magdalene wird genöthigt, sich von Babette Bansi loszusagen. Was aus dieser und aus ihrem Vater geworden.

Babette Bansi wohnte nicht mehr bei Magdalene, seitdem diese wieder nach Paris zurückgekehrt und ein Quartier bezogen, das viel zu weit vom Louvre abgelegen war, als daß die junge Malerin das Museum, wo sie studirte, täglich und ohne großen Zeitverlust hätte besuchen können. Mit dieser schonenden Wendung beseitigte Magdalene gewöhnlich die Frage, warum ihre Pflegetochter sich nicht mehr bei ihr aufhalte. Eigentlich aber vermochte sie, zumal bei ihrer jetzigen Gemüthsstimmung, nicht, dieses Mädchen länger bei sich zu behalten, das früher schon blinde Liebe mit Undank belohnt hatte. Man weiß nicht, ob man dieses gefehlte Wesen nicht eher bemitleiden als tadeln soll. Die verkehrte Richtung, welche das Kind von seinen Pflegeeltern erhalten, war für alle drei zur Nemesis geworden.

Trotz der geschickten Lehrer, die für sie gehalten, trotz aller Ermahnungen, die ihr öfters gegeben worden, blieb Babette unzart, eigennützig, verschlagen, zu Intriguen geneigt, mit einem Worte schlecht.

Ihre Erziehung war aber auch von Grund aus gefehlt und hätte bloß unter einfachen Umgebungen, für einen von Natur gutmüthigen, reinen und passiven Charakter unschädlich bleiben können; denn Schweizers Grundsatz war, ihre Eigenthümlichkeit sich völlig frei entwickeln zu lassen, diese einzig durch die Anschauung großer Kunstgebilde zu veredeln und durchaus nichts in sie zu pflanzen, was nicht bereits in ihren Anlagen vorhanden gewesen. Dadurch sollte sie in allem originell werden, worauf er den höchsten Werth setzte, in der Ueberzeugung, Rousseaus Worte „tout est bien sortant des mains de l'auteur des choses, et tout dégénère entre les mains de l'homme“ litten weder Ausnahme, noch irgend eine verschiedene Anwendung. Demnach ward in ihr das Böse nicht unterdrückt, das Gute nicht gehoben und ohne moralisch religiösen Unterricht vermochten bloß ästhetische Eindrücke nicht die sinnlich rohen zu überwiegen, die sie täglich unter Verhältnissen erhielt, welche am wenigsten geeignet waren, ihr Herz zu bilden und dasselbe vor unreinen Regungen zu verwahren.

Die Liebe ihrer Pflegeltern, welche bei allen Irrthümern so edle Menschen waren, hätte freilich allein ihr Gemüth zum Guten erheben können und sollen, denn beide hiengen mit inniger Zärtlichkeit an ihr und noch in seinem auf der See geführten Tagebuch dachte Schweizer, der sie noch immer nicht ganz durchschaut hatte, mit väterlicher Zärtlichkeit an Babette, welche er, wie die heutigen Griechen ihre Adoptivkinder, poetisch die Tochter seiner Seele zu nennen pflegte. Allein ihre Selbstsucht war nicht geeignet, solche Gefühle zu erwiedern. Nach Maßgabe, wie Schweizers Wohlstand abnahm und ihr nicht mehr alles zu Theil werden konnte, wonach ihre Eitelkeit gelüstete, begann sie auch unartiger und störrischer zu werden.

Sie hatte schon als Kind, und wahrscheinlich durch ihren Vater wohl unterrichtet, auf eine reiche Erbschaft gezählt; wie nun aber die Aussichten dazu verschwanden, glaubte sie keine Rücksichten mehr beobachten zu dürfen. Wenn auch Schweizer und Magdalene nicht die mindeste Fähigkeit für die Erziehung eines so verschmitzten Kindes besaßen, so berechtigte sie doch alles, was sie in andern Beziehungen für Babette und ihren Va-

ter gethan hatten, wenigstens für den guten Willen einige Dankbarkeit zu erwarten. Allein sie wurden auch von dieser Seite schmerzlich getäuscht.

Während der Revolution, als die heiligsten Bande des bürgerlichen und Familienlebens aufgelöst oder vielmehr gewaltsam zerrissen waren, sah Babette Gräuelthaten begehen, an welche sich zu gewöhnen schon alle Moralität untergraben sein mußte. Ungehorsam, Eigenmacht und Verrath waren an der Tagesordnung und das Beispiel der allgemeinen Zügellosigkeit hatte bald so tief bei ihr gewirkt, daß sie einst während der Schreckensepoche und wie Magdalene kindische Vergehungen an ihr rügte, ihre treue Pflegmutter mit einer Anklage bei dem Revolutionstribunal bedrohte.

Wie sie, zwar unter weiblicher Aufsicht, allein beständig mitten unter jungen lockern Kunstgesellen, sich kaum zur Jungfrau entwickelte, ward sie auch, jener Aufsicht ungeachtet, früh und durch eignen Hang zur Sinnlichkeit ein Opfer der Verführung. Ohne nur im mindesten hübsch zu sein, hatten doch ihre schwarzen glühenden Augen, ihre außerordentliche Lebendigkeit und eine eidechsenartige Gewandtheit, die ihr feingeformtes Figürchen heraushob, etwas Anziehendes für die Männer, so daß selbst der berühmte Maler Gérard nicht verschmähte, sich eine geraume Zeit mit ihr zu belustigen.

Als Schweizers Oekonomie ganz zerrüttet, er selbst nach Amerika verreist war und in Ermanglung anderer Beiträge zu ihrem Unterhalt sich Babette vermittelst ihrer Kunst, die sie auf Schweizers Kosten leidlich erlernt hatte, nunmehr selbst durchhelfen sollte, ward sie immer frecher und betrug sich zuletzt so schonungslos gegen Magdalene, daß diese sich endlich ganz von ihr lossagen mußte.

Bansi war längst mißstimmt gegen Schweizer, seitdem von diesem kein Geld mehr erhältlich war. Jetzt erst fieng er an, sich über die Verwahrlosung seiner Tochter zu beklagen. Er forderte dieselbe zurück und reiste im Jahr 1795 selbst nach Paris, um Magdalene mit Vorwürfen zu überhäufen, Geld von ihr zu erpressen und seine Tochter mit sich fortzuführen. Diese aber gefiel sich damals viel zu gut in Paris, als daß

sie einen solchen Aufenthalt, der ihrem Hang zur Ungebundenheit freien Spielraum gestattete, gegen denjenigen eines Dorfes im Ober=Engadin hätte vertauschen mögen. Sie zeigte ihrem Vater ebenso hartnäckigen Widerstand, als sie früher Magdalenen, wie diese sie zu einer edlern Lebensweise anhalten wollte, getrotzt hatte. Bansi, der sich für Schweizers und seiner Gemahlin Freund ausgegeben und sogar mit seinem Verhältniß zu ihnen geprahlt hatte, verläumdete nun beide mit den giftigsten Anschuldigungen, mußte aber Paris wieder verlassen, ohne irgend einen seiner Zwecke daselbst erreicht zu haben. Wie die Franzosen Graubünden eroberten, bot er diesen seine Dienste an und sie benutzten seine Verschlagenheit und Rachlust. Der ehemalige Pfarrer ward als Adjoint mit Hauptmannsrang bei einem französischen Hauptquartier angestellt und spielte nun in seinem engern Vaterlande sowohl als in der ganzen übrigen Schweiz die Rolle eines sogenannten Capitaine de correspondance, de confiance oder Spions.

Im Jahr 1802 begab er sich wieder nach Paris, theils um bei der damals versammelten helvetischen Consulta zu intriguiren, theils um sich nach seiner Tochter umzusehen. Er fand nun, diese habe nicht den geringsten Begriff von Religion und veranstaltete, daß sie darin bei dem schwedischen Gesandtschaftsprediger Gambs unterrichtet werden sollte. Nach Verfluß einiger Wochen erklärte aber Babette, sie verstehe durchaus nichts von allem, was Gambs ihr vorschwatze und somit unterblieb dieser Unterricht auch wieder.

Zum Abenteurer geboren drängte sich Bansi durch das Labyrinth der Revolution, später durch wechselnde Verhältnisse und lebt jetzt noch als ein alter, unruhiger, von niemand geachteter Mann aus dem Vermögen seiner Frau in Camferr (Campo di ferro) bei Silvaplana [29].

Von Babettes spätern Schicksalen sind nur flüchtige, unzusammenhängende Angaben möglich. Sie verließ Paris, wandte sich nach Italien, trat dort zur katholischen Religion über, wußte sich als eine in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrte Gläubige bei der alten Frömmlerin Lätitia, Bonapartes Mutter, einzuschmeicheln, begleitete diese nach Rom und Neapel und scheint sich unter deren Gefolge in

den Bädern von Ischia befunden zu haben, indem irgendwo im „Morgenblatt" eine empfindsame Schilderung dieser Insel und der zarten, von unverschuldeten Unglücksfällen leidenden Gesundheit der Verfasserin gedruckt in Briefen erschien, welche Barbara Bansi unterzeichnet sind.

Nachher muß sie von Lätitia weg und, in tiefe Armuth gerathen, zu Florenz krank geworden sein. Hier machte sie, wahrscheinlich als eine dürftige Patientin mit dem Professor und Lazaretharzt Laurenz Nannoni [30]) Bekanntschaft und wußte als eine vollendete Komödiantin denselben dermaßen für sich einzunehmen, daß er sie im Jahre 1809 heirathete.

Durch diese Verbindung wähnte sie ihren Ruf in der öffentlichen Meinung wieder gehoben und schrieb an Schweizer und Magdalene, um ihnen die Veränderung ihrer Lage anzuzeigen und sich wieder mit ihnen auszusöhnen. Da sie keine Antwort erhielt, wandte sie sich mit beweglichen Briefen nach Zürich an den redlichen Diggelmann, um diesen Ehrenmann als Vermittler bei Schweizer zu gebrauchen. Sie schilderte sich als ein mißleitetes verkanntes Opfer heimlicher Kabalen und hoffte um so mehr, das früher durch ihre Schuld zerstörte Verhältniß wieder herzustellen, als auch ihr Vater um die nämliche Zeit ähnliche Schritte gethan. Wahrscheinlich hatte das Gerücht von Schweizers in Amerika erworbenen Reichthümern den Wunsch in beiden aufgeregt, an diesen wieder Theil zu nehmen. Aber Schweizer blieb endlich einmal unerschütterlich. Er war zu grob hintergangen und beleidigt worden, als daß er sich neuerdings hätte beschwatzen lassen.

Aus verschiedenen ihrer brieflichen Aeußerungen läßt sich schließen, daß Babette mit ihrem viel ältern Manne nicht eben in gutem Vernehmen lebte und sich in Florenz immer noch mit der Kunst, als einem Erwerbzweig, jedoch ohne bedeutenden Erfolg beschäftigte.

Bei veränderter politischer Lage Italiens verließ sie gegen Ende des Jahres 1814 Florenz und ihren Mann und begab sich nach Paris zurück, um daselbst ehemalige Bekanntschaften zu erneuern und wieder Beschäftigung zu finden. Inzwischen starb ihr Mann und nunmehr wußte sie sich, der Himmel weiß durch wessen Empfehlung, eine Stelle

als **Dame de première classe** in dem königlichen Erziehungshause adeliger Mädchen zu St. Denis auszumitteln(!), wo sie nach einem zehnjährigen Dienst als Lehrerin, wahrscheinlich im Zeichnen, und wenn sie sich so lange gut zu betragen weiß, einen lebenslänglichen Gnadengehalt zu gewärtigen hat.

35.

Schweizers zweite Ausfahrt. Nach überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren landet er im Mai 1795 in Boston.

Schweizer, nachdem er sich im Dezember 1794 mit blutendem Herzen von Magdalene losgerissen, mußte über fünf Wochen in Brest auf die Ausbesserung des Schiffes warten und brachte, ohne irgend eine Bekanntschaft anzuknüpfen, diese Zeit größtentheils einsam in dem „Rattenneste" seines Gasthofzimmers zu. Er goß daselbst seine wehmüthigen Trennungsgefühle in Episteln an seine Gattin aus. Es heißt unter anderm darin:

„Das elende Kämmerchen, wo du geschlummert hattest, die noch „unentweihte Luft, worin dein reiner Athem hauchte, schien mir noch „deinen Geist zu verschließen. Ich drückte mein Angesicht in das Bette, „das dein keuscher Busen gewärmt hatte, und haschte das Bettuch weg, „in das du, sanftes Wesen, dich gehüllt. O, es soll mein Grabtuch „sein, wenn die brüllende Welle ihren kalten, weiten, schaumigten Rachen „wieder gegen mich öffnet; ich schling' es dann um mich, im Wahn, „in deinen sanften Armen zu sterben" u. s. w.

Er brachte auch hier sein auf der See in Jamben geführtes Tagebuch in's Reine und widmete dasselbe unter dem Titel „Magdalenes mißglückte Seefahrt" seinen Zürcher Freunden Caspar Schinz, Caspar Schultheß und ihren Gattinnen.

Am 22. Jänner 1795, als endlich das Schiff zum Scheine wieder hergestellt worden, begab Schweizer mit seinen Gefährten Sonthonas und Aeschmann sich an Bord und segelte bei günstigem Winde von Brest ab.

Allein auf der offenen See erhoben bald sich wieder neue Stürme, die dem morschen „Suffolk" abermals Verderben drohten. Bald zerbrach die Pumpe, bald der Bugsprietmast; bald drang die Salzfluth in die vielen schlecht verstopften Risse des abgenutzten, müde gepeitschten Fahrzeuges. Die eilf erschöpften Matrosen, ein liederliches, abgesoffenes, aus verschiedenen Weltgegenden zusammengerafftes Gesindel, vermochten kaum, die nöthige Arbeit zu verrichten und am 13. Februar erklärte der Spitzbube von Schiffer, es sei an weitere Fortsetzung der Reise nicht zu denken; er müsse, wo es immer sei, Land zu gewinnen suchen, um nicht mit Mann und Maus unterzugehen. Nach fünf schrecklichen Tagen lief er endlich (18. Februar) in der Bucht von Terceira (eine der neun azorischen Inseln) ein, um den elenden „Suffolk" neuerdings ausflicken zu lassen. So gut hatte bereits Swan, der Schiffbesteller, für seinen Mitagenten gesorgt!

Auf der jammervollen Fahrt von Brest bis hieher und seitdem Magdalene die Gefahren der Seereise nicht mehr mit ihm theilte, war Schweizer nie um sein Leben besorgt gewesen. Er hatte sich mit stoischem Muthe gewaffnet und erwartete geduldig, was über ihn verhängt sei. Wenn das Schiff bei gänzlicher Windstille nicht vorwärts kam, sprach er zu sich selbst: „lerne schweigen, Gott schweigt!" und wenn der Orkan brauste und das dunkle Wellengrab seinen gähnenden Rachen gegen ihn öffnete, schrieb er:

„Wer sich vom Schicksal nicht ermüden läßt,
„Gewinnt am End' den Muth, es zu verachten,
„Wenn er es nicht besiegt."

Die Muse nur stand tröstend ihm zur Seite. Aeschylus hob seine Seele und sein Tagebuch führte er in Jamben fort bis nach Terceira. Von hier aber fehlen alle weitern Daten seiner unglücklichen Reise, die noch übermäßig lang dauerte. Mit Anfang Mais erreichte er endlich das Ziel und landete mit den ihm anvertrauten und wie durch ein Wunder geretteten Schätzen in Boston.



36.

Nähere Auskunft über die Aufträge der Agentschaft und über den Gewinn, welcher derselben von der französischen Regierung zugesichert war. Swan hat sich bereits der Leitung aller Geschäfte ganz bemächtigt. Schweizer verläßt sich auf ihn und nimmt selbst keinen Theil daran. Schilderung Swans und seiner Familie.

Nach überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren war Schweizer nun auf den Punkt gelangt, wo ihm voller Ersatz für alle frühere Einbuße verheißen war und wo er sich ein neues und größeres Vermögen, als dasjenige, welches er in Paris verscherzt, mit rechten Zügen hätte sammeln können.

Die Agentschaft war durch den Beschluß vom 18. Juli 1794 von dem Wohlfahrtsausschuß beauftragt, Lebensmittel, Flottenbedürfnisse, Materialien und Waaren von der verschiedensten Art in Amerika aufzukaufen, selbige auf dänischen Schiffen und, gegen jeden Angriff gesichert, unter ihrem Privatnamen nach Frankreich abzufertigen, alle in den Seehäfen der Vereinigten Staaten landenden französischen Schiffe zu verproviantiren und die dem Feind abgenommenen nebst ihren Ladungen zu verkaufen. Auf allen diesen großen und vielseitigen Operationen waren der Agentschaft verschiedene Prozente, die sich im Durchschnitt auf fünf vom hundert beliefen, zum voraus zugesichert.

Die Schuld der Vereinigten Staaten gegen die französische Regierung betrug ungefähr dreißig Millionen Franken und die Agentschaft, durch deren Hände die Rückzahlung derselben stattfand, war ebenfalls befugt, ihre Prozente für eigne Rechnung vorweg davon zu entheben. Die damals noch geldarmen Staaten hatten früher für Entrichtung dieser Schuld keine Fonds ausgemittelt und erst jetzt dergleichen in Staatspapieren unter dem Namen der „quatre et demi pour cent“ und „cinq pour cent“ gestiftet. Da diese Aktien aber in Amerika selbst noch wenig Abnehmer fanden, so wurden sie nach London geschickt und daselbst durch das Haus Casanove allmählig auf der Börse gegen Wechsel

umgesetzt. Auf diesen Wechseln, sowie auf dem Verkauf der mitgebrachten Kostbarkeiten, war wieder neuer, rechtmäßiger und großer Gewinn für die Agentschaft zu gewärtigen.

So sichere Aussichten auf glänzendes Glück hatte Schweizer in seinem ganzen Leben noch nie vor sich gesehen. Es brauchte nur Sachkenntniß, Fleiß und Beharrlichkeit, um dasselbe zu erreichen und festzuhalten.

Inzwischen war Swan auf seinem bessern Schiffe schon 6 Monate früher als Schweizer in Amerika angelangt und hatte die Geschäfte bereits in vollen Gang gebracht, einige derselben sogar schon ganz beseitigt. Er reiste hin und her, nahm Gelder und Wechsel in Empfang, kaufte und verkaufte, sandte Getreideladungen und Schiffsbaumaterialien nach Frankreich hinüber und handelte dermaßen unumschränkt und eigenmächtig, daß er Schweizer, wie dieser sich endlich bei ihm einfand, nicht einmal mit der wesentlichen Beschaffenheit und dem eigentlichen Vortheil dieser vielseitigen Angelegenheiten bekannt machte. In Ermangelung des Buchhalters Sonthonas, der mit Schweizer durch die Stürme auf der See zurückgehalten worden, ließ er den Briefwechsel, die Bücher und Rechnungen unter seiner unmittelbaren Leitung in Philadelphia, dem damaligen Sitz des Kongresses, durch zwei amerikanische Sekretärs, Bacon und Broadfurd, die ihm ganz nach Willen lebten, führen und zwar so, daß die Geschäfte der Agentschaft, seine eigenen mit Dallarde und andern, die unter dem Namen James Swan & Compagnie vorkamen, alle vorsätzlich durcheinander gemischt wurden. Wie Sonthonas die ihm übertragene Stelle nun wirklich antreten und verwalten wollte, ward er unter mancherlei Vorwand daran verhindert, niemals förmlich zugelassen und konnte bloß zur Seltenheit und höchstens auszugsweise und ohne Ordnung flüchtige Noten erhaschen, womit er sich auch bald begnügte.

Schweizer hatte sich allerdings vorgenommen, für die Herstellung seines Wohlstandes besorgt zu sein. Nachdem er beinahe alles verloren und nun manches entbehren mußte, was ihm früher zum Bedürfniß geworden, und seitdem er seinen unbegrenzten Trieb zur Wohlthätigkeit

nicht mehr befriedigen konnte, fand er doch, der Reichthum sei nicht zu verachten. Er schrieb auch folgende Zeilen unter seine Lebensregeln ein:

„Sei nicht träge, dir Gold mit redlichem Fleiße zu sammeln,
„Selbst die Weisheit, sie ruft: Gute, besitzet es ihr!
„Schuldlose Freuden sind viel, die sein Besitz nur erkaufet,
„Und ihr Mangel wär' dir Schmach nur der Lässigkeit einst."

Allein sein Wille war nicht mit Selbstüberwindung, Kraft und wahrer Einsicht gepaart; er kam nie zum Eingreifen. Swan hingegen lebte ganz den Geschäften und hielt sich ohne Zweifel absichtlich größtentheils an andern Orten, als Schweizer, auf, sowie er auch aus Arglist für diesen ein schlechtes Schiff gemiethet hatte, um selbst früher in Amerika anzulangen und sich der ganzen Operation allein zu bemächtigen. Er wußte sich den Anschein zu geben, als wolle er aus freundschaftlicher Großmuth alle Bemühungen, sowie alle Verantwortlichkeit nur auf seine eignen Schultern laden. Picquet hatte Schweizer gesagt, er dürfe sich um nichts bekümmern; wenn er nur mit seinem Namen zu der Unternehmung stehe, so sei das genug, und Picquet mußte doch seiner Sache sicher sein und sich auf Swan verlassen können, da er auf geheimen großen Mitgewinn zählte, sonst hätte er wohl andere Einleitungen getroffen und seinem Kommandit-Interessenten umständlichere und dringendere Verhaltungsregeln eingeschärft. Mit solchen Trugschlüssen, die ihm sein unstäter Sinn eingab, wiegte Schweizer sich selbst über diesen wichtigen Punkt in behagliche Zuversicht ein und ließ sich immer, sowohl durch Swans Veranstaltung, als durch den Andrang äußerlicher neuer Erscheinungen von dem eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit auf tausend andere und fremdartige Gegenstände ableiten.

Wenn er Swan in Paris nur flüchtig beobachtet und nicht näher kennen gelernt hatte, so ließ er sich nunmehr auch an der Freundschaft genügen, die dieser in Worten gegen ihn äußerte, ohne dessen frühern Verhältnissen in Amerika genauer nachzuforschen und den Grad des Vertrauens auszumitteln, das jener als moralischer Mensch und als Geschäftsmann verdienen mochte. Aber nicht bloß Swan allein, auch dessen ganze Familie hatte Schweizern mit offenen Armen empfangen;

er wohnte öfters im Schooße dieser Familie. Wie hätte der gutmüthige Schwärmer, der andere immer nach sich selbst zu beurtheilen pflegte, die Gastfreundschaft verhöhnen und an der Redlichkeit seiner neuen Freunde zweifeln dürfen!

Ich habe getrachtet, sowohl bei Amerikanern, als andern welterfahrnen Leuten, mir einige Auskunft über Swan und dessen Frau zu verschaffen, und im ganzen lauteten die Berichte immer gleich; nur die Umrisse ihrer frühern zweideutigen Schicksale waren etwas unbestimmt, wie ich dieselben in flüchtigen Zügen summarisch hier wiedergebe.

Swan scheint sich jung aus Schottland nach Amerika gewendet, dort sein Glück versucht und das Bürgerrecht zu Boston erworben zu haben. Er war Oberst bei der Miliz und wurde sogar Mitglied des gesetzgebenden Rathes. Von hoher, schlanker Gestalt, mit angenehmen Gesichtszügen, feinen Manieren und einem äußerlich nie zu erschütternden Gleichmuth, gefiel er den Weibern und heirathete 1776 eine Waise und reiche Erbin, Hepsy Clarke, die unter der Vormundschaft eines, Denis genannten Vormundes stand. Das beträchtliche, über eine Million Franken betragende Vermögen, welches diese Hepsy Clarke von ihrem Vater erbte, soll derselbe auf unrechtmäßige Weise erworben haben; es wird sogar behauptet, er habe, von Gewissensbissen gefoltert, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Die großen Besitzungen, welche er seiner Tochter in Boston hinterließ, rührten eigentlich, wie versichert wird, von einer englischen Familie her, welche dieselben dem amerikanischen Maler Copley anvertraut hatte. Die Dokumente ihres Eigenthums giengen in einer Feuersbrunst verloren, und Copley soll diese anvertrauten Güter, die in Ermangelung der Dokumente nicht mehr vor den Gerichten zurückgefordert werden konnten, dem alten Clarke um geringen Preis käuflich überlassen haben. Wie bedeutend diese unterschlagenen Güter sein mußten, beweist der Umstand, daß noch vor etwa zwölf Jahren die Nachkömmlinge jener englischen Familie 10,000 Pfund Sterling hinterlegten, womit die Kosten eines Prozesses bestritten werden sollten, der aber, gleich allen früher gegen dieses verjährte Werk der Finsterniß geführten, wieder liegen blieb.

Bei Swans Verbindung mit seiner Frau sollte das Vermögen dieser letztern außer dem Bereich ihres Mannes bleiben; er wußte sich aber desselben zu bemächtigen und begann damit so ungeheure, aber auch zugleich so unsinnige Geschäfte, daß endlich alles in Rauch aufgieng, Swan vier Jahre nach seiner Verheirathung einen schändlichen Bankerott machte, überall unbefriedigte Gläubiger und einen mehr als zweideutigen Ruf hinterließ und immer in Prozesse verwickelt blieb, worin er gleichsam eine erwünschte Nahrung für seinen verschrobenen Geist fand.

Um das Jahr 1790 errichtete er eine Handlungsverbindung mit Dallarde in Paris und machte 1793, theils unter der Firma Dallarde Swan & Co., theils unter derjenigen von James Swan & Co. große Geschäfte mit der Handlungs-Kommission und andern öffentlichen Behörden als Unterhändler zwischen der Regierung und dem Hause Lübbert & Dumas in Hamburg, das mit gewaltigen Anschaffungen beauftragt war, bis er sich endlich durch Picquets Vorschub zum eigentlichen Agenten der französischen Regierung in Amerika emporzuschwingen wußte.

Von seinen eigenen Landsleuten wird Swan als ein Mann von unmäßiger Habsucht, Eigenliebe und einem Starrsinn geschildert, den niemand, der das Unglück hatte, mit ihm in Verbindung zu gerathen, jemals zu beugen vermochte. Er soll von jeher das unselige Talent geübt haben, jede, wenn auch noch so einfache Angelegenheit, dergestalt zu verwirren, daß er selbst den Faden nicht mehr finden und niemals den eigentlichen Stand seines Vermögens ausmitteln konnte.

Dieses war der Mann, welchem die französische Regierung die Leitung eines Finanzgeschäftes übergeben, von dessen Erfolg die Verproviantirung von Paris in einem Zeitpunkt abhieng, wo das aufgewiegelte Volk nach Brot schrie; in Verbindung mit einem solchen Menschen, der keine Mittel verschmähte, sich Geld zu neuen abenteuerlichen Unternehmungen zu verschaffen, sollte der uneigennützige, leichtgläubige und immer zerstreute Schweizer einen unfehlbaren und rechtmäßigen Gewinn theilen, der aber nur demjenigen zufallen konnte, welcher denselben behend in Empfang zu nehmen und in Sicherheit zu bringen verstand.

Swans Gemahlin war ein würdiges Seitenstück zu ihrem Gatten. Schweizer schilderte sie als eine „femme superbe et tellement la „ressemblance de la feue reine de Versailles, de Trianon et „du Pavillon de Flore, qu'en Europe elle seroit assommée d'in„sultes et d'admirations, de cailloux et de vers." Sie soll wirklich eine sehr schöne Frau gewesen, so habsüchtig wie ihr Mann, dagegen in eben so hohem Grade heftig uud jähzornig sein, als dieser kaltblütig und anscheinend ruhig ist. Beide trachteten stets, einander wechselweise zu überlisten. Beide lebten in beständiger Zwietracht, wozu Swans manigfaltige Ausschweifungen in verliebten Abenteuern, seine Betrügereien, zumal seitdem er das Vermögen seiner Frau durchgebracht hatte, häufigen Stoff lieferten, und welche nicht selten in Thätlichkeiten ausbrach. Ein einziger Zug wird hinreichen, das gegenseitige Verhältniß und die Gemüthsart dieses saubern Ehepaars in gehöriges Licht zu stellen. Nach einem heftigen Wortwechsel schleuderte die Frau dem Manne ein Messer gegen das Gesicht. Dieser bückte sich, dem Streich auszuweichen, hob das Messer bei der Klinge auf, überreichte es der schäumenden Megäre mit einer höflichen Verbeugung und verließ ruhig den Schauplatz.

Swans einziger Sohn, dem Vater in jeder Beziehung ähnlich, war ein Taugenichts, Verschwender und ein Bankerottirer im kleinen, wie jener im großen. Drei Töchter scheinen dagegen eben so liebenswürdig, als ihre Eltern verächtlich, gewesen zu sein. Schweizer schilderte sie nach dem ersten Eindruck mit folgenden Worten: „l'ainée (Hepsy) „une touchante blonde, l'amitié dans les yeux et la bonté sur „la bouche." Sie heirathete in der Folge einen Arzt, Namens Howard. „La seconde (Kitty), une tête italienne, ayant l'air de son front „d'ivoire de méditer sérieusement son rôle." Diese verehelichte sich mit dem Kaufmann Sergeant. „La cadette (Sally), est l'éspiég„lerie personnifiée, le nez à la roxelane et l'oeuil étincellant „d'esprit." Sie wurde dem Advokaten William Sulliwan zu Theil.

In der Folge hat Schweizer in einer poetischen Epistel an Magdalene diese Mädchen unter der Aufschrift: „Die Columbischen Schwe-

stern", besungen. Er beschäftigte sich viel mit denselben, versorgte sie mit Büchern und gab ihnen Anleitung im Zeichnen. Die zärtliche Hepsy zog ihn am meisten an; er war gewissermaßen in sie verliebt, lebte mit ihr auf dem vertraulichen Fuß eines Bruders und ritt auch oft mit ihr spaziren, da er sich gern zu Pferd im Freien herumtrieb. Diese Liebhaberei hätte ihm aber mehr als einmal sehr übel bekommen können, denn er bestieg von jeher, ohne die Reitkunst gehörig eingeübt zu haben, so wie den Pegasus und das Glückspferd, vorzüglich gerne je den wildesten Gaul, den er nie zu bändigen vermochte und doch beständig spornte, so daß er öfters stürzte, abgeworfen ward und immer Gefahr lief, den Hals zu brechen.

37.

Auch Sonthonas, der Buchhalter, ist unthätig, wird aber bei seiner Rückkehr nach Europa von Schweizer fürstlich belohnt. Schweizers Bekanntschaften in den Vereinigten Staaten.

Da Schweizer einmal versäumt hatte, sich gleich von Anbeginn den ganzen Umfang der Geschäfte, wozu er berechtigt war, genau auseinandersetzen zu lassen, einen richtigen Ueberblick davon zu gewinnen und auch beharrlich Hand an dieselben zu legen, so vermogte er in der Folge nie mehr, sich in diese vielseitigen Angelegenheiten hinein zu arbeiten und überließ ihre Leitung um so ruhiger dem thätigen Swan, als er inzwischen aus der Gesellschaftskasse und auf Abrechnung das nöthige Geld für seine Privatbedürfnisse beziehen konnte.

Auch Sonthonas, der versprochen hatte, statt seiner die Comptabilität zu beaufsichtigen, blieb müssig. Bei jedem neuen Versuche, seine Aufträge zu erfüllen, wurden ihm von Swan und dessen Helfershelfern neue Schwierigkeiten entgegengestellt. Darüber wußte er sich aber leicht zu trösten. Es war ihm weniger an Schweizers und Picquets Sicherheit, als an seinem eignen Vortheil gelegen, und dieses letztern war er

gewiß; denn Schweizer hatte ihm eine große Belohnung verheißen, und Schweizer hielt immer Wort, so lang er konnte, wenn auch diejenigen, mit welchen er eine Verabredung getroffen, derselben kein Genüge leisteten. Das wußte Sonthonas so gut, daß er ruhig auf Schweizers Kosten lebte, seiner schwächlichen Gesundheit pflegte, den Erfolg der zu sich genommenen Arzneien und Klistiere gemächlich abwartete, sich mit Violinspielen die Zeit kürzte und nur zur Seltenheit sich anstellte, als liege er den anvertrauten Geschäften ob; bis seine Gattin aus Europa zu ihm herüber kam. Nun aber gefielen beide sich gar nicht in Amerika und beschlossen, nach Frankreich, wo sie nichts mehr zu befürchten hatten, zurückzukehren. Beim Abschied überreichte Schweizer, der mit fürstlicher Freigebigkeit abzufertigen pflegte, dem Sonthonas für gehabte Mühe eine Brieftasche, in welcher an guten Wechseln eine Summe von mehr als 80,000 Franken enthalten war und wovon Schweizer die größere Hälfte aus seinen eignen Mitteln, die kleinere aber nach Uebereinkunft auf Swans Rechnung aus der Gesellschaftskasse zusammengebracht hatte.

Schweizer wohnte abwechselnd bald in Boston, bald in Philadelphia und im Sommer meistens irgendwo auf dem Lande. Anfangs hatte er sich bei einem französischen Traiteur Brünot, eine Viertelstunde von Boston, einquartirt, woselbst er die Bekanntschaft zweier anderen Franzosen, eines verunglückten Kaufmanns, Namens Flamand, den die Negerempörung von St. Domingue vertrieben, und eines Exgenerals Collot gemacht. Der erste scheint ein gutmüthiger, leichtsinniger Mensch gewesen zu sein, den Schweizer wegen dessen fröhlicher Natur lieb gewann und von dem er rühmte, „qu'il escaladeroit des murs plus „encore pour ses amis que pour ses maîtresses, et qui ne com„prend pas, comment il se fait, que tout le monde n'est pas „généreux et bon.“ Der letztere war ein roher Zögling der Revolution und hatte sich durch bloße Tapferkeit im Krieg emporgeschwungen. Er heuchelte, von Schweizers Umgang wie bezaubert zu sein und sagte oft zu ihm: „je vous respecte comme le plus „vertueux des hommes. Avant de vous connoitre je fus un „diable; mais vous m'avez changé et je suis dévenu meilleur

„par vous." So schmeichelte ihm der General, aber bloß um seine Gutmüthigkeit in der Folge für eigensüchtige Zwecke zu benutzen [31]), und solchen süßen Worten, die aus dem Herzen zu kommen schienen, vermochte Schweizer nie zu widerstehen.

Da er mit guten Empfehlungen versehen war, so konnten ihm auch bessere Bekanntschaften nicht fehlen und die Stelle, welche er bekleidete, verschaffte ihm Eingang bei den bedeutendsten Männern in den Vereinigten Staaten. Unter diesen befanden sich der alte Präsident Samuel Adams, von welchem Schweizer in sein Tagebuch schrieb: „c'est „un de ces vieillards, les têtes desquels paroissent avoir une „dignité presque surnaturelle. Sa mourante prunelle bleue est „encore radieuse et son front imposant. L'histoire peut com„mencer à écrire sa vie et dire: son patriotisme étoit sa „vertu." Ferner der Vicepräsident Aaron Burr. Unter den ersten Vertheidigern der amerikanischen Freiheit die alten Generale Lincoln und Morgan. Joel Barlow, der berühmte Dichter der „Columbiade" und Diplomatiker, der als amerikanischer Botschafter dem Kaiser Napoleon nach Rußland folgen mußte und in Lithauen starb. Robert Fulton, der rühmlich bekannte Naturforscher und Mechaniker, Erfinder der Dampfschiffe und des Nautilus, dem Barlow sein Epos zugeeignet hatte. Der Juvenal Amerikas Dr. Gardener. Der spanische Gesandte Marquis de Casa Yrujo. Ein deutscher General von Hompesch und viele Engländer. Unter den anwesenden Franzosen fand er auch den Herzog von Liancourt wieder, sowie den ehemaligen Bischof von Autün und nachherigen Fürst von Talleyrand-Perigord, den er sich aber durch ein Epigramm abhold machte; die berühmte Madame Tübor [32]) und viele andere Menschen, welche in der alten und neuen Welt bedeutende Rollen gespielt haben.

Schweizer machte auch mit dem französischen Botschafter Adet eine Reise durch einen großen Theil der Vereinigten Staaten, wovon eine Beschreibung voll Bemerkungen über Landesgebräuche und Sitten übrig geblieben ist, die zu dem Besten gehört, was er je verfertigt. Ueberall ward er als ein unterhaltender Gesellschafter gut aufgenommen, wohnte

republikanischen Gastmählern bei, wo er die Hauptführer des neuen Staates versammelt fand, dieselben über ihre politischen Verhältnisse und Ansichten diskutiren hörte und über den in diesem Lande herrschenden Geist manigfaltige Betrachtungen anstellen konnte.

Zu seinen angenehmsten Bekanntschaften gehörte auch diejenige mit einer columbischen Dichterin, Madame Morton, die durch lyrische Gesänge und das Epos „Beaconhill" sich großen Beifall erwarb. Er speiste oft in ihrem Hause, brachte viele Abende bei ihr zu, unterhielt sich mit ihr über literarische Gegenstände und machte sie mit den großen Geistern des Alterthums vertraut, die sie bis jetzt nur dem Namen nach gekannt hatte.

38.

Swan muß seiner Frau den größten Theil seines Gewinns abtreten und spekulirt mit dem übrigen. Schweizer will auch spekuliren und Ländertitel kaufen. Ursprung und Beschaffenheit des Handels mit solchen Titeln. Schweizer schafft sich dergleichen für große Summen an, versäumt aber, die nöthigen Formalitäten dabei zu beobachten und schreibt lieber Abhandlungen darüber. Er macht auch andere Spekulationen. Wie er seine Geschäfte führt.

Während Schweizer sich in geselligen Verhältnissen herumtrieb und zerstreute, war Swan nur desto emsiger darauf bedacht, die Geschäfte der Agentschaft zu befördern und Geld auf die Seite zu schaffen, wovon aber seine Frau, die ihm hartnäckig zusetzte, den größten Theil erkämpfte, um sich wieder für ihr eigenthümliches Vermögen bezahlt zu machen. Was Swan für eigene Rechnung behauptete, ward auch sogleich wieder auf Spekulationen verwendet.

Wie Schweizer, in einem Lande, wo der Mensch nur nach Maßgabe seines Reichthums etwas gilt, das allgemeine Jagen nach Vermehrung der Glücksgüter täglich vor Augen und überall große Ge=

36.

Nähere Auskunft über die Aufträge der Agentschaft und über den Gewinn, welcher derselben von der französischen Regierung zugesichert war. Swan hat sich bereits der Leitung aller Geschäfte ganz bemächtigt. Schweizer verläßt sich auf ihn und nimmt selbst keinen Theil daran. Schilderung Swans und seiner Familie.

Nach überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren war Schweizer nun auf den Punkt gelangt, wo ihm voller Ersatz für alle frühere Einbuße verheißen war und wo er sich ein neues und größeres Vermögen, als dasjenige, welches er in Paris verscherzt, mit rechten Zügen hätte sammeln können.

Die Agentschaft war durch den Beschluß vom 18. Juli 1794 von dem Wohlfahrtsausschuß beauftragt, Lebensmittel, Flottenbedürfnisse, Materialien und Waaren von der verschiedensten Art in Amerika aufzukaufen, selbige auf dänischen Schiffen und, gegen jeden Angriff gesichert, unter ihrem Privatnamen nach Frankreich abzufertigen, alle in den Seehäfen der Vereinigten Staaten landenden französischen Schiffe zu verproviantiren und die dem Feind abgenommenen nebst ihren Ladungen zu verkaufen. Auf allen diesen großen und vielseitigen Operationen waren der Agentschaft verschiedene Prozente, die sich im Durchschnitt auf fünf vom hundert beliefen, zum voraus zugesichert.

Die Schuld der Vereinigten Staaten gegen die französische Regierung betrug ungefähr dreißig Millionen Franken und die Agentschaft, durch deren Hände die Rückzahlung derselben stattfand, war ebenfalls befugt, ihre Prozente für eigne Rechnung vorweg davon zu entheben. Die damals noch geldarmen Staaten hatten früher für Entrichtung dieser Schuld keine Fonds ausgemittelt und erst jetzt dergleichen in Staatspapieren unter dem Namen der „quatre et demi pour cent“ und „cinq pour cent“ gestiftet. Da diese Aktien aber in Amerika selbst noch wenig Abnehmer fanden, so wurden sie nach London geschickt und daselbst durch das Haus Casanove allmählig auf der Börse gegen Wechsel

umgesetzt. Auf diesen Wechseln, sowie auf dem Verkauf der mitgebrachten Kostbarkeiten, war wieder neuer, rechtmäßiger und großer Gewinn für die Agentschaft zu gewärtigen.

So sichere Aussichten auf glänzendes Glück hatte Schweizer in seinem ganzen Leben noch nie vor sich gesehen. Es brauchte nur Sachkenntniß, Fleiß und Beharrlichkeit, um dasselbe zu erreichen und festzuhalten.

Inzwischen war Swan auf seinem bessern Schiffe schon 6 Monate früher als Schweizer in Amerika angelangt und hatte die Geschäfte bereits in vollen Gang gebracht, einige derselben sogar schon ganz beseitigt. Er reiste hin und her, nahm Gelder und Wechsel in Empfang, kaufte und verkaufte, sandte Getreideladungen und Schiffsbaumaterialien nach Frankreich hinüber und handelte dermaßen unumschränkt und eigenmächtig, daß er Schweizer, wie dieser sich endlich bei ihm einfand, nicht einmal mit der wesentlichen Beschaffenheit und dem eigentlichen Vortheil dieser vielseitigen Angelegenheiten bekannt machte. In Ermangelung des Buchhalters Sonthonas, der mit Schweizer durch die Stürme auf der See zurückgehalten worden, ließ er den Briefwechsel, die Bücher und Rechnungen unter seiner unmittelbaren Leitung in Philadelphia, dem damaligen Sitz des Kongresses, durch zwei amerikanische Sekretärs, Bacon und Broadfurd, die ihm ganz nach Willen lebten, führen und zwar so, daß die Geschäfte der Agentschaft, seine eigenen mit Dallarde und andern, die unter dem Namen James Swan & Compagnie vorkamen, alle vorsätzlich durcheinander gemischt wurden. Wie Sonthonas die ihm übertragene Stelle nun wirklich antreten und verwalten wollte, ward er unter mancherlei Vorwand daran verhindert, niemals förmlich zugelassen und konnte bloß zur Seltenheit und höchstens auszugsweise und ohne Ordnung flüchtige Noten erhaschen, womit er sich auch bald begnügte.

Schweizer hatte sich allerdings vorgenommen, für die Herstellung seines Wohlstandes besorgt zu sein. Nachdem er beinahe alles verloren und nun manches entbehren mußte, was ihm früher zum Bedürfniß geworden, und seitdem er seinen unbegrenzten Trieb zur Wohlthätigkeit

nicht mehr befriedigen konnte, fand er doch, der Reichthum sei nicht zu verachten. Er schrieb auch folgende Zeilen unter seine Lebensregeln ein:

„Sei nicht träge, dir Gold mit redlichem Fleiße zu sammeln,
„Selbst die Weisheit, sie ruft: Gute, besitzet es ihr!
„Schuldlose Freuden sind viel, die sein Besitz nur erkaufet,
„Und ihr Mangel wär' dir Schmach nur der Lässigkeit einst.“

Allein sein Wille war nicht mit Selbstüberwindung, Kraft und wahrer Einsicht gepaart; er kam nie zum Eingreifen. Swan hingegen lebte ganz den Geschäften und hielt sich ohne Zweifel absichtlich größtentheils an andern Orten, als Schweizer, auf, sowie er auch aus Arglist für diesen ein schlechtes Schiff gemiethet hatte, um selbst früher in Amerika anzulangen und sich der ganzen Operation allein zu bemächtigen. Er wußte sich den Anschein zu geben, als wolle er aus freundschaftlicher Großmuth alle Bemühungen, sowie alle Verantwortlichkeit nur auf seine eignen Schultern laden. Picquet hatte Schweizer gesagt, er dürfe sich um nichts bekümmern; wenn er nur mit seinem Namen zu der Unternehmung stehe, so sei das genug, und Picquet mußte doch seiner Sache sicher sein und sich auf Swan verlassen können, da er auf geheimen großen Mitgewinn zählte, sonst hätte er wohl andere Einleitungen getroffen und seinem Kommandit-Interessenten umständlichere und dringendere Verhaltungsregeln eingeschärft. Mit solchen Trugschlüssen, die ihm sein unstäter Sinn eingab, wiegte Schweizer sich selbst über diesen wichtigen Punkt in behagliche Zuversicht ein und ließ sich immer, sowohl durch Swans Veranstaltung, als durch den Andrang äußerlicher neuer Erscheinungen von dem eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit auf tausend andere und fremdartige Gegenstände ableiten.

Wenn er Swan in Paris nur flüchtig beobachtet und nicht näher kennen gelernt hatte, so ließ er sich nunmehr auch an der Freundschaft genügen, die dieser in Worten gegen ihn äußerte, ohne dessen frühern Verhältnissen in Amerika genauer nachzuforschen und den Grad des Vertrauens auszumitteln, das jener als moralischer Mensch und als Geschäftsmann verdienen mochte. Aber nicht bloß Swan allein, auch dessen ganze Familie hatte Schweizern mit offenen Armen empfangen;

er wohnte öfters im Schooße dieser Familie. Wie hätte der gutmüthige Schwärmer, der andere immer nach sich selbst zu beurtheilen pflegte, die Gastfreundschaft verhöhnen und an der Redlichkeit seiner neuen Freunde zweifeln dürfen!

Ich habe getrachtet, sowohl bei Amerikanern, als andern welterfahrnen Leuten, mir einige Auskunft über Swan und dessen Frau zu verschaffen, und im ganzen lauteten die Berichte immer gleich; nur die Umrisse ihrer frühern zweideutigen Schicksale waren etwas unbestimmt, wie ich dieselben in flüchtigen Zügen summarisch hier wiedergebe.

Swan scheint sich jung aus Schottland nach Amerika gewendet, dort sein Glück versucht und das Bürgerrecht zu Boston erworben zu haben. Er war Oberst bei der Miliz und wurde sogar Mitglied des gesetzgebenden Rathes. Von hoher, schlanker Gestalt, mit angenehmen Gesichtszügen, feinen Manieren und einem äußerlich nie zu erschütternden Gleichmuth, gefiel er den Weibern und heirathete 1776 eine Waise und reiche Erbin, Hepsy Clarke, die unter der Vormundschaft eines, Denis genannten Vormundes stand. Das beträchtliche, über eine Million Franken betragende Vermögen, welches diese Hepsy Clarke von ihrem Vater erbte, soll derselbe auf unrechtmäßige Weise erworben haben; es wird sogar behauptet, er habe, von Gewissensbissen gefoltert, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Die großen Besitzungen, welche er seiner Tochter in Boston hinterließ, rührten eigentlich, wie versichert wird, von einer englischen Familie her, welche dieselben dem amerikanischen Maler Copley anvertraut hatte. Die Dokumente ihres Eigenthums giengen in einer Feuersbrunst verloren, und Copley soll diese anvertrauten Güter, die in Ermangelung der Dokumente nicht mehr vor den Gerichten zurückgefordert werden konnten, dem alten Clarke um geringen Preis käuflich überlassen haben. Wie bedeutend diese unterschlagenen Güter sein mußten, beweist der Umstand, daß noch vor etwa zwölf Jahren die Nachkömmlinge jener englischen Familie 10,000 Pfund Sterling hinterlegten, womit die Kosten eines Prozesses bestritten werden sollten, der aber, gleich allen früher gegen dieses verjährte Werk der Finsterniß geführten, wieder liegen blieb.

Bei Swans Verbindung mit seiner Frau sollte das Vermögen dieser letztern außer dem Bereich ihres Mannes bleiben; er wußte sich aber desselben zu bemächtigen und begann damit so ungeheure, aber auch zugleich so unsinnige Geschäfte, daß endlich alles in Rauch aufgieng, Swan vier Jahre nach seiner Verheirathung einen schändlichen Bankerott machte, überall unbefriedigte Gläubiger und einen mehr als zweideutigen Ruf hinterließ und immer in Prozesse verwickelt blieb, worin er gleichsam eine erwünschte Nahrung für seinen verschrobenen Geist fand.

Um das Jahr 1790 errichtete er eine Handlungsverbindung mit Dallarde in Paris und machte 1793, theils unter der Firma Dallarde Swan & Co., theils unter derjenigen von James Swan & Co. große Geschäfte mit der Handlungs-Kommission und andern öffentlichen Behörden als Unterhändler zwischen der Regierung und dem Hause Lübbert & Dumas in Hamburg, das mit gewaltigen Anschaffungen beauftragt war, bis er sich endlich durch Picquets Vorschub zum eigentlichen Agenten der französischen Regierung in Amerika emporzuschwingen wußte.

Von seinen eigenen Landsleuten wird Swan als ein Mann von unmäßiger Habsucht, Eigenliebe und einem Starrsinn geschildert, den niemand, der das Unglück hatte, mit ihm in Verbindung zu gerathen, jemals zu beugen vermochte. Er soll von jeher das unselige Talent geübt haben, jede, wenn auch noch so einfache Angelegenheit, dergestalt zu verwirren, daß er selbst den Faden nicht mehr finden und niemals den eigentlichen Stand seines Vermögens ausmitteln konnte.

Dieses war der Mann, welchem die französische Regierung die Leitung eines Finanzgeschäftes übergeben, von dessen Erfolg die Verproviantirung von Paris in einem Zeitpunkt abhieng, wo das aufgewiegelte Volk nach Brot schrie; in Verbindung mit einem solchen Menschen, der keine Mittel verschmähte, sich Geld zu neuen abenteuerlichen Unternehmungen zu verschaffen, sollte der uneigennützige, leichtgläubige und immer zerstreute Schweizer einen unfehlbaren und rechtmäßigen Gewinn theilen, der aber nur demjenigen zufallen konnte, welcher denselben behend in Empfang zu nehmen und in Sicherheit zu bringen verstand.

Swans Gemahlin war ein würdiges Seitenstück zu ihrem Gatten. Schweizer schilderte sie als eine „**femme superbe et tellement la „ressemblance de la feue reine de Versailles, de Trianon et „du Pavillon de Flore, qu'en Europe elle seroit assommée d'in-„sultes et d'admirations, de cailloux et de vers.**“ Sie soll wirklich eine sehr schöne Frau gewesen, so habsüchtig wie ihr Mann, dagegen in eben so hohem Grade heftig uud jähzornig sein, als dieser kaltblütig und anscheinend ruhig ist. Beide trachteten stets, einander wechselweise zu überlisten. Beide lebten in beständiger Zwietracht, wozu Swans manigfaltige Ausschweifungen in verliebten Abenteuern, seine Betrügereien, zumal seitdem er das Vermögen seiner Frau durchgebracht hatte, häufigen Stoff lieferten, und welche nicht selten in Thätlichkeiten ausbrach. Ein einziger Zug wird hinreichen, das gegenseitige Verhältniß und die Gemüthsart dieses saubern Ehepaars in gehöriges Licht zu stellen. Nach einem heftigen Wortwechsel schleuderte die Frau dem Manne ein Messer gegen das Gesicht. Dieser bückte sich, dem Streich auszuweichen, hob das Messer bei der Klinge auf, überreichte es der schäumenden Megäre mit einer höflichen Verbeugung und verließ ruhig den Schauplatz.

Swans einziger Sohn, dem Vater in jeder Beziehung ähnlich, war ein Taugenichts, Verschwender und ein Bankerottirer im kleinen, wie jener im großen. Drei Töchter scheinen dagegen eben so liebenswürdig, als ihre Eltern verächtlich, gewesen zu sein. Schweizer schilderte sie nach dem ersten Eindruck mit folgenden Worten: „**l'ainée** (Hepsy) „**une touchante blonde, l'amitié dans les yeux et la bonté sur „la bouche.**“ Sie heirathete in der Folge einen Arzt, Namens Howard. „**La seconde** (Kitty), **une tête italienne, ayant l'air de son front „d'ivoire de méditer sérieusement son rôle.**“ Diese verehelichte sich mit dem Kaufmann Sergeant. „**La cadette** (Sally), **est l'éspièg-„lerie personnifiée, le nez à la roxelane et l'oeuil étincellant „d'esprit.**“ Sie wurde dem Advokaten William Sulliwan zu Theil.

In der Folge hat Schweizer in einer poetischen Epistel an Magdalene diese Mädchen unter der Aufschrift: „Die Columbischen Schwe-

stern", besungen. Er beschäftigte sich viel mit denselben, versorgte sie mit Büchern und gab ihnen Anleitung im Zeichnen. Die zärtliche Hepsy zog ihn am meisten an; er war gewissermaßen in sie verliebt, lebte mit ihr auf dem vertraulichen Fuß eines Bruders und ritt auch oft mit ihr spaziren, da er sich gern zu Pferd im Freien herumtrieb. Diese Liebhaberei hätte ihm aber mehr als einmal sehr übel bekommen können, denn er bestieg von jeher, ohne die Reitkunst gehörig eingeübt zu haben, so wie den Pegasus und das Glückspferd, vorzüglich gerne je den wildesten Gaul, den er nie zu bändigen vermochte und doch beständig spornte, so daß er öfters stürzte, abgeworfen ward und immer Gefahr lief, den Hals zu brechen.

37.

Auch Sonthonas, der Buchhalter, ist unthätig, wird aber bei seiner Rückkehr nach Europa von Schweizer fürstlich belohnt. Schweizers Bekanntschaften in den Vereinigten Staaten.

Da Schweizer einmal versäumt hatte, sich gleich von Anbeginn den ganzen Umfang der Geschäfte, wozu er berechtigt war, genau auseinandersetzen zu lassen, einen richtigen Ueberblick davon zu gewinnen und auch beharrlich Hand an dieselben zu legen, so vermogte er in der Folge nie mehr, sich in diese vielseitigen Angelegenheiten hinein zu arbeiten und überließ ihre Leitung um so ruhiger dem thätigen Swan, als er inzwischen aus der Gesellschaftskasse und auf Abrechnung das nöthige Geld für seine Privatbedürfnisse beziehen konnte.

Auch Sonthonas, der versprochen hatte, statt seiner die Comptabilität zu beaufsichtigen, blieb müssig. Bei jedem neuen Versuche, seine Aufträge zu erfüllen, wurden ihm von Swan und dessen Helfershelfern neue Schwierigkeiten entgegengestellt. Darüber wußte er sich aber leicht zu trösten. Es war ihm weniger an Schweizers und Picquets Sicherheit, als an seinem eignen Vortheil gelegen, und dieses letztern war er

gewiß; denn Schweizer hatte ihm eine große Belohnung verheißen, und Schweizer hielt immer Wort, so lang er konnte, wenn auch diejenigen, mit welchen er eine Verabredung getroffen, derselben kein Genüge leisteten. Das wußte Sonthonas so gut, daß er ruhig auf Schweizers Kosten lebte, seiner schwächlichen Gesundheit pflegte, den Erfolg der zu sich genommenen Arzneien und Klistiere gemächlich abwartete, sich mit Violinspielen die Zeit kürzte und nur zur Seltenheit sich anstellte, als liege er den anvertrauten Geschäften ob; bis seine Gattin aus Europa zu ihm herüber kam. Nun aber gefielen beide sich gar nicht in Amerika und beschlossen, nach Frankreich, wo sie nichts mehr zu befürchten hatten, zurückzukehren. Beim Abschied überreichte Schweizer, der mit fürstlicher Freigebigkeit abzufertigen pflegte, dem Sonthonas für gehabte Mühe eine Brieftasche, in welcher an guten Wechseln eine Summe von mehr als 80,000 Franken enthalten war und wovon Schweizer die größere Hälfte aus seinen eignen Mitteln, die kleinere aber nach Uebereinkunft auf Swans Rechnung aus der Gesellschaftskasse zusammengebracht hatte.

Schweizer wohnte abwechselnd bald in Boston, bald in Philadelphia und im Sommer meistens irgendwo auf dem Lande. Anfangs hatte er sich bei einem französischen Traiteur Brünot, eine Viertelstunde von Boston, einquartirt, woselbst er die Bekanntschaft zweier anderen Franzosen, eines verunglückten Kaufmanns, Namens Flamand, den die Negerempörung von St. Domingue vertrieben, und eines Exgenerals Collot gemacht. Der erste scheint ein gutmüthiger, leichtsinniger Mensch gewesen zu sein, den Schweizer wegen dessen fröhlicher Natur lieb gewann und von dem er rühmte, „qu'il escaladeroit des murs plus „encore pour ses amis que pour ses maîtresses, et qui ne com- „prend pas, comment il se fait, que tout le monde n'est pas „généreux et bon.“ Der letztere war ein roher Zögling der Revolution und hatte sich durch bloße Tapferkeit im Krieg emporgeschwungen. Er heuchelte, von Schweizers Umgang wie bezaubert zu sein und sagte oft zu ihm: „je vous respecte comme le plus „vertueux des hommes. Avant de vous connoitre je fus un „diable; mais vous m'avez changé et je suis dévenu meilleur

„par vous.“ So schmeichelte ihm der General, aber bloß um seine Gutmüthigkeit in der Folge für eigensüchtige Zwecke zu benutzen [31]), und solchen süßen Worten, die aus dem Herzen zu kommen schienen, vermochte Schweizer nie zu widerstehen.

Da er mit guten Empfehlungen versehen war, so konnten ihm auch bessere Bekanntschaften nicht fehlen und die Stelle, welche er bekleidete, verschaffte ihm Eingang bei den bedeutendsten Männern in den Vereinigten Staaten. Unter diesen befanden sich der alte Präsident Samuel Adams, von welchem Schweizer in sein Tagebuch schrieb: „c'est „un de ces vieillards, les têtes desquels paroissent avoir une „dignité presque surnaturelle. Sa mourante prunelle bleue est „encore radieuse et son front imposant. L'histoire peut com„mencer à écrire sa vie et dire: son patriotisme étoit sa „vertu.“ Ferner der Vicepräsident Aaron Burr. Unter den ersten Vertheidigern der amerikanischen Freiheit die alten Generale Lincoln und Morgan. Joel Barlow, der berühmte Dichter der „Columbiade“ und Diplomatiker, der als amerikanischer Botschafter dem Kaiser Napoleon nach Rußland folgen mußte und in Lithauen starb. Robert Fulton, der rühmlich bekannte Naturforscher und Mechaniker, Erfinder der Dampfschiffe und des Nautilus, dem Barlow sein Epos zugeeignet hatte. Der Juvenal Amerikas Dr. Gardener. Der spanische Gesandte Marquis de Casa Yrujo. Ein deutscher General von Hompesch und viele Engländer. Unter den anwesenden Franzosen fand er auch den Herzog von Liancourt wieder, sowie den ehemaligen Bischof von Autün und nachherigen Fürst von Talleyrand-Perigord, den er sich aber durch ein Epigramm abhold machte; die berühmte Madame Tüdor [32]) und viele andere Menschen, welche in der alten und neuen Welt bedeutende Rollen gespielt haben.

Schweizer machte auch mit dem französischen Botschafter Adet eine Reise durch einen großen Theil der Vereinigten Staaten, wovon eine Beschreibung voll Bemerkungen über Landesgebräuche und Sitten übrig geblieben ist, die zu dem Besten gehört, was er je verfertigt. Ueberall ward er als ein unterhaltender Gesellschafter gut aufgenommen, wohnte

republikanischen Gastmählern bei, wo er die Hauptführer des neuen Staates versammelt fand, dieselben über ihre politischen Verhältnisse und Ansichten diskutiren hörte und über den in diesem Lande herrschenden Geist manigfaltige Betrachtungen anstellen konnte.

Zu seinen angenehmsten Bekanntschaften gehörte auch diejenige mit einer columbischen Dichterin, Madame Morton, die durch lyrische Gesänge und das Epos „Beaconhill“ sich großen Beifall erwarb. Er speiste oft in ihrem Hause, brachte viele Abende bei ihr zu, unterhielt sich mit ihr über literarische Gegenstände und machte sie mit den großen Geistern des Alterthums vertraut, die sie bis jetzt nur dem Namen nach gekannt hatte.

38.

Swan muß seiner Frau den größten Theil seines Gewinns abtreten und spekulirt mit dem übrigen. Schweizer will auch spekuliren und Ländertitel kaufen. Ursprung und Beschaffenheit des Handels mit solchen Titeln. Schweizer schafft sich dergleichen für große Summen an, versäumt aber, die nöthigen Formalitäten dabei zu beobachten und schreibt lieber Abhandlungen darüber. Er macht auch andere Spekulationen. Wie er seine Geschäfte führt.

Während Schweizer sich in geselligen Verhältnissen herumtrieb und zerstreute, war Swan nur desto emsiger darauf bedacht, die Geschäfte der Agentschaft zu befördern und Geld auf die Seite zu schaffen, wovon aber seine Frau, die ihm hartnäckig zusetzte, den größten Theil erkämpfte, um sich wieder für ihr eigenthümliches Vermögen bezahlt zu machen. Was Swan für eigene Rechnung behauptete, ward auch sogleich wieder auf Spekulationen verwendet.

Wie Schweizer, in einem Lande, wo der Mensch nur nach Maßgabe seines Reichthums etwas gilt, das allgemeine Jagen nach Vermehrung der Glücksgüter täglich vor Augen und überall große Ge-

schäfte machen sah, wandelte ihn nun auch wieder die Lust an, sich mit solchen Angelegenheiten zu befassen, und da er sich des Rechtes begeben, diejenigen zu behandeln, für welche er hier eigentlich berufen war, so wollte er, gleich wie das Swan auch that, nebenbei auf seine freie Faust eben so gut das Geld, das er aus der Gesellschaftskasse bezog und ohne zu bedenken, daß er über die Hälfte desselben mit Picquet abzurechnen habe, mit Nutzen umzusetzen. Die beste Gelegenheit dazu glaubte er in dem Ankauf unangebauter Ländereien zu finden, womit damals ein allgemeiner Handel getrieben wurde.

Die nordamerikanischen Staaten hatten nämlich, um sich neue Hülfsquellen zu verschaffen und den Anbau und die Bevölkerung des Landes zu befördern, ein Gesetz aufgestellt, das jedem, welcher im Innern der Provinzen, wo ungeheure Strecken unbenutzten öden Bodens lagen, solche entdecken würde, die noch keinem Privateigenthümer gehörten und mit Vortheil urbar gemacht werden konnten, die Befugniß ertheilte, diese Ländereien durch Feldmesser ausstecken, aufnehmen und beschreiben zu lassen. Alsdann wurden dieselben auf die bloße Beschreibung hin dem Unternehmer gegen eine unbedeutende Kaufsumme als Eigenthum zugesichert, mit dem Recht, sie zu vertheilen, zu verkaufen und selbst oder durch andere anbauen zu lassen. Sobald der Titel über solche Ländereien ausgefertigt war, wurden sie nach Maßgabe ihrer Lage und Beschaffenheit mit einer Taxe belegt, welche der Eigenthümer jährlich entrichten sollte.

Früher, und schon unter der englischen Regierung, waren alle jetzt bestehenden Kolonien auf die nämliche Weise gestiftet worden und die ersten Käufer hatten, bei zunehmender Bevölkerung, auf solchen Spekulationen ungeheure Summen gewonnen. Die Aussicht auf ähnlichen Gewinn lockte nunmehr wieder eine Menge Spekulanten herbei und solche, die in der Nähe schon angebauter und bevölkerter Orte sich dergleichen Ländertitel zu verschaffen wußten, machten allerdings sehr vortheilhafte Geschäfte. Da aber die Habsucht den Zudrang vermehrte und die zahllosen Feldmesser immer bereit waren, auf Entdeckung auszugehen, so dehnten diese Unternehmungen sich bald bis in Wildnisse aus, die

mehrere hundert Meilen von allen bewohnten Ortschaften entfernt lagen. Hier hatten die Feldmesser freies Spiel. Sie entwarfen prächtige Pläne auf dem Papier und wurden von denjenigen, die sie aussandten und welche sich selten die Mühe gaben, an Ort und Stelle mitzureisen, gut bezahlt. Je weiter das ausgemessene Land von angebauten Gegenden entfernt lag, desto geringer war die Ankaufssumme. Der Titel darüber wurde sogleich zu einer Waare und auf der Börse feilgeboten. Eine solche Besitzung, die gewöhnlich niemand als der Feldmesser und auch dieser zuweilen selbst nie gesehen hatte, gieng innerhalb weniger Monate in die vierte, fünfte und sechste Hand über. Da, wo auch die Ausmessungen gehörig stattgefunden, wurden die Grenzpunkte nur schwankend bestimmt, und bestanden öfters in einem Nußbaum, einer Eiche oder in einem Platanus, die der Blitz zerstören, oder in einem Bächlein, dessen Lauf der nächste Gewitterregen verändern konnte. Da die Feldmesser auf Gerathewohl und ohne sich untereinander verständigt zu haben, ausgiengen, so geschah es häufig, daß einer seine Messungen in verschiedenen Richtungen über Flächen ausdehnte, die ein anderer schon früher theilweise oder ganz in seine Pläne aufgenommen und worüber schon ein Eigenthumstitel ausgefertigt worden; und weil die allgemeinen Landeskarten noch höchst unvollständig waren und im Innern der unbevölkerten Provinzen keine bestimmten Gebirgsketten, keine richtigen Längen und Breiten zeigten, auf welche die Pläne der Feldmesser hätten eingetragen werden können, so war es auch nicht möglich, die einzelnen Stellen zu bezeichnen, welche bereits den vielen Unternehmern abgetreten worden. Wenn die Regierung nur Kaufsummen und Taxen beziehen konnte, so ließ sie unbekümmert gewähren und baute auf die Verantwortlichkeit der Feldmesser, die allerdings beeidigt waren, aber unmöglich genau kontrollirt werden konnten. Aus solchen Verflechtungen entstanden dann immer Prozesse, die Sporteln abwarfen, den Advokaten reichlichen Gewinn verschafften und wobei in der Regel am Ende die streitenden Parteien leer ausgiengen.

Aller dieser Gefahren ungeachtet wurde dennoch eifrig fortgemessen und mit Titeln spekulirt. Allgemeiner Schwindel hatte die Köpfe er=

griffen und bei diesem leichtsinnigen Spiel wurden ebenso viele Millionen verloren als gewonnen. Vorsichtige Leute, die den Zeitpunkt wahrnahmen und solche Titel zu kaufen wagten, waren immer bedacht, dieselben ohne Verzug mit bescheidenem Gewinn schnell wieder abzusetzen. Andere behielten sie, in der Hoffnung, den Werth der Länder von einem Jahr zum andern in's Unermeßliche steigen zu sehen. Diese letztern wurden gewöhnlich in allen ihren luftigen Erwartungen getäuscht. Viele Europäer, selbst Amerikaner haben durch solche Unternehmungen ihr ganzes Vermögen unwiederbringlich eingebüßt. Swan, der auf allem, was vorkam, und vorzüglich gern mit zweideutigen Gegenständen spekulirte, versäumte nicht, sich ohne strenge Auswahl und genaue Untersuchung eine Menge solcher Ländertitel für so viel Geld anzuschaffen, als er seiner Frau und seinem Mitagenten aus dem Ertrag der Geschäfte unterschlagen konnte. So hatte er auch von dem durch ähnliche Spekulationen zuerst übermäßig reich gewordenen, dann aber wieder sehr heruntergekommenen Senator Robert Morice einen Titel über 500,000 Acres (Jucharten) Land in Virginien gekauft, welche in den Grafschaften Whyte und Russel liegen sollten und deren Grenzen auf dem Titel buchstäblich lauten: „beginning at two poplars and two chesnuttrees „on a branch of Guiandottriver and about six miles from the „mouth of little Warcreek, a branch of Sandyriver" (beginnend bei zwei Pappeln und zwei Kastanienbäumen, an einem Arme des Guiandottflusses und ungefähr sechs Meilen von der Mündung der kleinen Warkreek (Kriegsbucht), eines Armes des Sandyflusses). Da aber die meisten virginischen Ländertitel damals schon für mißlich galten, so eilte er, diese verdächtige Waare wieder abzusetzen und bot sie, aus besonderer Gefälligkeit, seinem Freunde Schweizer käuflich an, indem er ihm alle Vortheile, welche daraus erwachsen könnten, gehörig herauszustreichen wußte.

Schweizer, der bereits nach solchen Erwerbungen lüstern war, obgleich ihn Picquet davor gewarnt hatte, gieng den Handel ein und kaufte die Hälfte dieser Ländereien, nämlich 250,000 Acres, oder vielmehr bloß einen Ausscheidungstitel darüber, für die Summe von 25,000

Dollars (Piaster) oder 135,000 Franken, den Dollar nach damaligen Werth zu fünf Franken 40 Centimes, welche ihm auf der Gesellschaftsrechnung abgeschrieben wurden. Die andere Hälfte schwatzte Swan in der Folge seinem frühern Handelsgenossen Dallarde auf.

Wie Schweizer sich einmal als Eigenthümer von 250,000 Acres Land betrachtete, begann er sich auszumalen, wie dasselbe urbar gemacht werden und von einem Jahr zum andern an innerm Werth gewinnen könnte. Je mehr er sich in solche Träumereien vertiefte und seine Phantasie damit erhitzte, desto fester überzeugte er sich, es gäbe keine bessere Art, sein neuerworbenes Vermögen, das er schon zu besitzen glaubte, anzulegen und zu vermehren, als wenn er dasselbe in solche Ländereien stecke, wovon die rohe Juchart mitunter kaum ein Paar Pfennige kostete und so kaufte er deren, theils von Swans Ausschuß, theils durch Mäkler nach und nach in verschiedenen Provinzen und, jene ersten 250,000 Acres mitgerechnet, für die Summe von 43,388 Dollars (234,295 Franken 20 Centimes, oder Zürcherwährung 98,843 Gulden 14 Kreuzer 1$^1/_2$ Heller). Der Flächeninhalt aller dieser Ländereien übertraf auf dem Papier beinahe den Umfang des ganzen Kantons Zürich.

Bei der Uebernahme solcher Ländertitel waren viele Formalitäten zu beobachten, um sich eines ruhigen Besitzes zu versichern. Kaufte man nur einen Theil eines größern Ganzen, so mußte dieser Theil mit Bestimmung seiner Grenzen wieder ausgemessen und darüber eine neue Verschreibung ausgefertigt werden, die sich auf den ersten Originaltitel bezog, von welchem eine gerichtlich bestätigte Abschrift beigefügt wurde. War der Verkäufer verheirathet, so mußte dessen Frau die Abtretungsakte des Mannes mit diesem zugleich unterschreiben. Diese Akte mußte in die Register der Ortskanzlei (landoffice of the county) eingetragen und für jährliche Bezahlung der Taxen gesorgt werden; denn sobald diese nicht entrichtet wurden, so ließ die Regierung von dem unversteuerten Lande, wenn dieses ausfündig gemacht werden konnte, so viele Jucharten abreißen und versteigern, bis die Summe der Taxe herauskam. War der Käufer ein Ausländer, so durfte derselbe keine Ländereien unter seinem eignen Namen, sondern bloß unter demjenigen

amerikanischer trustees (vertrauter Kuratoren) besitzen, welche in dem Kaufbrief als Käufer aufgestellt wurden und von diesen mußte der wirkliche Eigenthümer sich eine amtliche Gegenverschreibung geben lassen, welche bezeugte, daß die Kaufsumme nicht mit ihrem eignen Gelde, sondern aus dem seinigen bezahlt worden sei und dergleichen mehr.

Von diesen verschiedenen und lästigen Formalitäten beobachtete Schweizer die wenigsten, wenn schon ihm alle bekannt waren. Er verschob es von einem Monat zum andern, dieselben in Ausführung zu bringen; er verließ sich auf die Redlichkeit der Leute, mit welchen er auf der Stelle hätte abschließen sollen und meinte, das alles lasse sich dereinst zu gleicher Zeit nachholen. Swans Frau hatte nicht einmal die Abtretungsakte für die 250,000 Acres unterschrieben, er selbst hingegen versprochen, für die Bezahlung der Taxe auf Abrechnung sorgen zu lassen.

Schweizers Hauptaugenmerk war vielmehr die Benutzung seines weitläufigen Reiches. Er sammelte und studirte alle Reise- und Lokalbeschreibungen und Karten, die er über die Gegenden habhaft werden konnte, wo seine Ländereien liegen sollten und entwarf in seinem Zimmer Pläne zu Kolonien, worin auf erhaltene flüchtige Angaben hin das Klima, die Beschaffenheit des Bodens, seine Empfänglichkeit für verschiedenartigen Anbau, seine Mineralien, seine Bäche, Flüsse und Seen und der ungeheure Gewinn, welcher unfehlbar aus der Urbarmachung erfolgen müsse, umständlich beschrieben, berechnet und mit Anekdoten, Zitaten und gelehrten Anmerkungen begleitet waren, als hätte Schweizer diese Wüsteneien selbst nach aller Richtungen durchwandert und mit allseitiger praktischer Sachkenntniß untersucht. Es sind noch ganze Stöße solcher Schriften vorhanden. Darunter befindet sich z. B. der Plan (Projet d'une grande bergerie), wie auf jenem großen virginischen Gute von 500,000 Acres die Viehzucht begründet werden könnte. Die Initialkosten werden bloß auf 350,000 Franken, der Ertrag dagegen schon im zweiten Jahre auf 151,987 Franken geschätzt. Daneben ist das arkadische Schäferleben, das daselbst geführt werden könnte, poetisch geschildert und es wird beiläufig gemeldet, wie ein einziges trächtiges

Schwein, das der General Scott im Jahr 1783 in den Wäldern des Ohio ausgesetzt, vier Jahre später schon eine Nachkommenschaft von 3000 Köpfen hinterlassen habe u. s. w. Man kann sich dabei nicht enthalten, an den Traum des Eiermädchens zu denken und zu bedauern, daß so viel theoretische Gelehrsamkeit, Anstrengung, Zeit und Mühe auf Arbeiten verwendet wurde, deren Grundlage bloß in der Einbildung bestand.

Neben diesen agronomischen Spekulationen machte Schweizer mitunter auch noch andere Geschäfte, indem er an der Zucker-, Pfeffer- und Baumwollen-Ladung des Schiffes „Hero" mit John Murray & Co. in New-York für 30,000 Dollars (162,000 Franken) Theil nahm, dem Hause Albert Galatin & Co. in New-Geneva andere Waaren in Kommission gab, worüber von diesen Leuten niemals Rechnung erhältlich war, nachdem sie die Waaren selbst einem gewissen Redik übergeben, der sich damit nach Natchez in Mississippi zurückzog, wo er nie wieder aufzufinden war. Andern Spekulanten und heruntergekommenen Landsleuten schoß er Geld zu ihren Unternehmungen vor und unterhielt manigfaltigen Verkehr in Wechselbriefen mit den verschiedenen Unterhändlern der Agentschaft in Amerika und Europa.

Um vortheilhafte Ergebnisse zu gewähren, hätten solche Geschäfte mit großer Pünktlichkeit geführt werden sollen. Diese war aber leider Schweizers Sache nie. Er hielt nicht einmal gehörig Buch darüber und wenn er auch in einen mäßigen Quartanten, der noch vorhanden ist, sein Soll und Haben in flüchtigen Titeln aufschrieb, so führte er die Rechnungen darüber niemals fort, kopirte die wenigsten seiner abgesandten Briefe, verlegte die empfangenen und schrieb seine widersprechenden Noten auf einzelne abgerissene Blätter, mit Versen untermischt, von welchen letztern zuweilen epigrammatische Bruchstücke in der deutschen Zeitung zu Boston gedruckt erschienen, die aber alle keine Kritik aushalten. Der erfahrenste Kaufmann hätte nie aus seinen Kladden klug werden können.

Dabei hatte Schweizer sich längst schon beinahe blind geschrieben und gelesen und bedurfte immer eines Sekretärs. Der Zufall führte

ihm in Amerika einen solchen in der Person eines preußischen Abenteurers, Namens Willmanns zu, der aber so untüchtig war und ihn, wie alle seine frühern Kopisten, um sein Geld prellte, daß dieser ihm keine Erleichterung verschaffte und der unermüdliche Schwärmer sich doppelt anstrengen mußte, um alle seine phantastischen Abhandlungen, Berechnungen und Projekte zu Papier zu bringen. Aeschmann, statt sich für Schweizer zu verwenden, hielt sich vielmehr an Swan und wurde von diesem zu großen Operationen gebraucht, wobei sich beide, auf Schweizers Kosten, Geld bei Seite schafften.

39.

Schweizer wird seiner ökonomischen Spekulationen satt und verfällt wieder in philanthropische, welche zur fixen Idee bei ihm werden. Sein Projekt einer Kritik der Civilisation.

Nach Verfluß einiger Jahre wurde Schweizer der merkantilischen Spekulationen um so eher satt, als er nicht immer das nöthige Geld dazu aus der Gesellschaftskasse beziehen konnte und keine derselben noch zu wirklichem Ergebniß gereift war.

Nunmehr und da sein unruhiger Geist sich in unaufhörlicher Thätigkeit regen mußte, gerieth er auf eine Ansicht, die dermaßen bei ihm vorherrschend wurde, daß er allmählig alle seine andern Angelegenheiten über einer einzigen fixen Idee, die alle seine intellektuellen Kräfte in Anspruch nahm, bei Seite legte und vergaß.

Die Verfassungen des schweizerischen Bundesstaates hatten längst seinen Wünschen für Menschenglück nicht entsprochen; die Revolution, welche in Frankreich unter seinen Augen stattgefunden, war in Greuel ausgeartet, vor welchen er sich nach Amerika flüchtete und hier fand er sich neuerdings in allen seinen Erwartungen getäuscht.

Schon der bloße Anblick des Landes hatte ihn nicht befriedigt und er schrieb darüber im Mai 1795 aus Philadelphia an meinen Vater:

„Que j'ay été trompé dans mes attentes! Je m'imaginai, d'après des relations imprimées et verbales, que je trouverai un pays si paré par la nature, que je pourrai m'y livrer à l'illusion d'être dans ma patrie. Mais je n'ay vu dans l'immense côte depuis Boston içi, que j'ay parcourue, pas un seul, où votre vieux ami Gessner auroit pu concevoir une idylle, pas un seul qui valut un fragment de la vue du „Beckenhof", pas un seul où j'eusse pu vouloir me batir une cabane!"

Die Menschen zogen ihn noch weniger an als die Natur. Ihre Habsucht, ihre kalte Verachtung der Armuth, ihre Vernachlässigung alles Schönen und Guten, was kein Geld einträgt, ihre von den Engländern erlernte Redensart „he is a man of property (er ist ein Mann, der Eigenthum besitzt)," womit sie einen Menschen, alle übrigen Eigenschaften ausgeschlossen, als empfehlenswerth zu schildern meinen: alle diese Grundzüge ihres Charakters und ihre einseitigen Vorurtheile stießen ihn ab. „Der Amerikaner", schrieb er in sein Tagebuch, „fühlt, hört, sieht, denkt, träumt, berechnet, mißt, liebt, seufzt, weinet, lacht, hungert, durstet — Geld!" Und Geld war gerade das, was Schweizer buchstäblich immer wegwarf und für sich selbst und bei andern am wenigsten achtete.

Wenn schon die Verfassung der neuen Republik auf liberalen Grundsätzen beruhte und alle Bürger des Staates im Genusse politischer, moralischer und religöser Freiheit ihr Wesen ungehindert treiben und sich durch Gewerbfleiß und zwanglosen Verkehr nach Herzenslust bereichern konnten, so fand er gerade in dieser Freiheit wieder die Ursache der moralischen Verdorbenheit des Volkes, wie anderwärts nach seiner Meinung Aristokratie oder Despotismus die nämlichen Wirkungen hervorgebracht hatten. Also konnte der Grund des schlechten Zustandes der Menschheit nicht bloß in den abweichenden Formen verschiedener Staatsverfassungen gefunden werden; er glaubte nunmehr denselben in dem allgemeinen Ganzen der Zivilisation, wie sie beschaffen ist, entdeckt zu haben. Je mehr er darüber grübelte, desto tiefer überzeugte er sich, daß

alles in der Welt verkehrt sei und doch ganz anders und weit besser sein könnte. Er mochte sich jetzt nicht mehr mit der Rüge einzelner bürgerlicher Einrichtungen und politischer Verfassungen beschäftigen, was sonst seine Lust gewesen. Eine Radikalreform aller menschlichen Institutionen, Sitten und Gebräuche schien ihm dringendes Bedürfniß und in seinem philanthropischen Wahne hielt er sich dazu berufen, die ganze Welt umzuschaffen durch die Bekanntmachung eines Werkes, das lauter neue Ansichten und Vorschläge enthalten, in seiner Art einzig sein, durch unbestreitbare Argumente überzeugen, zur Ausführung begeistern und hinreißen und des Verfassers Namen verewigen sollte.

Er gedachte, zuerst eine scharfe, unwiderlegbare Kritik, die alle Mängel und Gebrechen unserer Zivilisation in allen nur denkbaren Verzweigungen des gesellschaftlichen Vereins aufdecken und bekämpfen sollte, und dann ein neues Zivilisationssystem von seiner eignen Erfindung aufzustellen, dessen Befolgung die gesammte Menschheit durch die einfachsten Mittel politisch frei und glücklich, moralisch gut machen und ästhetisch bilden könnte. Alles, was er in seinem ganzen Leben über solche Gegenstände gelesen, gehört und selbst gedacht, erwachte in seinem Gedächtniß und tausend neue Gedanken wurden dadurch in seiner erhitzten Phantasie erzeugt. Eine Unzahl derselben warf er ohne Ordnung auf einzelne Papierschnitzel oder auf die Rückseite erhaltener Geschäftsbriefe hin, ließ sie abschreiben, veränderte sie wieder und sammelte Belege zu seinen paradoxen Meinungen aus allen möglichen Büchern.

Durch ein solches Werk hoffte er sich mit dem Schicksal zu versöhnen und alles auszugleichen, was er für sein eignes und für das Glück anderer Menschen versäumt hatte. In diesem Ideentaumel schrieb er in seine „Lebensregeln eines Sonderlings“:

„Ein Gedanke nur sei der Rest deines sinkenden Lebens.
„Unüberlegtheit, sie hat, ach! meine Jugend beraubt.“

Seine Projekte giengen in einzelnen Augenblicken, wo sein Eifer an Fanatismus grenzte, noch weiter. Nicht bloße Theorien wollte er dannzumal aufstellen, er gedachte sogar auf seinen Ländereien im Innern Nordamerikas, wie William Penn ein zweites Philadelphia auf=

zuführen, den Kolonisten daselbst sein System zu predigen und einen Staat zu gründen, welcher der übrigen Welt zum Muster und Vorbild dienen könnte. Da sollten Naturreligion, allgemeine Toleranz, Gemeinschaft der Güter und gemeinnütziges Streben für das öffentliche Beste vorherrschen; da sollte Reichthum eben so wenig Gesetze vorschreiben, als Armuth zur Empörung reizen. Das weibliche Geschlecht, das er überall von dem männlichen für unterdrückt hielt, sollte, in seine natürlichen Rechte wieder eingesetzt, vor dem Zwang der bürgerlichen Ehe und ihrer Beschränkungen geschützt, auch seine Stimme im Staat erheben dürfen und die Kinder der Liebe sollten, durch diesen und öffentlich, zu edeln selbständigen Bürgern einer platonischen Republik erzogen werden und dergl. mehr.

Bei nüchterner Ueberlegung mochte er wohl selbst solche Ausschweifungen der Phantasie belächeln und hiermit ließ er sich im Grunde weniger ernst sein, als mit der Abfassung seiner „Kritik der Zivilisation", für welche zwar eine Art von Plan in seinem Kopf bestand, den er aber bei dem allzuhäufigen Andrang von Gedanken nie so logisch richtig zu ordnen vermochte, daß er denselben als Richtschnur seiner Arbeit hätte niederschreiben können.

Von dieser fixen Idee stets beherrscht, mußte Schweizer wie ein Träumender durch das Leben wandeln. Er fand daher auch nie die Ruhe der Seele, ohne welche die Leitung und der Abschluß seiner ökonomischen Angelegenheiten nicht denkbar sein konnte.

40.

Swan hat die Geschäfte der Agentschaft beendigt und doch keine Mittel behalten, seine Gläubiger zu befriedigen. Er soll verhaftet werden; seine reiche Frau weigert sich, für ihn gut zu stehen. Schweizer zahlt und verbürgt sich für ihn. Swan verreist nach Europa, ohne mit Schweizer abgerechnet zu haben. Dieser gibt einem Unterhändler Swans seinen großen Ländertitel, um in London Geld darauf borgen zu lassen. Schweizer sehnt sich nach Europa zurück, muß aber noch zwei Jahre in Amerika bleiben, weil er seine ausstehenden Gelder nicht eintreiben kann. Endlich entschließt er sich, darauf zu verzichten und abzureisen. Nachricht von dem endlich erfolgten Tod seines wahnsinnigen Bruders.

Aber Swan und dessen Frau sorgten dafür, daß Schweizer aus seiner Traumwelt in die wirkliche hinüber gezogen wurde.

Schon einmal war er aufgeschreckt worden, als die französische Regierung, welche Verdacht gegen Swan geschöpft hatte, durch ihren Kommissarius Wante in Amerika plötzlich und unerwartet die Kassen und Bücher der Agentschaft und alle Fakturen untersuchen ließ. Da sich aber dabei kein Unterschleif zeigte, oder Swan wenigstens Mittel gefunden haben mochte, einen günstigen Bericht über diese Untersuchung abstatten zu lassen, so wurde Schweizer auch wieder beruhigt.

Nun hatte Swan innerhalb weniger Jahre die großen Geschäfte der Agentschaft alle beendigt und den Gewinn derselben bezogen. Millionen waren durch seine Hände gegangen, allein er hatte, mit Ausnahme seiner Frau, weder Schweizer noch irgend einen seiner frühern Gläubiger bezahlt. Sein Vermögen steckte in unbeweglichen Besitzungen und in den Ländertiteln; er war in verschiedene Prozesse verwickelt und im Sommer 1798, als er sich eben anschickte, nach Europa zu reisen und der französischen Regierung seine Rechnungen vorzulegen, sogar bedroht, für eine alte Schuld von 27,000 Dollars gefänglich eingezogen zu werden.

Seiner Frau wäre es ein Leichtes gewesen, sich wenigstens für ihn

zu verbürgen; allein diese Xantippe beharrte auf Trennung der Güter, wollte keinen Heller für ihren Mann bezahlen und hatte schon längst ihr ganzes aus dem Gewinn der Agentschaft wieder errungenes Vermögen ihrem Busenfreunde, dem General Jackson, in trust (Depositum unter fremdem Namen) gegeben, unter dem Vorbehalt, die Zinse desselben alljährlich und das Hauptgut selbst durch testamentliche Verordnung nach dessen Tode wieder zu beziehen. Vermittelst dieser in Amerika üblichen Maßregel konnte niemals rechtlich etwas hinter ihr gesucht werden.

Jetzt zeigte sich Schweizers blinde Großmuth im hellsten Lichte. Es schien ihm für ihn selbst entehrend, wenn sein Mitagent wegen einer solchen Lumpensumme in den Schuldenthurm gesteckt werden sollte. Obgleich er bereits häufige Proben von Swans zweideutigem Charakter erhalten, so stellte er sich dennoch vor den Riß mit allem Geld, was ihm noch übrig blieb. Es waren aber bloß 20,000 Dollars, die fehlenden 7000 war er nicht vermögend zusammen zu treiben. Da wandte er sich an Swans eigene Frau, forderte sie auf, diesen Rest zu liefern, verbürgte sich dafür als ihr persönlicher Schuldner, hinterlegte ihr als Spezialhypothek den Titel der Länder in Virginien, den ihr Mann ihm für 25,000 Dollars verkauft hatte und sie war schamlos genug, diesen Vorschlag anzunehmen. So wurde durch Schweizers Verwendung Swan wieder auf freien Fuß gesetzt.

Nun eilte dieser, Amerika zu verlassen. Schweizer glaubte sich berechtigt, zuvor noch, wenn nicht Bezahlung, doch wenigstens eine Abrechnung über die Geschäfte der Agentschaft von ihm verlangen zu dürfen.

Aber Swan konnte und wollte dieselbe nicht geben. Er wußte tausend Ausflüchte zu finden, warum seine eignen Rechnungen noch nicht gestellt wären, wie er einen Theil der Materialien dazu in Hamburg suchen müsse, wie jene bloß nach der Abrechnung mit der französischen Regierung auszumitteln wären und wie diese ihm noch große Summen schuldig bleibe. Er versprach, in Europa mit Schweizer nicht bloß abzurechnen, sondern ihm daselbst auch dessen ganzen Antheil an

dem Gewinn, wovon dieser nur Bruchstücke bezogen, auf einmal einzuhändigen u. s. w. Schweizer ließ sich beschwichtigen. Er wußte, daß Swan jetzt in der That nichts zu geben hatte, bis er in Europa neue Summen in Empfang genommen. Die geringste Klage bei dem französischen Botschafter Adet hätte die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen können; auf den ersten Wink dieser Art wären alle Schriften der Agentschaft unter Siegel in Beschlag genommen worden und Swan hätte noch lang nicht abreisen können.

Schweizer würde sich gern und mit ihm zugleich eingeschifft haben; sein Herz und sein Interesse forderten ihn gleich dazu auf. Allein auch das konnte er nicht thun, bevor er alle seine in Waaren und Papiere leichtsinnig gesteckten Gelder wieder eingetrieben. Er war genöthigt, seinen Hauptschuldner allein und aus seinem Bereiche wegreisen zu lassen und harrete unter wechselnden Beschäftigungen, Plackereien von Seite seiner Schuldner, Träumereien, dichterischen Aufwallungen, Auszügen für seine „Zivilisation" und unter Sorgen für die Zukunft noch über zwei Jahre in Amerika aus. Inzwischen sandte ihm Swan aus Europa die 27,000 Dollars wieder zurück, womit er sich einstweilen aus der Noth helfen und seinen, bei dessen Frau hinterlegten Ländertitel wieder an sich ziehen konnte.

Bald nachher und wie Schweizer, alle Kolonisationsprojekte aufgebend, seine sämmtlichen Ländereien gern wieder los geworden wäre, berichtete ihm Swan, wie er selbst gedenke, seine eignen Ländertitel durch einen geschickten Unterhändler, John Browne Cutting, nach London zu senden, dieselben dort verkaufen oder Geld darauf borgen zu lassen und ermahnte ihn, diese gute Gelegenheit zu benutzen, seinen großen virginischen Titel ebenfalls durch Cutting versilbern zu lassen. Schweizer war gleich dazu bereit, lieferte den Titel nebst einer Vollmacht aus und verfuhr dabei so hastig, daß er sogar vergaß, von der letztern eine Abschrift zu behalten und einen Empfangschein zu fordern.

In den letzten Zeiten seines Aufenthaltes zu Philadelphia entspann sich noch zwischen ihm und einem schönen Mädchen ein Liebesverhältniß, wodurch er sich seine peinliche Einsamkeit zu versüßen hoffte. Allein diese

Marie, von welcher sein Tagebuch, das der aufrichtige Gatte seiner duldsamen Magdalene weihte, vieles meldet, warf sich bald mit ihm ab und verließ ihn wieder. Ein geheimnißvoller Schleier ruhte auf ihrer Person; wahrscheinlich aber war sie eine Tochter rechtschaffener Bürgersleute, welche der General Collot verführt und dann, nachdem er ihrer satt geworden, mit Schweizer in Bekanntschaft gebracht hatte.

Wie endlich alle Aussicht für ihn verschwand, seine ausstehenden Gelder eintreiben und seine Ländertitel absetzen zu können, entschloß sich Schweizer, diesen Theil seines Vermögens einstweilen im Stich zu lassen und nach Europa zurückzukehren, um hier den größern in Empfang zu nehmen und in Sicherheit zu bringen.

Er brachte noch zwei Monate bei Swans Frau und Töchtern, als Freund des Hauses, in Boston zu und riß sich mit blutendem Herzen von Hepsy los, die seit zwei Jahren den Doktor Howard geheirathet hatte.

Seine Freundschaft für diese ließ ihn die ganze Familie noch immer in einem so günstigen Lichte erblicken, daß er die Unvorsichtigkeit begieng, der Mutter, die er doch endlich für dasjenige, was sie war, hätte erkennen sollen, eine Kiste voll wichtiger Schriften und einen Theil seiner Ländertitel für ihn aufzubewahren gab.

Schweizer hatte sechs Jahre in Amerika zugebracht, mit seinem Gelde den Wohlstand manches Handlungshauses vermehrt und von keinem einen wesentlichen Dienst, vielmehr Undank und Spott davongetragen. Er war von den Reichen, mitunter auch von Landsleuten, zu gefährlichen Unternehmungen verleitet und dadurch geschädigt und ausgesogen worden. Er erwarb sich die Liebe auch nicht e i n e s Amerikaners; sie betrachteten ihn als einen Thoren, der sich lieber mit wissenschaftlichen Gegenständen, als mit „business“ (Geschäfte in merkantilischer Beziehung) abgebe. Ihre Weiber gefielen sich mitunter etwas besser in seiner Unterhaltung und nur durchreisende Engländer und Deutsche ließen seiner Gutmüthigkeit, Hochherzigkeit und seinen wirklich vielumfassenden, aber nie auf das praktische Leben anwendbaren Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren.

Wie er Amerika verließ, war er von allen Mitteln dergestalt entblößt, daß er, um die Reisekosten bezahlen zu können, genöthigt wurde, von dem Hause John Murray & Co. in Newyork, mit welchem er über die Ladung der „Hero" in ungünstiger Abrechnung gestanden, 1000 Dollars zu borgen und dafür einen Ländertitel auf 11,840 Acres in der Grafschaft Monogalia in Pennsylvanien zu verpfänden.

Diesem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln nebst seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit mag es zuzuschreiben sein, daß er nicht zuvor noch alle Formalitäten in Ausübung brachte, seinen Ländertiteln die gehörige Rechtsgültigkeit zu verschaffen, daß er niemand beauftragte, von Zeit zu Zeit in Erfahrung zu bringen, ob Swan, wie dieser versprochen, die Taxen für dieselben entrichten lasse und überhaupt keinen Bevollmächtigten für seine verschiedenen unvollbracht gebliebenen Angelegenheiten in Amerika aufstellte.

Vor seiner Abreise hatte er noch die beruhigende Nachricht aus der Heimat erhalten, daß sein Bruder Jacques, in unheilbarem Wahnsinn bis zum Thier hinabgesunken, am 5. August 1800 endlich bei dessen redlichem Pfleger Diggelmann gestorben und dieser, von Schweizers Billigung seiner Verordnungen zum voraus überzeugt, aus dem geringen Nachlaß des Erlösten dem Armengut der Gemeinde Oberstraß 400 Pfund zugetheilt und eine Jahrzeit gestiftet habe, welche dem Ortsschulmeister auf St. Jakobstag 8 Pfund für alle Zukunft zusichert. Dieses ist das einzige Andenken, das von dem unglücklichen Jacques auf der Erde zurückblieb. Schweizer, als dessen rechtmäßiger und einziger Erbe, war nunmehr aller denkbaren Verantwortlichkeit für das nicht mehr vorhandene Vermögen seines Bruders überhoben.

41.

Schweizer verläßt Amerika. Wehmüthiger Rückblick auf dieses Land. Gesellschaft, mit welcher er reist; Beschreibung des Schiffes. Nach einer kurzen und glücklichen Fahrt langt er in England an und hält sich vier Wochen in London auf, woselbst er mit Landsleuten zusammentrifft. Auszüge aus seinem Tagebuch. Er kommt über Dünkirchen endlich wieder nach Paris.

Schweizer schiffte sich am 28. April 1801 zu Boston ein. Auf der See blickte er mit wehmüthigen Gefühlen auf ein Land zurück, woselbst er sein Glück hätte machen sollen und können und das er nun mit höchst unsichern Aussichten auf die Zukunft verließ. „Es gibt in gewissen Rücksichten wenig unglücklichere Sterbliche, als ich", schrieb er in sein Tagebuch. „Sechs Jahre blieb ich hier, ließ meine Familie, „meine europäischen Geschäfte und that in Amerika — nichts! Und „konnte doch nichts mehr thun, da immer ein grauser Dämon vor mei„ner Thätigkeit stand und tausend Hindernisse erdachte." Daß dieser Dämon in ihm selbst spuke, fiel dem guten Schweizer niemals ein.

Da seine Phantasie beständig arbeiten mußte, so machte er in den ersten Tagen seiner Seefahrt wieder Verse und es ist noch ein Gedicht „auf die Schönen Neu-Englands, auf der Rückkehr nach Europa durch die Atlantis geschrieben", von ihm vorhanden, worin er, wie er sich selbst ausdrückt, „in arg gekratzten Jamben" sich über verschiedene Sitten und Gebräuche der Amerikanerinnen scherzweise vernehmen läßt.

Da er sich aber bald von dem Schaukeln des Schiffes abgespannt und auch nicht zum Lesen aufgelegt fühlte, so verfiel er nunmehr auf's Zeichnen und konterfeite zum Zeitvertreib seine Reisegefährten.

Diese bestanden aus einem jungen Kaufmann von Boston, Eduard Tuckermann, dessen Gattin und drei andern Passagieren, Namens Waldo, Deweis und Story, mit welchen er sich in bestem Vernehmen die Genüsse einer lecker besetzten Tafel gut schmecken ließ.

Das Schiff „John Adams", ein Schnellsegler von 300 Tonnen, auf welchem diese Gesellschaft reiste, war auf Kosten eines Kaufmanns

Smith für 24,000 Dollars (ein gewöhnliches von dieser Größe kostete sonst kaum 14,000) und so fest und tadellos gebaut worden, daß ein vierundzwanzig-stündiger Sturm, der einzige, der auf dieser Reise zu bestehen war, demselben nicht den geringsten Schaden zufügen konnte und selbst die Pumpen nie gebraucht werden mußten. Der Kapitain hieß John Wood und zeichnete sich durch seine Sitten und verständigen Ernst gegen die Mannschaft so vortheilhaft aus, daß auf der ganzen Reise weder ein Fluch von ihm gehört, noch ein Matrose geprügelt wurde. Die Mannnschaft stand sich aber auch vorzüglich gut und genoß freie Kost nach Belieben. Der philosophische Eigenthümer des Schiffes hatte sich durch die Erfahrung überzeugt, daß bedingte und kärglich zugemessene Nahrung weit höher, als jene zu stehen komme, indem die Matrosen bei der letztern gewöhnlich verdrossen, zur Meuterei aufgelegt und raublustig werden, dagegen, kräftig und ohne Knickerei gefüttert, fröhlicher und muthiger arbeiten, wodurch das Ziel der Reise schneller erreicht und dadurch weit mehr, als auf der Verköstigung der Mannschaft erspart werden kann.

Schweizer bemerkte hier, wie wichtig die gute Auswahl des Fahrzeugs und dessen Anführers für jede Seereise sei und erinnerte sich mit Verdruß des schelmischen Schiffers West und dessen jämmerlichen „Suffolks". Auf dem „John Adams" mußte er für die ganze Fahrt von Boston bis Liverpool mit Inbegriff des Tafelgeldes nicht mehr als 33 Guineen bezahlen.

Neben dem einzigen vorhin erwähnten Sturme drohte den Reisenden keine andere Gefahr, als diejenige, zwischen die schwimmenden Eisinseln zu gerathen, welche im Frühjahr an der stets nebligen Bank von Terra-Nova die strengste Vorsicht gebieten, da bisweilen drei Quadratmeilen große Stücke hin- und hertreiben. Allein auch dieses Hinderniß wurde glücklich beseitigt. Unter drei prächtigen Regenbogen, als wären es Triumphbogen, lief das Schiff in den irländischen Kanal ein und nach einer beispiellos kurzen Fahrt von siebenundzwanzig Tagen ließ die Gesellschaft, da der Wind ruhte und das frische Grün alle Passagiere an's Land lockte, sich schon am Vorgebirg der Insel Anglesea aus-

setzen. Von da gieng's über den unbedeutenden Seearm von Carnarvonshire, durch Wallis und über Liverpool nach London, wo Schweizer am 2. Juni anlangte.

Sein auf dieser Reise durch England geführtes Tagebuch enthält viel schöne Naturschilderungen und geistreiche Bemerkungen über manigfaltige Gegenstände der Natur und Kunst. Es ist kaum zu erklären, wie ein Mann, der mit einer so trefflichen Beobachtungsgabe ausgestattet war, in seiner eignen Handlungsweise so wenig folgerichtig sein konnte.

Nachdem Schweizer sich bereits vierzehn Tage in London herumgetrieben und die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt, die ihm im Vergleich mit Paris unerfreulich vorkam, in Augenschein genommen, wandelte ihn nun auch die Lust an, seinen Landsmann und alten Jugendfreund, den berühmten Maler Heinrich Füßli, wieder zu sehen. Er ließ sich bei ihm melden, ward aber nicht vorgelassen. Das wurmte ihn und da er sich erinnerte, wie er vor Jahren einen „kleinen Eifersuchtsgroll" wegen Magdalene, um deren Besitz ihn Füßli damals zu beneiden schien, gegen diesen genährt, so meinte er nun, Füßli habe sich deßwegen verläugnen lassen. Er eilte in ein Kaffeehaus und schrieb ihm folgende Zeilen:

„Und wär' dein großer Pinsel auch, o Füßli,
„Der ausgeriss'nen Fichten Rolands eine,
„Tröff' von der glühenden Palette dir
„Des Aetnas Lava selbst auf's Tuch herab:
„All eins! Wenn dir auch nicht das schöne Kolorit
„Der Seelenwärme auf dein Antlitz quillt,
„Wenn alte Freundschaft an dein Hausthor klopft,
„So fahre wohl! Ich meld' es zum Elysium
„Wollstonecraft und Lavatern, es sei
„Das härt'ste Erz zu deinem Bild — dein Herz!"

Füßlis Verläugnung bei Schweizers Anmeldung war aber nur ein Mißverständniß gewesen und jener nahm den alten Freund mit Freuden auf.

Schweizer fand den sechzigjährigen Künstler noch rüstig und thätig, jedoch „entwürdigt durch die Kleidung eines jungen Gecken". Dabei

noch immer stolz und voll angeborner Mysanthropie. „Er scheut die „Großen aus Verachtung“, heißt es in Schweizers Tagebuch „und da „nur von diesen Geld und Ehre zu erhalten ist, so erhielt Füßli von „beiden nicht, was er verdiente. Seine Miltongallerie hat ihm nichts „gebracht, als die schweigende Wirkung tadelvermischter Bewunderung“ u. s. w. „Er hat eine exekrable englische Aussprache und bringt das gutturale Zürcher k und ch darin an. Deutsch spricht er im Zürcherdialekt (den Schweizer vergessen hatte), obgleich er deutsch und englisch gut schreibt.“

Füßli und Schweizer sprachen von Lavater und dessen Sonderbarkeiten „mit Thränen der Liebe im Aug'“ und hatten überhaupt vieles aus der Vergangenheit mit einander zu verhandeln.

Durch Füßli ward Schweizer nun auch mit dem berühmten Buchhändler Johnson und durch den letztern bei einem Gastmahl mit vielen englischen Gelehrten und andern bedeutenden Männern bekannt. Daß Schweizer, der täglich von seiner Phantasie irre geführt wurde, sich dennoch immer beharrlich der Physiognomik befliß und sich etwas darauf einbildete, beweist folgende Stelle aus seinem Tagebuch: „ich habe doch „einige Progresse in meiner Astrologie des Antlitzes gemacht. Im alien-„office sah ich einen vornehmen Emigranten, der meinen Freund grüßte. „Gardez vous, sagte ich schnell zu diesem, de faire de cet homme „ou votre ami ou votre ennemi. Mein Freund bot dieses Urtheil „im Kreise herum und ich passire nun in diesem Club for the nephew „of the great Lavater. Wenn sein Successionsrecht etwas gilt, was „ich bedürfte, ich glaub', ich würde wagen, es anzusprechen.“

In solchem Sinne erwähnt er in seinem Tagebuch seines Zusammentreffens mit verschiedenen Landsleuten. Es heißt da z. B. „ich bin „unglücklich; es bleibt mir, wie Mark Anton, nichts mehr, als was ich „gegeben habe und was ich bin. Aber die Art, wie ich meine für „Reichthum verlorene Zeit zu meiner Selbstbildung anwandte, läßt mir „Gesundheit, Muth, Gewandtheit und eine Seelenbildung, die mich, wie „ich's hoffe, der Freundschaft edler Menschen nicht berauben wird. Diese „Bemerkung hauchte mein sinkendes Vertrauen wieder auf, da ich hier

„einen Mitgefährten meiner Unglücksfälle in Paris, den ...... sah, der, „von einem eingebildeten Patrizier nun arm geworden, in's ganze Nichts „seiner Seele zurückgesunken ist. Seine unedle, gemeine und nun durch „die niedrige Einsamkeit und sorgenvolle Arbeit noch gemeiner gewordene „Physiognomie konnt' ich nur mit Mitleid bemerken. Ich bin doch nicht „so tief gesunken und soll, wenn mein guter Genius wacht, auch nie so „tief sinken. Magdalenes Schicksal allein ist der Mühlstein, der meine „Schultern drückt. Doch ich hoffe, mein eifriges Streben soll für das „Schicksal dieser Edeln nicht vergebens sein u. s. w."

Schweizer besuchte auch den Maler Conrad Geßner. „Eine „drolligte, abgelebte, abgesoffene Chineserfigur im Jünglingsalter noch", schrieb er von diesem eben so scharf rügend: „er hat seines Vaters Ori„ginalität, aber nicht dessen zarten Genius. Sein Fach ist Pferde- „und Bataillenmalerei. Aber er malt den kennerhaften Engländern nur „Schwabenrosse, wie er diese in der Schweiz zeichnen lernte. Er er„zählte mir von seinem Vorhaben, den Tod des Generals Abercrombies „zu malen. Drei Figuren, sagte er, machen das ganze; alles übrige „ist Rauch! Warum hatt' ich nicht den Muth, ihn zu fragen, ob er „nicht noch eine oder zwei Figuren weglassen könnte?" u. s. w.

Schweizer hatte nach und nach so viel von London gesehen, als sich in vier Wochen mitnehmen läßt. Nunmehr aber trieb ihn das Herz nach Frankreich hinüber. Er schiffte sich am 4. Juli unter preußischer Flagge auf der Themse ein und landete am folgenden Tage in Dünkirchen.

Hier fand er die ersten französischen Krieger der gepriesenen 46. Halbbrigade und fühlte sich beim Anblick dieser „benarbten Helden" wieder in die vorigen Zeiten zurückgesetzt. Seine nie erloschene Vorliebe für das Franzthum, das er auch in Amerika vertheidigt hatte, erwachte auf's neue. Er brachte die meiste Zeit, indeß er auf seinen Paß warten mußte, in der Gesellschaft „dieser Braven" zu, welche wacker auf die Engländer schimpften und ihm Anekdoten aus ihren Feldzügen auftischten. Unter anderm erzählten sie, der Prinz von Preußen, als er den Herzog von York in Holland, wo dieser alles verloren, seine Robo-

montaden auskramen hörte, habe von ihm gesagt: „mein Vetter von „York ist wie eine Trommel und am lautesten, wenn er geschlagen „wird.“ —

Nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen erhielt Schweizer endlich seinen Paß und reiste in Gesellschaft einer schönen Creolin, mit welcher ihn der Zufall zusammengebracht hatte [33]), nach Paris. Dort harrete Magdalene seiner. Welch ein Wiedersehn für beide, nach einer so langen, nach einer so verhängnißvollen Trennung!

42.

Schweizer wird nicht nur von Magdalene, er wird auch von Picquet mit Ungeduld erwartet, der, unter ganz veränderten Umständen, nunmehr seinen Antheil an dem Gewinn der Agentschaft beziehen möchte, sich in seinen Hoffnungen getäuscht sieht und auf die Abrechnung mit Swan vertröstet wird. Schweizer kann diese Arbeit nicht selbst besorgen; Picquet übernimmt dieselbe, sie wird aber durch Swan verzögert. Dieser ist in mancherlei Geschäfte und Prozesse verwickelt. Jeanneret hält sich in Senlis auf. Dessen gegenwärtige Lage.

Schweizer hatte der guten Magdalene, die sich so lang nach ihm gesehnt, vorerst nichts anderes zurückgebracht, als sich selbst. Mehr verlangte sie aber auch nicht und wenn sie ihn früher schon mit inniger Herzlichkeit geliebt, so war diese Liebe jetzt durch seine sechsjährige Abwesenheit noch mehr veredelt und gesteigert worden.

Aber nicht bloß für Magdalene war Schweizer zu lang ausgeblieben; seine Rückkehr wurde auch von Picquet mit Schmerzen erwartet.

Dieser hatte bei der neuen Ordnung der Dinge seine Stelle, seinen Einfluß, und in dem Strom der Zeitereignisse den größten Theil seines Vermögens eingebüßt. Er war so sehr heruntergekommen, daß er sich mit einer zweiten Schreiberstelle bei ebenderselben Behörde (jetzt commission de la comptabilité intermédiaire genannt) begnügen mußte,

an deren Spitze er sieben Jahre früher gestanden. Nun aber hoffte er, für alle Einbuße entschädigt zu werden und endlich mit Schweizer, von dem er selten Briefe und noch keinen Heller Geld erhalten, den großen Gewinn der Agentschaft, auf den er mit Zuversicht zählte, zu theilen. Wie erstaunt, wie verblüfft war er nicht, als Schweizer sich mit leeren Händen einstellte und ihm nicht einmal sagen konnte, wie hoch sich wohl die Summe belaufen möchte, welche beiden zufallen sollte! Er mußte sich einstweilen, gern oder ungern, wie Schweizer selbst, auf Swans Abrechnung mit der Regierung vertrösten lassen. Swan war längst in Europa, hatte sich in Hamburg und an andern Orten in Geschäften, die noch von der Agentschaft herrührten, Jahre lang aufgehalten, und, nachdem er in Paris angelangt, seine Abrechnung theils wegen der Verwirrung, die in seinen Papieren herrschte, theils auch aus unlautern Absichten von einem Monat zum andern aufgeschoben und es war kaum zu hoffen, daß diese Angelegenheit so bald, und von Swans Seite mit redlichem Willen, zum Abschluß gebracht werden könnte.

Allein Picquet wollte und mußte doch wenigstens wissen, was Swan zu leisten habe. Schweizer fühlte sich nicht geeignet, die Rechnungen zu untersuchen; daher ließ Picquet, der nicht öffentlich als Mitgläubiger auftreten durfte, sich von Schweizer eine Procur ausstellen, um als Bevollmächtigter desselben und in dessen Namen diese Untersuchung vorzunehmen und eine Gegenrechnung zu stellen. Sonthonas wurde bei dieser Arbeit zugezogen und sollte die mitgebrachten Belege dazu liefern.

Swan war mit Geschäften überhäuft, die er nach seiner gewohnten Art alle durcheinander wühlte. Neben der Beleuchtung seiner Agentschaftsverwaltung vor der Regierungsbehörde, bei welcher ihm oblag, sich über die ihm anvertrauten Summen in's Reine zu setzen, und der Musterung seiner Rechnung für Schweizer mit Picquet, hatte er noch zwei verwickelte Processe zu betreiben: den einen im Namen der Agentschaft gegen einen nunmehr in Paris angesiedelten Amerikaner Daniel Parker, welcher derselben schon seit 1794 eine Summe von 750,000 Franken unterschlagen und wieder auszuliefern verweigerte, wobei auch

Schweizer betheiligt war; den andern, der Swan allein und persönlich angieng, gegen Lübbert & Dumas, welche, nachdem sie ihr Haus in Hamburg aufgehoben, nunmehr auch ihren Antheil an dem Gewinn der Agentschaft forderten, den Swan ihnen heimlich zugesagt, welchen er aber abzugeben nicht gesinnt war und sich dieselben vermittelst aller nur möglichen Ausflüchte und Ränke vom Leibe zu halten suchte.

Bei einem solchen Zusammenfluß verworrener Händel konnte die Liquidation nur äußerst langsam vorwärts rücken und Schweizer, der in Amerika nicht den geringsten Antheil genommen, dessen Unterschrift nirgends zum Vorschein kam und welcher daher auch bei der Abrechnung mit der Regierung nichts zu schaffen hatte, stand auf der Seite und harrete auf die Entscheidung seines Schicksals. Swan versprach alles Gute, und gab ihm, der eigentlich in der Klemme war, zuweilen und um ihn hinzuhalten, etwas Geld, aber unbedeutende Summen in Vergleichung mit denjenigen, die er ihm augenscheinlich noch schuldig sein mußte; denn bloß nach oberflächlicher Ueberſicht zu urtheilen, handelte es sich hier um Millionen.

Schweizers ehemaliger Handelsgenosse Jeanneret befand sich wieder in seiner Nähe und sprach fleißig bei ihm ein. Dieser hatte, nachdem sein Vater einen Theil seiner Schulden bezahlt, gegen den Willen seiner Anverwandten in der Schweiz, ein schönes französisches Mädchen von zweideutigem Ruf, Sophie Henriette de Rochefort, geheirathet, war deßwegen nach seines Vaters Tode von einem reichen Oheim enterbt worden, mußte sich glücklich schätzen, von vielen alten Gläubigern nicht verfolgt zu werden und in einer untergeordneten Stellung mit einem kleinen Antheil an den Geschäften seinen Unterhalt seit 1796 in einer mechanischen Baumwollenspinnerei zu finden, die ein anderer Neuenburger, Carl Rougemont, in Senlis errichtet hatte und woselbst auch Jeannerets Frau mit dessen Principal auf einem mehr als vertrauten Fuß lebte.

Jeanneret war immer noch der nämliche aufgeblasene Geck, wie zu der Zeit, wo er mit Schweizers Vermögen groß that; und wenn dieser ein neues aus Amerika zurückgebracht hätte, so wäre er bereit gewesen, dasselbe wieder verschleudern zu helfen. Nunmehr aber mußte er sich ge=

schlossen halten, um nicht auch noch die Gunst eines andern in Grandson lebenden Oheims zu verscherzen, nach dessen Tod eine bedeutende Erbschaft für ihn zu hoffen war, und froh sein, daß Schweizer die 50,000 Franken, die er schon so lange schuldig geblieben und welche dieser jetzt wohl hätte brauchen können, nicht zurückforderte.

43.

Schweizer findet keine Gelegenheit mehr zu politischer Wirksamkeit und beschäftigt sich mehr mit seinem Civilisationsprojekt, als mit seiner Liquidation. Magdalene läßt ihn gewähren und liebt ihn so sehr, daß sie seine Abneigung gegen die Geschäfte immer zu entschuldigen weiß. Beide haben wenig Umgang.

Schweizer hatte Paris ganz verändert und keine Gelegenheit mehr zu politischer Wirksamkeit gefunden. Die Menschen, mit welchen er früher in Beziehung gestanden, waren vom Schauplatz abgetreten, zerstreut und ohne Einfluß. Die Revolution war beendigt, die dreiste Stimme öffentlicher Sprecher verstummt. Alles beugte sich vor des mächtigen Konsuls eisernem Scepter und bald nach seiner Rückkehr hatte Schweizer schon in sein Tagebuch geschrieben: „den Finger auf den Mund, Bonaparte herrscht!"

Mit desto größerem Eifer brütete er nun über seiner „Civilisation des Menschengeschlechts", das heißt, er las Tag und Nacht alle Bücher, welche etwas enthielten, das zu seinem Zwecke dienen konnte, machte Noten darüber und bereicherte seinen eignen Ideenvorrath mit demjenigen der Schriftsteller aller Zeiten und Zungen.

Magdalene sah seinem Treiben ruhig, jedoch mit stiller Wehmuth zu. Sie war insofern zu einer klaren Erkenntniß seines Wesens gelangt, daß sie begriff, wie sein eigenthümlicher Sinn, der sich immer nur zu metaphysischen Spekulationen hinneigte, zu allen finanziellen von jeher durchaus untauglich gewesen, und ahnete längst, daß er das Opfer von Swans Intriguen werden und keine Früchte von seiner Reise nach

Amerika einernten würde. Wenn er aber, statt den wichtigen Geschäften seiner Liquidation mit Einheit und Kraft des Willens obzuliegen, dieselben Wochen und Monate lang aus dem Gesicht verlor, um sich in literarische Träumereien einzuwiegen, so fand ihr liebevolles Herz immer wieder eine Entschuldigung für seine Zerstreuung. Darüber enthalten ihre hinterlassenen Schriften folgende merkwürdige Stelle:

„Il est des mortels si sublimement organisés et d'une si „grande élévation d'âme, tel que Schweizer, qu'il n'est pas „en leur pouvoir de s'occuper d'autre chose que du beau, du „grand. L'économie pécuniaire leur est même inconnue. Ils „sont d'une bonté si généreuse, qu'ils pardonnent aux esprits „minutieux qui les blament et qui regardent comme vicieux „tous ceux, qui n'entrent pas dans leurs vues."

War er zur Seltenheit aufgelegt, sich mit ihr zu unterhalten und ihr von seinen Lesefrüchten und Beobachtungen mitzutheilen, so schrieb sie:

„Mon Schweizer est un monde et l'univers pour moi. „Veux-je lire un voyage sans ouvrir un livre, ou faire un „voyage sans bouger de ma chambre, il me fait voir la nature „de chaque pays. Forster, qui a voyagé avec Cook et qui „l'entendait souvent, fut séduit de la beauté de ses tableaux „et frappé de l'exactitude de ses récits."

So ließ sie ihn gewähren, ohne ihn aufzumuntern, seine ökonomischen Angelegenheiten zu seiner eignen, wie zu ihrer Beruhigung in's Reine zu bringen, und er, der noch in Amerika in sein Taschenbuch geschrieben:

„Was ist's, wodurch Magdalene, die Gattin, die Freundin, die Schwester,
„Glücklicher werde und ich selbst beliebter bei ihr?"

vergaß, daß es seine erste Pflicht gewesen wäre, sie aus der quälenden Unsicherheit einer freudlosen Gegenwart herauszuheben, indem er gewohnt war, sie jedes Mißgeschick eben so heldenmüthig und ohne Klage tragen zu sehen, wie er sich selbst darüber hinwegsetzte.

Ihre Freundin Frescarode hatte den italienischen Buchhändler Angelo Clô geheirathet. Dieser war Direktor der Druckerei des Taub=

stummen-Institutes geworden und wohnte zunächst an demselben in dem Faubourg St. Jacques; da aber Schweizer sich bei Magdalene im Faubourg Poissonnière niedergelassen, so hatten die Freundinnen eine eigentliche Reise zu machen, wenn sie einander besuchen wollten und für beide war die Wagenmiethe eine nicht unbedeutende Ausgabe. Felicie du Petitthouars wohnte noch weiter entfernt zu Barbey bei Montereau. Mit dem ehrwürdigen Patriarchenpaar Bitaubé bestand das alte freundschaftliche Verhältniß und gehörte zu den angenehmsten, welches sie je gehabt. Ihr Umgang beschränkte sich also damals auf wenige Personen. Zu den neueren Bekanntschaften gehörten in der Folge noch die Frau von Wolzogen, welche ihren Gemahl nach Paris begleitet hatte, als dieser den Erbprinzen von Weimar auf Reisen führte, die deutsche Künstlerin Therese von Winkel, ein Prinz von Hessen-Homburg, der die Wiedererstattung der Güter seines Vaters nachsuchte, Johannes von Müller und andere bedeutende Menschen, die aber nur von Zeit zu Zeit Besuche abstatteten, ohne einen Zirkel zu bilden, was nicht mehr der Fall sein konnte, seitdem Schweizer kein offenes Haus mehr zu halten vermochte.

44.

Schweizer verkauft im Jahr 1802 seine in Zürich zurückgelassenen Habseligkeiten. Die Regierungsbehörde hat endlich mit Swan abgerechnet und bleibt diesem eine große Summe schuldig, für welche er an die Vereinigten Staaten, und Schweizer zur Geduld verwiesen wird. Wegen Mangel an Belegen kann Picquet Schweizers Abrechnung mit Swan nicht stellen; Sonthonas hat nur unzureichende Noten mitgebracht. Picquet will Geld haben, das Schweizer ihm nicht geben kann. Spannung zwischen beiden. Schweizer will nun selbst wieder mit Swan abrechnen, kann diesem aber nie beikommen. Frau Heer stirbt in Zürich; sie hat Magdalenes Erbtheil durch ein Testament geschmälert; dieser besteht aus unaufkündbaren Schuldbriefen. Schweizer muß Geld borgen, das aber bald wieder aufgeht. Seine Gesundheit wird zerrüttet; er speit Blut, erholt sich aber wieder. Gründe, warum er nicht nach Zürich zurückkehren mag. Er stellt eine Akte zu Magdalenes Gunsten aus, widerruft dieselbe aber faktisch, indem er ihre durch den Tod der Frau Postdirektor Heß erledigten Schuldbriefe verkaufen läßt. Wie schonend er dabei gegen dürftige Schuldner verfährt. Er muß sich entschließen, seine Abrechnung mit Swan einem Schiedsrichter, Walter Boyd, zu übertragen. Jetzt glaubt er sich bald am Ziel und überläßt sich seinen literarischen Beschäftigungen. Er hält sich dazu einen Sekretair, Namens Freytag.

Seitdem ich Magdalene (1796) in Paris besucht, wechselte ich zuweilen Briefe mit ihr und wie Schweizer aus Amerika zurück war, kam ich zum ersten Mal seit meinen Knabenjahren nun auch wieder mit ihm in nähere und freundschaftliche Beziehung. Mein Oheim, der Canonikus Heß, bei welchem Magdalenes Schuldtitel als Unterpfand für das Leibgeding ihrer Stiefmutter hinterlegt worden, war im Januar 1800, wenige Wochen später auch mein Vater gestorben, und so wurde das Familien-Depositum in meine Hände übertragen. Dieser Umstand gab Veranlassung zu nähern Erörterungen; da aber Schweizer selbst noch immer auf günstige Entwicklung seines Schicksals hoffte, so

ließ er sich seine Verlegenheit nicht merken und klagte bloß im allgemeinen über die Stockung seiner mühseligen Geschäfte.

Allein im Anfang des Jahres 1802 mußte er zu einer Maßregel schreiten, die mich errathen ließ, wie sehr er sich in der Klemme befinde; denn Diggelmann erhielt den unerwarteten Auftrag, alle seine noch im Beckenhof aufgespeicherten Habseligkeiten schnell und bestmöglich zu verkaufen. Dieses geschah, und aus Mobilien, Wäsche, Kleidern und Silbergeräth wurde die Summe von 4696 Gulden 52 Kreuzer gelöst, welche Schweizer ungesäumt nach Paris zog. Durch diesen Nothverkauf waren er und Magdalene einstweilen vor Mangel gesichert, jedoch nicht für lange.

In einzelnen Augenblicken scheint er die Unstatthaftigkeit seiner Zeitanwendung eingesehen zu haben, indem er am 24. Januar 1803 in sein vernachlässigtes Tagebuch schrieb:

„Schöne Lücke von beinah' einem Jahr! Was that ich? Ich „sollizitirte die Regierung, machte Schulden, korrigirte Verse, verfluchte „und genoß das Leben und bin im Punkte Fortunas noch immer im „Alten!"

Sein Hang zu politischen Angelegenheiten war dermaßen vergangen, daß er, nachdem er zwar in Amerika mit Entrüstung vernommen, wie die französischen Heere sein Vaterland im Jahr 1798 besetzt und daselbst alles durcheinander geworfen, nunmehr selbst über den wichtigen Zeitpunkt der helvetischen Konsulta in Paris (1802—1803) nicht einmal Theil an der Ausmittlung der vaterländischen Händel zu nehmen begehrte, was früher unfehlbar geschehen wäre, und in der Folge nur noch zwei Memoriale über ähnliche Gegenstände schrieb, welche aber die Schweiz nicht berührten.

Im Sommer 1803 hatte die Regierungskommission, an deren Spitze der Schatzmeister de Fermon stand, mit Swan endlich abgeschlossen und dieser seine Rechnungen so künstlich zu stellen gewußt, daß ihm, nach erfolgter Revision, noch 1,500,000 Franken herausgehörten.

Jetzt war der Augenblick endlich gekommen, wo auf der einen Seite Schweizer nebst Picquet, auf der andern Lübbert & Dumas hoffen

durften, ihren Antheil zu erhalten. Allein diese letztern, die keinen gehörig gestellten Vertrag darüber mit Swan abgeschlossen, wurden von ihm unter diesem Vorwand abgewiesen, und gegen Schweizer machte er einen andern geltend. Die französische Regierung hatte nämlich kein Geld und Bonaparte gerade damals die Louisiana den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgetreten. Swan wußte es einzurichten, daß er auf diese für seinen Saldo angewiesen wurde, und in diesem Umstand fand er einen scheinbar gültigen Grund, den getäuschten Schweizer um so länger hinzuhalten, als er mit Picquet über den Betrag der Gegenrechnung noch gar nicht einig war. Picquet, der für seinen Nutzen gern mit doppelter Kreide zu rechnen pflegte, hatte aus den Büchern und aus den von Sonthonas mitgebrachten Noten herauszubringen geglaubt, daß der Gewinn der Agentschaft 8,423,896 Franken 8 Centimes betrage und meinte nun, die Hälfte dieser Summe müsse ihm und Schweizern ausbezahlt werden. Swan erhob einen gewaltigen Lärm und focht diese Berechnung mit guten und schlechten Gründen an; vorzüglich wollte er die allerdings flüchtigen und unzusammenhängenden Noten des Achselträgers Sonthonas um so weniger für richtig erkennen, als er sich nebenbei und schamlos genug verlauten ließ, dieser sei durch Bestechung so gut von ihm abgefunden worden, daß seine Aussagen für oder wider gleich ungültig wären.

In der That war Sonthonas auch aus eignem Willen in Amerika müssig geblieben und dermaßen habsüchtig gewesen, daß er sogar, nachdem er mit seiner Frau nach Paris zurückgekehrt war, von einem Ballen Kolonialwaaren, die Schweizer ihm mit dem Auftrag zugesandt, dieselben an Magdalene auszuliefern, dieser nur einzelne Müsterchen von Zucker, Kaffee und gebrannten Wassern, wie ein Geschenk aus seiner eignen Hand abreichte und den größten und besten Theil der Sendung für sich behielt.

Swans Frau hatte sich, wie die Abrechnung mit der französischen Regierung zum Abschluß kommen sollte, nach Paris begeben und war von da nach London gereist, wo ihr Mann noch Forderungen ausstehen hatte, um alles, was an Baarschaft erübrigt werden konnte, in

Empfang zu nehmen und den Raub nach Amerika in Sicherheit zu bringen. Es wäre also damals schon, wenn auch die Gegenrechnung mit Schweizer auf richtigen Grundlagen ausgemittelt worden, hinter Swan nichts zu finden gewesen.

Schweizer und Picquet befanden sich in der nämlichen Verlegenheit, und der letztere begann jenem begründete Vorwürfe über seine unbegreifliche Nachlässigkeit zu machen. Picquet verlangte, wenigstens die Hälfte derjenigen Summen, die Schweizer in Amerika aus der Gesellschaftskasse bezogen, auf Abschlag zu erhalten; aber auch diese waren noch nicht genau zu bestimmen und Schweizer selbst befand sich immerfort in der drückendsten Noth. Indessen gab er ihm, was er nur immer entbehren konnte, allein Picquet, von unzähligen Gläubigern gedrängt, war nie zufrieden und begehrte täglich mehr. Darüber zerwarfen sich beide dermaßen, daß Schweizer die Procur, die er Picquet gegeben, wieder zurückzog und nunmehr selbst mit Swan abrechnen wollte.

Doch Schweizer war einer solchen Aufgabe nicht gewachsen und wahrscheinlich hätte Swan ihn sitzen lassen und sich nach Amerika geflüchtet, wenn er nicht, seiner Prozesse wegen, aus welchen er noch Vortheil zu ziehen hoffte, in Paris hätte bleiben müssen. Schweizer mühte sich, von Picquet bald ausgescholten, bald wieder aufgemuntert und mit Rathschlägen unterstützt, vergebens ab; der schlaue Amerikaner trieb sein freveles Spiel mit beiden fort und hielt sie Jahre lang mit eiteln Vorspiegelungen, deren seine Spitzfündigkeit immer wieder neue zu erfinden wußte, zum besten.

Mittlerweile starb eine Schwester von Magdalenes Mutter, Frau Heer, geborne Geßner in Zürich, und ich wurde von Schweizer beauftragt, den Erbtheil seiner Gattin in Empfang zu nehmen. Die gute alte Frau, welche auf Magdalene, weil diese ihr nie geschrieben, von jeher übel zu sprechen gewesen und es für schimpflich gehalten, daß mit Schweizers im Beckenhofe aufbewahrten Habseligkeiten auch ein paar Unterröcke, die noch von ihrer Schwester herstammten, verkauft worden, hätte diese nach ihrer Meinung pflichtvergessene Nichte völlig enterben mögen; da die Gesetze das aber nicht gestatteten, so hinterließ sie eine

Verordnung in rechtlicher Form, kraft welcher ihr kleines Vermögen nicht nach den Stämmen, sondern auf die Köpfe vertheilt werden mußte, wodurch Magdalenes Antheil sehr geschmälert ward und nicht mehr als 2923 Gulden 30 Schilling in unaufkündbaren Schuldbriefen betrug.

Mit solchen war Schweizern nicht gedient und, um nur schnell etwas baares Geld zu erhalten, das er nicht mehr hatte und doch für die Betreibung seiner verschiedenen Angelegenheiten dringend bedurfte, schilderte er mir seine Lage, wie er „jetzt auch keine taube Nußschale „mehr zu realisiren habe und, ohne Geld, den Riß in ein Netz voller „Fische, das er in den Händen halte, müsse hauen sehen, wenn ihm nicht „geholfen werde", sprach mich um Vorschuß an und schloß mit den Worten: „mein Antlitz brennt vor Scham! Bisher hab' ich mir durch Sumpf und Hecke geholfen und nun für den letzten Zoll über die Brücke muß ich betteln! O, das auch heißt man zu leben verdammt sein!"

Ich eilte, ihm die verlangten 2000 Gulden zu senden; aber auch diese Summe reichte nicht weit und wurde, nebst den nachher doch verkauften Schuldbriefen aus dem Erbtheil der Frau Heer, eine Beute der Advokaten und Prokuratoren, die gegen Daniel Parker aufgestellt waren und immer noch nichts auszurichten vermochten.

Auch mit Swan kam Schweizer um keinen Schritt vorwärts. Dieser verstockte Bösewicht, gegen den er noch immer eine gewisse Schonung beobachtete, hielt ihn durch ein methodisches Gaukelspiel fortwährend auf. Von Swan abgewiesen, von Picquet zum Handeln angespornt, von Verdruß, anhaltender fruchtloser Arbeit und erhitzenden Nachtwachen erschöpft, ward seine Gesundheit zerrüttet. Ein Entzündungsfieber warf ihn im Anfang des Jahres 1805 auf's Krankenlager; er speite Blut aus wunder Brust und schien seiner Auflösung entgegen zu reifen.

Allein er vermochte sich wieder aufzuraffen, um schwach und leidend den Kampf mit dem Schicksal und mit seinem schlechten Schuldner auf's neue zu beginnen. Er täuschte sich noch immer mit der Hoffnung, bald wieder ein reicher Mann zu werden. Er meinte sogar, sein Geld aus dem amerikanischen Nationalschatz weit eher, als aus dem französischen zu beziehen, ohne zu bedenken, daß dasselbe zuerst noch durch Swans

unreine Hände gehen müsse; und daß dieser ein vollendeter Spitzbube sei, davon konnte und wollte er sich noch immer nicht überzeugen. Auch seine Ländertitel schmeichelte er sich mit Gewinn absetzen zu können, versparte diese Operation aber auf den Abschluß seiner übrigen ökonomischen Angelegenheiten. Dann wollte er mit Magdalene nach Italien ziehen, daselbst unter einem milden Himmelsstrich von den Mühseligkeiten seines bisherigen Lebens ausruhen und — sein Werk über die Zivilisation schreiben!

Magdalenes wehmüthige Klagen über Schweizers bedenkliche Gesundheitsumstände, die unter Gram und Anstrengung gefährliche Rückfälle drohten, bewogen mich, ihn dringend aufzufordern, um jeden Preis, selbst mit den größten Opfern, sich mit Swan abzufinden, mit Magdalene in die Heimat zurückzukehren und hier von dem Ueberreste seines Vermögens in philosophischer Ruhe zu leben.

Allein er verwarf diesen Vorschlag als unstatthaft; er schämte sich, minder begütert, als er fortgezogen, sein Vaterland wieder zu betreten und antwortete mir: „il n'y a qu'un retour qui puisse nous con„venir, et c'est celui avec toute notre fortune. Tout le monde „ne pense pas comme vous et l'aventure journalière de notre „petite ville c'est la mauvaise et cruelle plaisanterie, que nos „concitoyens savent concilier avec la plus pieuse harmonie."

Um mich indessen über Magdalenes Schicksal zu beruhigen, stellte er mir eine Akte zu, die mit der hochklingenden Phrase begann: „ich beginne billig mit Rückzahlung meiner lieben Gattin, die mir so lang und treu in bedrängten Schicksalsumständen mit ihrem Vermögen zur Rettung meiner Ehre ausgeholfen, die Liquidation meiner Geschäfte", und eignete ihr dann die bei mir aufbewahrten, ihr ohnehin angehörigen Schuldtitel zu.

Aber nicht lange, so starb (im März 1805) Magdalenes Stiefmutter, für deren Leibgeding diese Titel hinterlegt gewesen und nun erhielt ich den jener Akte widersprechenden Auftrag, dieselben mit Hülfe Diggelmanns zu verkaufen und den Betrag davon nach Paris zu senden.

Ich hätte diese Birne für den Durst gern für Magdalenes Alter

aufgespart wissen mögen und machte bescheidene Gegenvorstellungen, in der Voraussetzung, diese Summe, die nach Rückzahlung einiger darauf versicherter Schulden noch ungefähr 19,000 Gulden betragen mochte, würde sonst bald, wie alles übrige, in Rauch aufgehen. Allein Magdalene selbst forderte ihr Eigenthum so dringend und beharrlich zurück, um ihren bedrängten Mann damit zu unterstützen, daß ich nachgeben und Hand dazu bieten mußte, die Schuldtitel versilbern zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit zeigte Schweizer wieder seine unzerstörbare Großmuth. Was von den vorhandenen Capitalbriefen auffündbar war, wurde zurückbegehrt und einige hiesige Bürger geriethen dadurch in die größte Verlegenheit. Wie Schweizer davon Nachricht erhielt, empfahl er mir die möglichste Schonung dürftiger Schuldner, indem er mir schrieb: „si je suis désormais trop pauvre pour dire à un mal-„heureux père de famille: reste, voilà du secours! je ne veux „du moins pas en venir à dire à un de mes concitoyens: „va-t-en et pleure dans le lointain le sort des tiens! Il faudra „donc rayer courageusement partout, où le code de la justice „secrète le demande!"

Noch ehe diese Operation vollendet und das Ergebniß derselben nach Paris gesandt werden konnte, begann Schweizer doch einzusehen, daß er selbst und allein Swans verworrene Rechnungen nimmer entwirren und also auch nicht mit ihm abschließen würde. Er mußte nothwendig dieses Geschäft in andere Hände übertragen. Durch seine und Picquets vereinte Vorstellungen, Bitten und Drohungen in die Enge getrieben, und wahrscheinlich mit dem Vorsatz, unter neuen Formen auch neue Hindernisse aufzustellen, willigte Swan endlich ein, seine Bücher durch Experten untersuchen und dann durch dieselben, als Schiedsrichter, die Summe bestimmen zu lassen, die Schweizer noch von ihm zu fordern habe. Er schlug von seiner Seite einen englischen Kaufmann, Walter Boyd, Schweizer von der seinigen den Wechselagenten Hupays dazu vor. Der Compromiß wurde den 28. Juni 1805 von beiden Theilen und mit Verpfändung des Ehrenwortes, sich dem Ausspruch der Schiedsrichter ohne die geringste Einwendung zu fügen, unter-

zeichnet. Als aber Hupays bald nachher anderer Geschäfte wegen von Paris wegreisen mußte, so verstand sich Schweizer dazu, den Engländer Boyd als einzigen Schiedsrichter zu erkennen, dem noch ein Gehülfe, Namens Benquet, für den mechanischen Theil der Arbeit beigeordnet wurde.

Sir Walter Boyd hatte früher einem Handlungshause in London, Boyd Benfield und Comp., nachher einem andern in Paris, Boyd Kerr und Comp. vorgestanden; die ungeheuern Fonds des letztern wurden aber bald als englisches Eigenthum von der französischen Regierung gewaltsam mit Beschlag belegt, wodurch dieses ehrenwerthe Haus gezwungen ward, seine Zahlungen einzustellen. Boyd selbst war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und allgemein anerkannter Rechtschaffenheit, so daß man sich ordentlich verwundern muß, wie Swan einen solchen zu seinem Richter wählte. Unter Robespierre seines Vermögens beraubt und dann durch Bonapartes feindselige Maßregeln gegen alle Engländer genöthigt, in Frankreich zu verweilen [84]), unterzog er sich willig und um nur Beschäftigung für seinen thätigen Geist zu finden, der ungeheuern Arbeit, die ihm von den streitenden Parteien aufgebürdet wurde.

Nunmehr glaubte Schweizer sich geborgen. Durch den Gebrauch der Eselinnenmilch gestärkt und durch die aus Zürich erhaltene Summe in den Fall gesetzt, den zudringlichen Picquet wieder für einige Zeit und auf Abrechnung zu beschwichtigen, überließ er sich nun auch wieder seinem Hang zu literarischen Beschäftigungen, in welchen er jedoch täglich durch Boyds und Picquets Begehren um Aufschluß über die amerikanischen Angelegenheiten unterbrochen wurde, und den er zu ertheilen sich vergebens abmühte; daher seine Angaben in seiner beständigen Zerstreuung ebenso widersprechend, als seine Aufsätze über sein Steckenpferd unzusammenhängend waren.

Da seine noch immer schwache Brust ihm nicht erlaubte, anhaltend zu schreiben, so hielt er sich einen Sekretair, der ihn, neben Wohnung und Tafel, monatlich 70 Franken kostete und den er weniger für seine Liquidationsgeschäfte, als vielmehr und fast ausschließlich gebrauchte, die

Menge von Collectaneen abzuschreiben, die er aus vielen tausend Büchern für seine Civilisationsprojekte zusammenbrachte.

In diesem Sekretair fand er zum Glück einmal einen bescheidenen und rechtschaffenen Menschen, der seine Gutmüthigkeit nicht mißbrauchte und sich in der Folge durch treuen Eifer unentbehrlich machte. Er hieß Freytag und war aus Sachsen gebürtig. Jugendlicher Muth hatte ihn nach Frankreich verlockt; unterwegs aber ward er wegen Mangel eines Passes und wegen seiner schönen Gestalt von östreichischen Werbern angehalten und zu Militärdiensten gepreßt. Er machte verschiedene Feldzüge mit, bis ihm in der Gegend von Mannheim eine Kanonenkugel das rechte Bein wegriß. Seine kräftige Natur überstand die Amputation; er genas, ward entlassen, führte nun erst seinen Vorsatz aus, langte mit einem hölzernen Bein in Paris an und trat daselbst nach vergeblichen Versuchen, eine bessere Anstellung zu finden, in Schweizers Dienste.

45.

Swans Taktik wird von Walter Boyd erkannt. Dieser erfahrene und fleißige Mann läßt sich nicht irre machen; er hält sich nur an die Bücher und Fakturen der Agentschaft und hat endlich nach einer mühevollen Arbeit, die länger als zwei Jahre dauerte, die Abrechnung zu Stande gebracht. Er fällt den schiedsrichterlichen Spruch und begleitet denselben mit einer Denkschrift. Berechnung der Summen, die Schweizer schon in Amerika bezogen, und derjenigen, die Swan ihm noch schuldig bleibt. Swan will nicht und kann nicht bezahlen und wird sogar von einem andern Gläubiger, Lübbert, verhaftet. Gründe, warum Schweizer ihn nicht vor den Gerichten belangen darf. Picquet wird zudringlicher; Schweizer überläßt ihm von seinen Ländertiteln. Alte Gläubiger melden sich und setzen Schweizer in große Verlegenheit. Er entdeckt ein neues Bubenstück, das Swan zu seinem Nachtheil verübt und stellt ihn darüber zur Rede. Swans unverschämter Brief. Wie Schweizer sich dabei benimmt.

Der wackere und pünktliche Sir Walter Boyd hatte, nebst seinem Gehülfen Benquet, beinahe zwei Jahre damit zugebracht, die Geschäfte der Agentschaft zu beleuchten. Swan glaubte auch hier wieder seine gewöhnlichen Kniffe anwenden und die Entwicklung durch unvollständige Angaben und zweideutige Auslegungen verwirren und noch mehr in die Länge ziehen zu können. Allein er hatte sich geirrt. Sowie Boyd diese schändliche Taktik erkannte, hielt dieser heitere Kopf und gerechte Richter mit Ausschluß aller spitzfündigen Deutungen zu Gunsten der einen oder andern Partei sich einzig an die unter Swans eigner Leitung geführten Bücher, an die Fakturen und an die Beschlüsse des Wohlfahrtsausschusses, um eine vollkommen richtige Rechnung zu stellen und die Summe, welche Schweizer bereits aus der Gesellschaftskasse bezogen, sowie diejenige genau zu bestimmen, die ihm jetzt weiter noch von dem Gewinn der Agentschaft gebühre. Im März 1807 war diese herkulische Arbeit endlich zu Stande gekommen und der Schiedsrichter konnte in der Ueberzeugung, seinen Auftrag redlich erfüllt zu haben, seinen Spruch

fällen, der aber erst unterm 8. September, mit einer summarischen Rechnung und einer alle Gründe des Urtheils entwickelnden Denkschrift begleitet, als eigentliches Aktenstück ausgefertigt wurde, das ich, nebst allen dazu gehörigen Belegen, bei meinen Handen habe.

Bis jetzt ist die Summe nicht ausgesprochen worden, die Schweizer nach und nach aus der Gesellschaftskasse bezogen. Es wäre mir auch unmöglich gewesen, dieselbe aus seinem eignen und unordentlich geführten Buche ausmitteln zu können, da er seine Einnahmen und Ausgaben gewöhnlich nur in flüchtigen Noten auf einzelne Zettel zu schreiben pflegte. Es ist aber noch ein solcher Zettel vorhanden, der über die Verwendung dieser, mit Boyds Berechnung völlig übereinstimmenden Summe ein Licht verbreitet, das mich, als ich zufällig diese Note in Schweizers verworrenem Nachlaß unter ganz andern Papieren entdeckte, mit Erstaunen, beinahe mit Unwillen erfüllte. Ich habe dieses Dokument sorgfältig aufbewahrt und rücke dasselbe hier wörtlich ein, um deutlich zu zeigen, wie der verblendete Schweizer hantirte, und dann noch das Ergebniß von Boyds schiedsrichterlichem Spruche beizufügen:

„**Emploi des 157,575 Piastres (Dollars) reçus de Mr Swan en compte courrant:**

„**Payé à M. Lubbert pr. Cpte. de Lasagesse** . .	**$ 54,485**
„**Employé en terres**	**„ 43,388**
„**Envoyé à Paris et en Suisse**	**„ 15,916**
„**Partie déboursé par M. Dallarde Swan et comp., „employé en diverses choses avant mon départ „et pour ma femme**	**„ 1,493**
„**Reçu à Paris de M. Swan en 1802 et 3, et dé- „pensé là**	**„ 842**
„**Moitié des honoraires et de la dépense de M. Son- „thonas**	**„ 7,083**
„**Déficit de la „Héro“ pour ma part**	**„ 2,909**
„**Il me reste en Amérique en mauvais récouvre- „ments**	**„ 2,500**
	$ 128,616

	Uebertrag $	128,616
„Prêté à Dupetitthouars, St. Aignan et autres en- „viron	„	1,500
„Escher me doit encore environ	„	300
„Excédant non bonifié de M. Lubbert de mes fraix „de voyage pendant 6 mois, environ . . .	„	2,250
„Compté de plus à M. Sonthonas et Madame pour moi seul, environ	„	1,500
„Excédant de fraix de notaires et avocats . .	„	700
„M. Aeschmann environ	„	1,500
„Perte sur mauvaises affaires environ	„	6,000
„Excédant de dépense aux Etats-unis et en Europe „pendant 7 ans, environ le solde	„	15,209
	Somme $	157,575

Das hier immer vorkommende „environ" beweist hinlänglich, wie Schweizer Rechnung führte und wie er zu spät bemüht war, in allgemeinen Titeln und auf gerathewohl hingeworfenen Zahlen sich selbst über eine Summe Aufschluß zu geben, die er sich bewußt war, eingenommen und wieder verschleudert zu haben. Und diese Summe betrug nach Boyds auf Akten gestützter Rechnung 157,575 Piaster oder Dollars, oder an französischem Gelde 850,905 Franken. Um diese lohnte es sich fürwahr allein schon der Mühe, nach Amerika zu reisen! Sie war aber nur auf Abschlag empfangen worden und Walter Boyd bewies nun am Ende seiner mühevollen Untersuchung, daß Schweizer aus dem baaren Gewinn der Agentschaft, ferner noch von Swan 2,056,000 Franken zu fordern habe. Beide Summen, die bezogene und die noch ausstehende, machen zusammen 2,906,905 Franken aus.

Hätte Picquet auch die Hälfte davon erhalten, so wäre für Schweizers Antheil noch eine Million, viermalhundert drei und fünfzigtausend, vierhundert zwei und fünfzig Franken, fünfzig Centimes, oder (auf 64 Franken 27 Zürchergulden gerechnet) sechsmalhundert dreizehntausend, einhundert fünf und siebenzig Gulden, sechszehn Kreuzer, drei und ein Viertelsheller übrig geblieben.

Aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet, hätte Schweizer mit einem solchen Vermögen gleichsam triumphirend wieder in sein Vaterland zurückkehren, seinen edeln Hang zur Großmuth befriedigen und Wohlstand und Segen über seine Mitbürger verbreiten können.

Aber, wie vor dem plötzlichen Anblick eines schlangenumzischten grinsenden Gorgonenhauptes, erstarrte er jetzt vor Swans kalter, mit dessen verpfändetem Ehrenwort im schnödesten Widerspruch stehender Erklärung, sich dem Urtheil Boyds nicht fügen zu wollen.

Der Betrüger behauptete, die Beweise, auf welche er ein Revisionsbegehren stützte, in Amerika zurückgelassen zu haben, obgleich er Schweizer oft und heilig versprochen, alle zu einer Abrechnung erforderlichen Schriften mitzubringen. Er behauptete ferner, viele, ja die meisten der Operationen, deren Ergebniß Boyd aus den Büchern dargethan, wären nicht für Rechnung der Agentschaft, sondern für diejenige des Hauses Dallarde Swan & Comp. oder blos für seine eigne gemacht worden; er vermaß sich sogar, den Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 18. Juli 1794 anzufechten und durch den Umstand, daß darin der Agentschaft zuweilen unter dem Namen Swan & Schweizer, andere Male der Kürze wegen bloß unter demjenigen von Swan & Comp. erwähnt war, die sinnlose Folgerung geltend machen zu wollen, er sei berechtigt gewesen, einen Theil der Geschäfte, von Schweizer abgesondert, entweder für seine Gesellschaft mit Dallarde oder für sich allein zu betreiben. Zuweilen stellte er, um Zeit zu gewinnen, sich an, als wolle er die Gerichte anrufen, um Boyds Urtheilsspruch entkräften zu lassen; am Ende warf er Schweizern höhnisch vor, es sei ihm in Amerika schon zu viel für seine Unthätigkeit (for doing nothing) zu Theil geworden; es gehöre ihm weiter gar nichts und er werde ihm auch nichts mehr geben!

Es zeigte sich auch nur zu bald, daß Swan nicht nur nicht bezahlen wollte, sondern auch nicht bezahlen konnte. Die vielen nicht eingebildeten, sondern wirklichen Millionen waren wie Wasser durch seine Hände geflossen. Er hatte einige frühere und dringende Gläubiger befriedigt und eben so großen als lächerlichen Aufwand gemacht, z. B. nachdem er Hamburg verlassen, daselbst noch zwei Jahre lang ein paar

Wagenpferde nebst einem Kutscher unter seinem Namen unterhalten. Sein nichtsnutziger Sohn und die Versorgung der vielen unehlichen Kinder, die er in verschiedenen Ländern zurückgelassen, kosteten ihn ebenfalls große Summen. Er hatte wie ein Wahnsinniger Titel über ganze Provinzen unbekannter Ländereien in der Wüste gekauft und seine Frau, die Mitschuldige seiner schändlichen Handlungen, alles, was sie erhaschen konnte, unter fremden Namen zu ihrem eignen Vortheil auf die Seite geschafft.

Die Vergeltung für so viel Ungereimtheit und Schlechtigkeit blieb nicht lange aus: sein Gläubiger, Hermann Lübbert, ein ebenso hartnäckiger, kalter und dabei noch tauber Mann, der nur vermittelst eines akustischen Horns etwas hört, war klüger und thätiger als Schweizer gewesen. Er hatte, von Dumas abgesöndert, aus seinen Geschäftsverhältnissen mit Swan sich rechtsgültige Titel auf diesen zu verschaffen gewußt, ihn vor den Gerichten belangt und seinen Prozeß gewonnen. Nunmehr wirkte er einen Verhaftsbefehl aus und ließ den treulosen Amerikaner am 27. Juli 1808 in Ste. Pélagie (Zivilgefängniß in Paris) festsetzen.

Man kann sich Schweizers Bestürzung denken! Was sollte der Unglückliche nun beginnen? Er durfte Boyds Urtheilsspruch, um dessen Rechtsgültigkeit zu verstärken, nicht in die öffentlichen Register eintragen lassen, wenn er auch das nöthige Geld zu Bestreitung der beträchtlichen Kosten dieser Einschreibung gehabt hätte; vor keinem Gericht durfte er den Verräther belangen, wenn er sich selbst nicht alle Hoffnung auf die Zukunft noch vollends abschneiden wollte! Die Rechnungs-Commission hatte zwar mit Swan abgeschlossen; es war aber mehr als Vermuthung vorhanden, daß nachsichtiges Einverständniß von Seite des kaiserlichen Schatzmeisters de Fermont, welcher mit der allgemeinen Liquidation der Staatsschuld beauftragt war, dabei stattgefunden, zumal auch Picquet als ehmaliger Vorsteher des comité de subsistance zugezogen worden und Swan sich eine weit größere Provision zugeeignet, als er eigentlich zu thun befugt war. Er rühmte sich unter der Hand, dieselbe auf 41 vom hundert getrieben zu haben, während Boyd im

Durchschnitt nur 16 hatte finden können. Die französische Regierung durfte nicht wissen, daß der Agentschaft ein so ungeheurer Gewinn zugeflossen [35]); der fürchterliche Bonaparte hätte sonst, auch jenseits des Meeres, seine gewaltige Hand darüber geschlagen und alle Betheiligten erdrückt.

Picquet, der für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, sechsmal mehr ausgab, als ihm seine Schreiberstelle eintrug und beständig mit zudringlichen Gläubigern zu kämpfen hatte, war durch Swans Treulosigkeit auf's äußerste gebracht. Er verfolgte Schweizern mit neuen Vorwürfen, forderte Rechenschaft von den in Amerika bezogenen Summen, seinen Antheil wenigstens von diesen und entschloß sich, da Schweizer nichts anderes mehr zu geben hatte, von dessen Ländertiteln, so wenig dieselben werth sein mochten, einstweilen auf Abrechnung in Empfang zu nehmen. Dieser mußte sich bequemen, ihm einen Theil derjenigen, die er wirklich mitgebracht hatte, abzutreten; dann gab er ihm auch noch Anweisungen auf solche, die er in Boston zurückgelassen, begieng aber die Unvorsichtigkeit, sich nicht ganz von diesen Titeln loszusagen, sondern ihm von jedem derselben nur die Hälfte durch eine Cessionsakte zuzusichern, wodurch er die Verpflichtung auf sich behielt, für die Unterhaltung derselben zu sorgen. Nur denjenigen, welchen er bei John Murray in Newyork für 1000 Dollars verpfändet hatte, überließ er ihm ganz und unbedingt vermittelst einer Verschreibung, durch die er sich anheischig machte, ihm das Original zu verschaffen. Schweizer glaubte diesen Titel, den besten, den er sich je gekauft und welchen er für den Werth von 14,000 Dollars (75,600 Franken) an Picquet abtrat, bereits wieder ausgelöst, da Swan beauftragt worden und versprochen hatte, die 1000 Dollars auf Abrechnung zu bezahlen, und ahnete nicht, daß Swan sich um diese Angelegenheit nicht bekümmert, viel weniger, daß Murray den Titel bereits verkauft hatte, wie er befugt war, solches in Folge getroffener Abrede zu thun, wenn er innerhalb neun Monaten nicht befriedigt wäre. Mit Vorwissen hätte ein Ehrenmann, wie Schweizer, sich gewiß nicht eines Stellionates schuldig gemacht. Picquet, dem seine Ländertitel vorerst nichts nützen konnten, sollte aber auch noch baares Geld haben. Klüger und folgerichtiger als Schweizer, sah er deutlich

ein, daß Swan eigentlich hätte feilschen und die Summe, zu deren Bezahlung er verurtheilt worden, wenigstens auf die Hälfte herabsetzen mögen. Picquet wollte lieber etwas, als gar nichts bekommen und ermahnte Schweizern, sich in Unterhandlungen einzulassen. Dieser sträubte sich aber und meinte, in einer so gerechten Sache nicht zurücktreten zu dürfen, während jener unter der Hand mit Swan in Briefwechsel trat und, selbst pfiffig, den schlauen Amerikaner am Ende noch zu überlisten und einen gütlichen Vergleich herbei zu führen hoffte. Diese Verschiedenheit der Ansichten vermehrte die Spannung zwischen Schweizer und Picquet und erzeugte täglich neues Mißverständniß. Zuletzt ward Sir Walter Boyd doch beauftragt, eine Vermittlung einzuleiten.

Daß Schweizer von diesem unglücklichen Zeitpunkt an noch unzusammenhängender und verworrener als je zuvor handelte, ist um so eher zu begreifen, da er von allen Seiten bestürmt wurde und die Folgen früherer Unvorsichtigkeiten, eine nach der andern, und jetzt gerade im verhängnißvollsten Augenblick eintrafen.

Wie nämlich Schweizer bald nach seiner Rückkehr aus Amerika noch begründeten Hoffnungen auf baldigen Reichthum Raum gab, hatte Bremond sich wieder geregt. Es war diesem gelungen, an Zahlung der Summe, welche nach Mangins Frevelthat noch in jener geheimen Kasse übrig geblieben und deren Betrag durch Jeanneret und Picquet in leichtsinnigen Unternehmungen verschleudert worden, von dem erstern oder vielmehr von dessen Vater in der Schweiz im Jahr 1795 und in Folge gütlicher Uebereinkunft durch Vermittler 55,488 Franken herauszupressen. Damit war aber Bremond nicht zufrieden. Er hatte sich durch St. Didier und dieser, der wegen alter Abrechnung nicht hervortreten durfte, durch den Doktor Jaubert zuerst wieder an Jeanneret in Senlis, und da hinter diesem nichts zu finden war, an Schweizer gewendet, um noch den Ueberrest herauszuklauben. Schweizer war aus Schonung für Jeanneret schwach genug gewesen, diesem Intriganten, dem er das Leben mit Gefahr seines eignen gerettet, für Entschädigung einer Einbuße, an welcher Bremond kein Recht und Schweizer keine Schuld hatte, nicht bloß aus seinen letzten Brosamen zu geben, was er damals erüb-

rigen konnte (es waren zwischen 7 und 8000 Franken), sondern demselben sogar noch Wechsel auf seine eigne Person zu unterschreiben, die nach manigfaltigen Opfern noch auf 25,000 Franken lauteten und nach beendigter Abrechnung mit Swan bezahlt werden sollten.

Jetzt meldete der durch seine Spürhunde berichtete Bremond, welcher, in Verbindung mit dem ehmaligen Minister Monciel und wahrscheinlich zum Theil aus jener königlichen Kasse, eine Glasfabrik zu Semsales im Kanton Freiburg errichtet hatte und daselbst wohnte[36]), sich für Bezahlung der Wechsel, in der Meinung, Schweizer sei von Swan ausgewiesen. Es entspann sich ein Briefwechsel, der mit gegenseitiger Bitterkeit geführt und wodurch Schweizer genöthigt wurde, dem unverschämten Bremond, der alle Monate andere Bevollmächtigte gegen ihn aufstellte, die ganze Beschaffenheit seiner unglücklichen Lage, selbst die geheimen Gründe, warum er seinen Schuldner nicht vor Gerichte ziehen durfte, aufzudecken, ohne dadurch jenen zu vorsichtigern Maßregeln bewegen zu können. Bremond schimpfte und drohte, erhielt aber doch nichts, weil Schweizer nichts zu geben hatte.

Um die nämliche Zeit hieß es nicht nur, der Maltheserritter de Witry lebe noch wirklich als Emigrant in Rußland, seine Neffen traten sogar mit Vollmachten versehen auf und forderten von Schweizer und Jeanneret die anvertrauten 20,000 Franken nebst den seit achtzehn Jahren aufgehäuften Zinsen zurück. Jeanneret behauptete zwar, glaubwürdige Nachrichten erhalten zu haben, daß Witry längst auf einer Fußreise ermordet worden und Schweizer hatte demselben schon in Amerika eine Grabschrift gedichtet[37]). Es wurde daher an der Aechtheit der Unterschrift, womit die Vollmacht seiner Neffen versehen war, gezweifelt; allein beide Schuldner täuschten sich selbst mit solchen Spitzfündigkeiten bloß, um in ihrer großen Verlegenheit einstweilen nur Zeit zu gewinnen[38]). Aber an allem dem war nicht genug; der fürchterlich enttäuschte Träumer mußte jetzt noch die erschütternde Entdeckung eines neuen Bubenstücks machen!

Wie Schweizer im ersten Taumel des Schreckens glaubte, nichts Besseres thun zu können, als mit Magdalene nach Amerika hinüber zu

ziehen, sich dort auf einer seiner eingebildeten Besitzungen eine Hütte zu bauen und dann allmählig Swans versteckten Reichthümern nachzuspüren, fieng er auch endlich an, sich nach seinen übrigen Ländertiteln genauer umzusehen, dieselben zu mustern und erinnerte sich nun, den wichtigsten von allen, über die 250,000 Acres in Virginien, seinem falschen Freunde übergeben zu haben, um durch den Unterhändler John Browne Cutting in London Geld darauf borgen zu lassen, und worüber eben so wenig Bericht eingelangt, als Schweizer darnach gefragt hatte. Auf wiederholte Nachforschungen bei einem andern Unterhändler, der auch Browne hieß und ebenfalls ein Amerikaner war, den Swan aus dem Gefängniß beauftragen wollte, seine eignen Ländertitel, deren er noch auf beinahe zwei Millionen Acres besaß, zu verkaufen, erfuhr jetzt Schweizer als eine längst bekannte Sache, daß Cutting seiner Zeit in London nichts ausgerichtet, dagegen aber den Haupttitel über die 500,000 Acres, sowie Schweizers auf diesen gestützten Titel über die Hälfte dieser Besitzung, unbefugter Weise bei Henry Bromfield in London verpfändet und für eigne Rechnung eine bedeutende Summe darauf enthoben habe.

Diese Entdeckung fuhr wie ein Blitz durch Schweizers Seele. Er wandte sich schriftlich an Swan, um Auskunft zu verlangen, und dieser erwiderte nach seiner kaltblütigen Art, er solle doch keinen solchen Lärm über eine so einfache Sache erheben. Cutting sei nämlich vier Jahre lang vergebens in London geblieben, habe dann Entschädigung verlangt und seinen Lohn zum voraus gegen Verpfändung der Titel bei Bromfield bezogen. Nach einer Untersuchung durch Schiedsrichter seien dem Cutting wirklich 3705 Dollars als Entschädigung zugesprochen worden. Schweizers Schuld an diese Summe betrage den vierten Theil derselben; vermittelst Bezahlung dieses vierten Theils könne ihm sein Titel wieder verschafft werden. Andere Male nannte Swan ganz verschiedene Summen und behauptete zuletzt noch gar, dieser Titel könne von Schweizer nur mit 25,260 Franken ausgelöst werden.

Welche Mühe sich Schweizer nun auch geben mochte, die eigentliche Beschaffenheit dieser Sache war nie zu ergründen; die Akte eines schiedsrichterlichen Spruches wurde niemals vorgewiesen und Cutting selbst

war nirgends mehr ausfindig zu machen. Es wurden von neuem heftige Briefe gewechselt, allein der Titel kam nicht zum Vorschein, so daß sich beinahe vermuthen läßt, Swan, der dessen fähig war, habe denselben unterschlagen und gestohlen.

Noch mehr: Schweizer hatte Swan in Pflicht genommen, seine Frau zu bewegen, daß sie endlich ihre Einwilligung zu seiner Abtretung der 250,000 Acres in Virginien durch ihre Unterschrift bestätige, daß sie die ihr anvertraute Kiste voll Ländertitel und anderer wichtiger Schriften, welche oft vergebens zurück begehrt worden, nach Europa sende, und hatte Swans Brief über diesen Gegenstand mit einem andern von seiner eignen Hand begleitet; worin er seine Wünsche wiederholte; nebenbei mit dem Gefühl eines tief gekränkten Mannes, jedoch in höflichen Worten sich über Swans Ungerechtigkeiten beklagte und sie ermahnte, dieselben, so viel von ihr abhange, gut zu machen. Nun aber weigerte sich diese Furie förmlich, das anvertraute Gut auszuliefern, schlug ihre Unterschrift für die Cessionsakte der 250,000 Acres rundweg ab, log ihrem Manne vor, Schweizer habe ihn in seinem Brief an sie einen alten Spitzbuben gescholten, und forderte ihn, als einen ehmahligen Milizobersten, wahrscheinlich in der Hoffnung, sich des Mannes und Gläubigers auf einmal entledigt zu sehen, dringlich auf, blutige Genugthuung von Schweizer zu verlangen. Wie dieser vernahm, daß Swans Frau von allem, was er wünschte und zu begehren berechtigt war, gar nichts in Erfüllung gebracht, schrieb er neuerdings und kräftig an den verstockten Sünder und forderte unverzügliche Bürgschaft für sein gefährdetes Eigenthum. Da entlarvte der Bösewicht sich vollends und hatte die Frechheit, ihm eine Antwort zu geben, worin er sich anstellte, als verstehe er gar nicht, für welchen Titel (deed) eine Unterschrift nöthig sei, und die allzu merkwürdig ist, als daß sie nicht wörtlich hier eingerückt zu werden verdiente.

„Sir. When one has the infamy to write such horrors and false hoods of me, as you did to my wife, what can you expect? Nothing of her certainly without my consent and approbation and nothingless of me, than a thousand coups de

baton ou la mort. And if you do not make satisfaction to her in the most unequivocal and undisguised and unconditional manner, and to myself the most formal retraction and excuses, one or the other shall be your lot. You wrote her: that I was a criminal and horrid époux, that I had robbed you of every thing you had on earth, that I was an impudent old robber. She afterwards askes me, what has become of that principle which braved death to save my honour, and why I permet you especielly, to say such things?

How could you be such a fool as to aske Mrs. Swan, to sign a deed without consulting me? What is that deed? As to your titles, they can be of no use to her, or to me, nor even to you, since all are unrecorded, therefore no interest to keep them ....

„You are a base scoundrel to suppose Mrs. Swan cap-„able of a perfidious act. You dared not tell her so, and „shall not to me with impunity.

„Je vous salue avec un sentiment que vous méritez bien.

Sw.“

Wenn kalte Betrüger zur Seltenheit einmal aus ihrer Rolle fallen und sich dem Zorn überlassen, so überschreiten sie alle Grenzen und ihre blinde Wuth gewinnt einen so lächerlichen Charakter, daß der Gegner, weit entfernt, dieselbe zu theilen, vielmehr dadurch kühler werden und im Stand sein kann, sich in ganz entgegengesetztem Sinne vernehmen zu lassen. So geschah das auch jetzt von Schweizers Seite und seine Rückantwort begann mit folgenden Zeilen:

„Votre reponse, Monsieur, est une véritable évacuation de bile, et j'éspère qu'elle aura tourné à votre santé.“ Dann beweist er ihm, wie seine Frau gelogen und den erhaltenen Brief entstellt habe: „la personne qui, en vous cachant tous les passages amicals et honnêtes de ma lettre, a exagéré les autres et a eû la bassesse d'en ajouter de sa propre invention.

Comment la sympathie conjugale ne vous fait-elle pas deviner sa voix et son stile dans l'expression „vieux impudent coquin!“ „Jamais l'homme qui a supporté pendant quinze ans vos injustices avec une douceur et une résignation, dont tous ses amis lui font un reproche, n'a pu prononcer une aussi vulgaire injure!“ — — — — — „Si Madame vous donne à entendre que nous devons nous entr'égorger, c'est un trait charmant de son angélique et doux caractère, du cas qu'elle fait de votre vie et de la manière dont elle aimeroit à me payer! Mais je vous reponds que j'aurai mieux de vous qu'une once de plomb!“ Uebrigens anerbietet er ihm alle mögliche Genugthuung, wohlverstanden, nachdem er zuvor bei Heller und Pfennig bezahlt worden.

Swan, der sich früher und später niemals so heftig, vielmehr stets kaltblütig gezeigt und dessen Herausforderung hinter den Riegeln des Schuldenthurms eine lächerliche Prahlerei war, zog in der Folge, nach Schweizers ruhigem Benehmen bei dieser Gelegenheit, wieder gelindere Saiten auf. Der Briefwechsel wurde von beiden Seiten, jedoch immer mit untermischten Anzüglichkeiten fortgesetzt, allein Schweizer erhielt dennoch nie das Geringste von allem, was er mit vollem Recht begehrt hatte.

46.

Es wird mit Swan vergebens unterhandelt. Schweizer ist mit sich selbst nicht einig, was er verwerfen oder annehmen soll. Er widmet daneben seinen literarischen Arbeiten viel Zeit und setzt den höchsten Werth auf die Vollendung seines projektirten Werkes über die Civilisation. Stelle darüber aus seinem Tagebuch. Diggelmanns Besuch in Paris. Schweizer, von Arbeit und Sorgen erschöpft, wird auf's neue krank. Sein Arzt, der deutsche Doktor Schwediauer, scheint seinen Zustand zu verkennen. Schweizer in Lebensgefahr. Er wird nach einer schmerzhaften Operation durch Pelletan gerettet. Swan im Gefängniß zu Paris; Aufwand seiner Frau in Amerika.

Wie Schweizer sich nun einige Jahre durchhalf, indem er hin und wieder borgte, und wie seine Gesundheit durch die Einsicht seiner verzweifelten Lage nicht früher gänzlich zerstört wurde, läßt sich nicht anders, als durch die allgemeine Bemerkung erklären, daß selbst der schwächste Mensch in außerordentlichen Fällen auch außerordentliche Kräfte in seinem Innern findet und entwickelt, die Last des Unglücks zu tragen und allem aufzubieten, was ihn noch retten könnte, bis endlich die erschöpfte Natur unterliegt.

Boyds Bemühungen, eine Vermittlung zu Stande zu bringen, waren eben so fruchtlos, als es sein Urtheilsspruch gewesen. Man hatte vergebens gehofft, Swans eigennützige Frau würde doch eher die nöthigen Mittel zu halber Bezahlung aus den Händen geben, als ihren Mann im Gefängniß verfaulen lassen und sich nachher der Gefahr bloßstellen, für alle seine Schulden verfolgt zu werden. Sie wollte in keine Unterhandlung eintreten. Swan selbst, der immer nur Zeit zu gewinnen suchte, wußte sich den Anschein zu geben, als wäre er geneigt, seine Schuldenlast zu vermindern; aber bei jedem Gebot trat er wieder zurück und wollte immer die Summen und die Zahlungstermine neuerdings vermindert und weiter hinausgeschoben wissen, während Schweizer von seiner Seite nie mit sich selbst einig werden konnte, was

er annehmen oder verwerfen dürfe. Es war ein fortdauerndes eckelhaftes Feilschen und Zanken.

Jede Stunde, die Schweizer diesen Geschäften entziehen konnte, widmete er dem Nachdenken über seine Civilisation und sammelte, ohne seine eignen Gedanken niederzuschreiben, denn seine schwache Brust und sein abnehmendes Gesicht gestatteten das nicht, noch immer Materialien dazu aus Büchern. Wie wichtig ihm diese Arbeit schien, beweist folgende Stelle aus seinem Tagebuch vom 10. August 1808:

„Immer noch ohne Endurtheil meiner Fortuna, harrend, bis meiner „armen Magdalene und mir Kräfte und Vermögen schwinden. Unser „amerikanischer Plünderer Swan sitzt im Schuldenthurm und indeß essen „wir unser Bißchen auf. Jahrelang schrieb ich nichts als Noten für „meine Kollektaneen zur Arbeit meines Sekretairs. Jetzt hat meine Ge„sundheit sich wieder erholt, und wenn ich diese Glückkrisis, ohne von „Kummer erdrückt zu sein, überstehe, so kann ich mein Werk, die Recht„fertigung meines Daseins, vermuthlich noch vollenden."

Im Oktober des nämlichen Jahres ward ihm und Magdalenen eine große Freude zu Theil. Der redliche Diggelmann, welcher immer in Schweizers ehemaliger Handlung, die H. Wilhelm Schinz für sich allein behalten, als Buchhalter arbeitete, fand eine gute Gelegenheit, nach Paris zu reisen und benutzte dieselbe, seinen frühern Prinzipal durch einen unerwarteten Besuch zu überraschen. Unangemeldet trat der alte Ehrenmann in's Zimmer; Magdalene erkannte ihn auf den ersten Blick. Auf ihren Ausruf lief nun Schweizer auch herbei und alle drei überließen sich ihren wehmüthigen Gefühlen. Magdalene hat diese Szene mit folgenden Worten beschrieben:

„En nous voyant après tant d'années de séparation, nous „fûmes tous les trois tellement saisis d'émotion, que nous „restâmes quelques moments muets. Après que les larmes „eurent fait place aux paroles, l'excellent Diggelmann se jeta „au cou de mon mari en prononçant ces mots: que je te „rends graces, mon Dieu, de m'avoir accordé le plaisir de „voir encore une fois dans cette vie mon cher et meilleur

„patron! Maintenant je suis tout prêt, lorsqu'il te plaira de „me retirer de ce monde! — Comme il n'ignorait pas tout „à fait les revers de notre fortune, il nous fit entendre avec „une délicate simplicité, que toute la sienne étoit à notre dis- „position, puisque c'étoit dans la maison Schweizer qu'il l'a- „voit gagnée. Je fus contrainte de faire paroitre notre sort „meilleur qu'il n'est, pour ne pas le désoler et pour qu'il „n'insiste pas dans ses offres. Combien cette profonde bonté „fait du bien! C'est avec son allemand du pays que j'aurai dû „écrire toutes les choses naïves et magnanimes qu'il nous a dit" u. s. w.

Auf diese tröstliche Erscheinung folgten aber wieder manigfaltige Kränkungen von Seite Swans. Schweizers abgearbeitete Natur vermochte dem Andrang der feindseligen Elemente, die ihn von allen Seiten anfochten, nicht länger zu widerstehen. Seine Gesundheit verschlimmerte sich zusehends; ein trockner heftiger Husten plagte ihn Tag und Nacht und allmählig stellten sich bedenkliche Symptome dabei ein. Sein Arzt, der bekannte Dr. Schwediauer [89]), der entweder das Uebel nicht erkannte, oder den Patienten aufmuntern wollte, lachte ihn nur aus, wenn er behauptete, einen hektischen Husten und von der Erschütterung desselben einen Bruch bekommen zu haben. Allein Schweizer hatte sich in beidem nicht geirrt. Die Krankheitsmaterie warf sich auf die Brust; die erfolgte Stockung verursachte einen gewaltsamen Andrang der Säfte nach dem Gehirn, wodurch er für einige Wochen in eine Art von Blödsinn verfiel; und der bei fortdauerndem Husten nicht besorgte Bruch befand sich eingeklemmt und drohte Entzündung.

Nunmehr wurde Schwediauer entlassen und Pelletan, der berühmte Wundarzt am Hotel-Dieu, berufen. Dieser erfahrene und ehrwürdige Greis rettete Schweizers Leben (im April 1809), vorerst durch eine schmerzhafte Operation, die 18 Minuten dauerte und welche der heldenmüthige Kranke bei vollem Bewußtsein mit ungebundenen Händen ruhig aushielt, und nach Beseitigung des örtlichen Schadens durch eine den allgemeinen Umständen angemessene ärztliche Behandlung. Pelletan

sagte damals von ihm: „**malgré ses infirmités ce petit homme „a beaucoup de vie.**“

Ueber vier Monate mußte Schweizer das Bett hüten, bis seine Wunde nach und nach geschlossen und geheilt war. Magdalene bot ihre letzten Kräfte auf, um etwas zur Erhaltung ihres angebeteten Mannes beizutragen. Der redliche Freytag besorgte seine Geschäfte besser, als er es selbst zu thun pflegte und die verständige Victoire war ebenfalls um den geliebten Herrn treu besorgt.

Während Schweizer auf dem Krankenlager noch immer hoffte, wenigstens noch Trümmer aus dem Schiffbruch seines Vermögens zu retten, vereitelte sein gefangener Schuldner Swan durch tausend neue Ränke Boyds unaufhörliche Versuche, eine leidliche Uebereinkunft auszumitteln; denn Swan wollte lieber seine Freiheit missen, als Geld hergeben. Dieser Charakter gehört zu den sonderbarsten Erscheinungen in der moralischen Welt, daher auch sein Leben in der Gefangenschaft näher geschildert zu werden verdient.

Es ist erwiesen, daß ihm die Befriedigung seiner Gläubiger in mehr als einer Epoche möglich gewesen wäre; allein selbst auf die Gefahr hin, eingesperrt zu werden, was nun auch wirklich erfolgt war, hatte er sein neuerworbenes Vermögen lieber in Amerika unter- und durchgebracht, als sich mit ihnen abgefunden. Er besaß mehrere schöne Häuser in Boston, ebenso verschiedene Landgüter in der Nähe dieser Stadt, angebaute Ländereien in Massachusets und Maine, die Schwanen-Inseln (**Swans Islands**) in dem Penobscott-Fluß in der letztern Provinz, und hatte noch sehr bedeutende, von der Agentschaft herrührende Forderungen in London zu gut. Seine Frau hatte allerdings den größten Theil dieses Vermögens in Beschlag genommen, er selbst auch unsinnig viel Geld gegen Titel auf unangebaute Ländereien verschleudert und dennoch mußten ihm noch unter fremdem Namen Mittel zu Gebot stehen, um allerlei Spekulationen zu machen; denn während er in Ste. Pelagie festsaß, ließ er durch seinen jüngern Bruder David, den er aus Schottland nach Paris berufen, und unter dessen Namen, englische Bibeln mit Stereotypen drucken, um in Amerika einen Handel damit

zu treiben. Er ließ in Wien 120,000 Gewehre kaufen und in London um eine Lizenz nachsuchen, dieselben auch nach Amerika hinüberzuschaffen, und dergleichen mehr. Die wenigsten dieser Unternehmungen, welche er durch Briefwechsel aus der Gefangenschaft betrieb, hatten einen glücklichen Erfolg, und dennoch sah man ihn stets, jenen einzigen Ausbruch toller Wuth gegen Schweizer ausgenommen, ruhig und zufrieden wie ein Philosoph. Im Glück und Unglück, bei körperlichen Gebrechen und Leiden, die von seinen Ausschweifungen herrührten, und bei dem vollen Bewußtsein unredlicher Handlungen, zeigte er immer die nämliche Heiterkeit und sprach einst gegen Schweizer das merkwürdige Wort aus: „il n'est pas même au pouvoir de Dieu, de me rendre malheureux!" Er stellte sich arm und lebte zuweilen aus den 10 Sols, die jeder Gläubiger für die Verköstigung seines festgesetzten Schuldners erlegt und die auch Lübbert täglich für ihn bezahlen mußte. Mitunter erhielt er von Amerikanern mildthätige Gaben und von seiner Frau von Zeit zu Zeit Unterstützung. Es wird behauptet, sie habe ihm in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren ungefähr 100,000 Franken unter diesem Titel zukommen lassen. Einen Theil des erhaltenen Geldes verwandte er auf Spekulationen, auf die Bezahlung der Advokaten, da der Prozeß gegen Daniel Parker noch immer fortgeführt wurde, und für mancherlei Intriguen, die er überall anzettelte. Zuweilen fiel ihm ein, sich mit dem Ueberreste gütlich zu thun. Dann veranstaltete er in Ste. Pelagie prächtige Mahlzeiten, bewirthete seine Mitgefangenen, ließ Lustdirnen holen, verschwelgte in wenigen Tagen alles vorräthige Geld bis auf den letzten Heller und behalf sich nachher wieder mit Lübberts 10 Sols, bis neuer Zuschuß kam.

Seine Frau hatte dagegen neben demjenigen Vermögen, das sie bisher unter eigner Verwaltung behalten, nach dem Tode des General Jacksons unter dem Titel einer Erbschaft noch zwei Millionen Franken eingezogen, die bei demselben (in trust) für sie aufbewahrt gewesen, und dessen Anverwandte, die das sog. Testament anfechten wollten, nach einem langwierigen Prozeß mit 30,000 Piastern zum Schweigen gebracht. Sie lebte in Boston auf einem glänzenden Fuß, versammelte

große Gesellschaften in ihren prächtig ausgeschmückten Zimmern, woselbst auf Marmortafeln goldene Leuchter standen, hielt sich Wagen und Pferde und baute ihren Töchtermännern schöne neue Häuser, indeß ihr Mann in Paris, unbezahlter Schulden wegen, gefangen saß.

Man möchte geneigt sein, solche Umstände für Märchen zu halten, wenn sie nicht von verschiedenen wohlunterrichteten und glaubwürdigen Reisenden, die Augenzeugen ihres Aufwandes in Boston gewesen, bestätigt worden wären. Vielleicht mag Swan geheime Dokumente besitzen, vermittelst welcher er selbst dereinst wieder zu dem Genusse seines Vermögens gelangen kann, wenn es ihm gelingen sollte, seine Gläubiger zu ermüden, oder dieselben alle zu überleben. Vielleicht ist er aber auch wirklich von seiner Frau und von andern Mitgenossen seiner Betrügereien ganz überlistet und der Dieb von andern Dieben, welchen er seinen Raub anvertraute, geprellt und bestohlen worden. Diese verabscheuungswürdigen Menschen, welche bald fürstlich reich, bald wieder bettelarm erscheinen, sind und bleiben ein fürdauerndes Räthsel und wissen vielleicht selbst nicht, wie ihre gegenseitigen Verhältnisse eigentlich beschaffen sind.

47.

Schweizer findet nach überstandener Krankheit seine Kasse erschöpft. Er borgt bei Hottinger und sucht weitere Hülfe in Zürich vermittelst einer sonderbaren Einleitung. Unbegründetes Vorurtheil gegen seine Anverwandten und muthmaßliche Erben. Magdalene schlägt eine Leibrente aus. Ansicht, welche in Zürich über Schweizers Geschäftsfähigkeit herrscht und die ich ihm freimüthig mittheile. Seine Vertheidigung. Er erhält ein Darlehen von dem Hause Caspar Schultheß und Comp.

Im Laufe des Sommers 1809 hatte sich Schweizer von seiner schweren Krankheit und Operation gegen alle Erwartung etwas erholt. Er konnte wieder ausgehen, mitunter schreiben; aber seine Brust blieb immer leidend, und von dieser Zeit an befand er sich in einem fieber=

haften Zustand, der allen seinen Worten und Handlungen einen excentrischen Charakter gab. Die überstandene Krankheit hatte über 7000 Franken gekostet, woran noch nicht die Hälfte bezahlt war, und wie Schweizer in seine Kasse blickte, war dieselbe leer, alles aufgezehrt, was er noch an Schuldtiteln in Zürich besessen; Jeanneret, der ihm sein Vermögen verschleudert und ihm kürzlich 1500 Franken zur Bestreitung der Prozeßkosten gegen Parker vorgeschossen, konnte ihm keinen Thaler mehr borgen, und noch nicht die geringste Aussicht auf Bezahlung von Seite des verstockten Swans! Die Lage des Unglücklichen war zum verzweifeln.

In dieser dringenden Noth wandte er sich an einen reichen Landsmann, den Baron Hottinger in Paris, und erhielt von demselben ein Darlehen von 6000 Franken, womit er einstweilen die Aerzte und Apotheker befriedigen und seine Haushaltung bestreiten konnte.

Allein er mußte für die nächste Zukunft sich um jeden Preis wieder Geld verschaffen und nunmehr verfiel er auf den Gedanken, seine Anverwandten und alle seine ehemaligen Freunde in Zürich, ohne Unterschied und ohne irgend einen derselben besonders zu nennen, durch Diggelmann zu einem kollektiven Darlehen von 15,000 Franken aufzufordern und sandte diesem eine Bilanz, wo seine Ländertitel und seine Forderungen auf Swan, Parker und andere 723,000 Franken, die Schulden aber bloß 47,000 Franken geschätzt waren. Diese Schätzung hatte er nach seiner Ansicht und Ueberzeugung gewissenhaft entworfen und zugleich auch mir das Geheimniß seiner Lage mit dem Auftrag anvertraut, Diggelmanns Bemühungen zu unterstützen und mich mit demselben über diese Angelegenheit zu berathen.

Schweizers eigne Verwandte hatten auf bloße Gerüchte hin schon längst nicht mehr erwarten dürfen, ihren ehmals reichen und kinderlosen Vetter zu beerben; es war auch zu vermuthen, daß sie solchen Eröffnungen um so weniger Gehör geben dürften, als ihn keine derselben persönlich kannten. Es schien daher aus verschiedenen Gründen nicht rathsam, diese oder seine Freunde in vollkommene Kenntniß seiner hülflosen Lage zu setzen, und nur von einem einzigen reichen Hause, bei den

Erben seines vor wenigen Jahren verstorbenen Freundes Leonhard Schultheß durfte gehofft werden, die gewünschte Unterstützung zu finden. Die Einleitung zu diesem Geschäfte verzog sich aber durch den Zusammenfluß ungünstiger Umstände auf mehrere Wochen.

Mittlerweile hielt Schweizer sich von der ganzen Welt verlassen und schrieb am 30. August (1809) in sein Tagebuch:

„Keinen Heller Vermögen baar! Alles in Werth, der entweder „ungewiß ist oder nichts einträgt und auf den ich nichts zu entlehnen „finde. Mein Hauptschuldner Swan macht mir jeden Heller streitig. „Meine Verwandten glauben mich insolvent und da das Gerücht meines „Todes ausgieng, wollten sie nicht einmal die Kosten zu Beziehung „meiner Schulden herschaffen." (Dieses scheint Schweizer sich bloß ge„träumt zu haben, denn seine Verwandten wußten schwerlich etwas von „seiner Krankheit.) „Ohne ein generoses Darlehen von Hottinger hätte „ich mich müssen in's Hospital tragen lassen. Ein anderes erwarte ich „von Zürich, von Freunden und Anverwandten insgemein, für die eine „offne Bettelkollekte bei Diggelmann eröffnet ist. Meine Nebenabsicht war „eine Prüfung der Freundesmasken und ich lache zum voraus, wie die „Thoren, besonders meine schlechten Erben, in die Falle gehen! Sie „wissen, die Elenden, daß ich drei Monate und drüber auf dem schmerz„haftesten Krankenlager bin; sie glauben mich und Magdalene entblößter „noch von aller Hülfe, als wir sind; sie glauben uns bettelarm und ihre „Rechte, mich zu beerben, wenn ich vermögend sterbe, oder in eigner „Armuth von mir Beiträge für ihren Unterhalt zu empfangen, fühlen „sie sich nicht geneigt, mit einiger Pflicht gegenseitiger Hülfe zu erwiedern. „Solche Niederträchtigkeit bestrafen, zum Beispiel anderer, ist Pflicht, „und es soll feierlich und öffentlich geschehen!"

So phantasirte der Kranke in seinen peinlichen Fieberträumen.

Ungewiß, ob ihm geholfen werden könne und für Magdalenes letzte Tage besorgt, beschlossen meine Schwester mit Einwilligung ihres Gemahles und ich, ihr eine lebenslängliche Rente auszusetzen und sandten den Betrag derselben für das erste Halbjahr nach Paris. Allein Mag=

dalene war um keinen Preis zu bewegen, dieses Anerbieten anzunehmen; sie lehnte dasselbe eben so schonend und dankbar, als beharrlich ab.

Da Schweizer mir sein ganzes Zutrauen geschenkt, so glaubte ich mich verpflichtet, ihm ohne Hehl meine Ansicht über seine Umstände mittheilen zu müssen. Ich kannte zwar die eigentliche Beschaffenheit seiner Geschäfte noch nicht, allein ihn selbst genug, um überzeugt zu sein, daß er bei seiner Leichtgläubigkeit und Zerstreuung dieselben nie zum Ziel führen würde. Ich meldete ihm, welche Stimmung bei seinen Freunden über ihn herrsche, daß nämlich alle, so wie ich selbst, ihn für den redlichsten Mann, hingegen für Betreibung ökonomischer Angelegenheiten viel zu gutmüthig, nachgiebig und immer mit andern Gedanken erfüllet hielten, und daß er daher als Geschäftsmann den Kredit nicht besitze, dessen er als moralischer Mensch im ausgedehntesten Sinn genieße. Ich rieth ihm in Folge dieser Bemerkungen, sich selbst aller Geschäfte zu begeben und diese einem rechtlichen, gewandten und festen Manne des Faches zu übertragen; seine zerrüttete Gesundheit könne zum Vorwand dieser Maßregel dienen, welche letztere dann auch die nöthige Unterstützung zur Folge haben würde.

Diese heilsame Wahrheit mußte ihm beigebracht werden und wenn er sich auch daran hätte stoßen mögen. Aber weit entfernt, einige Empfindlichkeit darüber zu zeigen, bestrebte er sich nun, mir zu beweisen, welche treffliche Geschäfte er öfters für andere gemacht[40]), indeß er freilich seine eignen vernachlässigt, „moins par l'ignorance de mon „état", lauteten seine Worte, „que par une antipathie morale, „ridicule et dangereuse certes dans son exagération, mais qui „partait d'un principe non méprisable, et dans l'habitude dans „laquelle j'ay été confirmé par l'exemple de plusieurs et très „illustres de mes contemporains et de mes amis, qui me faisait philosophiquement mépriser le soin de ma fortune, dont „j'espérai que des associés ou des commis auroient le plus „grand soin."

So gutmüthig er sich darüber zu rechtfertigen suchte, so fest beharrte er doch auf seinem Entschluß, seine Angelegenheiten selbst zu ent-

wirren und zu beendigen und fügte hinzu: „en conduisant moimême „mes affaires, j'irai plus loin et j'irai mieux, qu'en me met- „tant comme un paresseux ou comme un imbécille sous la „tutèle d'autrui."

Inzwischen hatte ihm Diggelmann in Form eines Darlehens, aber ohne einen Empfangschein dafür annehmen zu wollen, fünfzig Louisd'ors von seinem vorgesparten Vermögen gesandt und endlich wurde ihm auch die verlangte Summe von dem Hause Caspar Schultheß und Comp. bewilligt. Ein besonderer Umstand waltete hier zu Schweizers Gunsten. Unter den von Leonhard Schultheß hinterlassenen Schriften fand sich nämlich eine Verordnung, daß, wenn Schweizer jemals in dürftige Umstände gerathen sollte, seine Erben diesem Freund eine jährliche Rente von 50 bis 60 Louisd'ors oder den Capitalwerth derselben auf einmal auszubezahlen hätten [41]).

Jetzt erhielt Schweizer von diesen Erben in guten Wechseln auf Sicht 15,274 Franken 7 Sols gegen seinen Empfangschein für dieses Darlehen; denn er nahm die Summe bloß als ein solches an und wurde durch diese Hülfe so gehoben, daß er seine ökonomischen Angelegenheiten in kurzer Zeit wieder auf den besten Fuß zu bringen, und zuletzt auch noch von Swan und Parker bezahlt zu werden hoffte.

48.

Verwendung des erhaltenen Geldes. Im Sommer 1810 ist die Kasse schon wieder erschöpft. Schweizer borgt bei der Wittwe Bonthonas. Er und Picquet gerathen einander in die Haare. Peinlicher Briefwechsel, den Schweizer mit Picquet und Swan führen muß; er wird dadurch immer mehr aufgereizt. Prozeß gegen Daniel Parker. Der Advokat Perignon. Schweizer wird so weit getrieben, daß er alle andern Rücksichten der Rache aufopfern will. Er borgt bei dem Wucherer Lebrat. Von dieser Zeit an ist er nie mehr ganz bei Sinnen; seine Gesundheit wird immer schwächer; er empfindet, daß er nicht mehr lange leben werde und arbeitet mit übermäßiger Anstrengung. Magdalenes Gefühle darüber, aus ihren hinterlassenen Schriften gezogen. Schweizer macht sein Testament im Wahne, noch immer reich zu sein. Die Transaction mit Swan kommt endlich zu Stand; Schweizer unterschreibt dieselbe und stirbt am 11. Juli 1811. Sein Epitaph, das er selbst und schon in Amerika geschrieben. Nachträgliche Bemerkungen über ihn.

Aus dem geborgten Gelde wurden nun wieder Advokaten und Prokuratoren gegen Parker und die dringendsten Schulden bezahlt; demungeachtet blieb noch ein bedeutender Theil der Summe vorräthig. Was aus diesem geworden, wäre schwerlich mehr genau nachzuweisen, höchst wahrscheinlich aber ließ der bis an sein Ende verblendete Schweizer sich beschwatzen, dieses vorräthige Geld, um dasselbe doch nicht müssig liegen zu lassen, zwei Gemäldehändlern, Forget und Swagers, für eine Spekulation zu übergeben, die in so fern fehlschlug, daß er statt baarer Rückbezahlung mittelmäßige Bilder aus den Niederlanden erhielt, die er selbst nicht wieder absetzen konnte. So geschah es denn, daß im Sommer 1810 seine Kasse schon wieder völlig erschöpft war und er sich neuerdings und unerwartet an dem Rande des Abgrundes sah, der ihn jüngst schon zu verschlingen gedroht hatte.

Nach Zürich konnte und durfte er sich nicht mehr wenden, wenn er hier nicht seine Schwachheit preisgeben wollte. Jetzt nahm er seine Zu=

flucht zu der Witwe Sonthonas, deren Mann vor einigen Jahren gestorben und ihr alles hinterlassen, was er von Schweizers Großmuth für seine Unthätigkeit erhalten und wohl zu bewahren gewußt hatte. Sie war nunmehr in zweiter Ehe mit H. Legonidec verheirathet, der eben, zu der Stelle eines kaiserlichen General-Prokurators in Rom ernannt, mit seiner Frau dahin abgehen wollte. Von dieser erhielt Schweizer am 20. August 1810 gegen eine höchst bindende Verschreibung und Verpfändung einiger Ländertitel ein Darlehen von 3000 Franken.

Durch die, zum Theil auch wegen seiner Unschlüssigkeit und seiner gegen Swan immer abwechselnden Maßregeln, noch immer fortdauernde Verzögerung eines Abschlusses mit diesem war die Spannung zwischen Schweizer und Picquet auf den höchsten Grad gestiegen. Picquet wußte sich bald nicht mehr zu helfen und stand auf dem Punkt, wegen Verfolgungen von Seite unerbittlicher Gläubiger seine Schreiberstelle zu verlieren. Er fand sich täglich bei Schweizer ein, machte demselben die bittersten Vorwürfe, drängte ihn, endlich um jeden Preis abzuschließen und reizte ihn dermaßen, daß eines Morgens beide einander förmlich in die Haare geriethen und Magdalene, von dem Lärm aufgeschreckt, aus dem Nebenzimmer herbeieilen und sie auseinander bringen mußte.

Von nun an wollte Schweizer diesen Menschen nicht mehr sehen; da aber beide durch das unauflösliche Verhältniß ihrer Gegenrechnung an einander gebunden waren, so entspann sich ein täglicher Briefwechsel unter ihnen, der um so peinlicher war, als beide, von ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgehend, einander nie verstanden und nie verstehen wollten.

Picquet, ein schlauer, unter Intriguen ergrauter Praktiker, was die Franzosen „un roué madré“ nennen, führte eine Sprache, die Schweizern, dem früher immer nur geschmeichelt worden, zur Verzweiflung brachte. Mit der Feder in der Hand sich immer besitzend, schrieb Picquet ihm keinen Brief, worin nicht unter glatten Worten die spitzigsten und empfindlichsten Bemerkungen angebracht waren. In der Sprache eines treuen, aber tiefgekränkten Freundes rückte er ihm alle seine ungereimten Handlungen, seine Irrthümer und Schwachheiten, die beide zu Grunde

gerichtet, mit pedantischer Ausführlichkeit immer und immer wieder vor; beschuldigte ihn der Untauglichkeit in Geschäften und einer grenzenlosen Eigenliebe und schilderte sich selbst als das unschuldige, bedauernswerthe Schlachtopfer mißbrauchten Vertrauens. Dann zeichnete er ihm wieder unter höflichen Wendungen den Weg vor, welchen Schweizer endlich einschlagen müsse, um wenigstens noch etwas für beide zu retten; dieser Weg hätte aber gewöhnlich zu Picquets Nutzen und zu Schweizers Verderben geführt. Er verlangte ferner Berichtigung der Taxen für die ihm abgetretenen Ländertitel, gesetzmäßige Einschreibung derselben in die Ortsprotokolle und Aufstellung eines vertrauten Geschäftsträgers in Amerika, um über die Erhaltung dieser Besitzungen zu wachen; Maßregeln, die allerdings nöthig gewesen wären, die er fordern, welche Schweizer aber nicht mehr in's Werk setzen konnte.

„Je ne conçois pas à quoi vous avez passé votre tems „aux Etats-unis, sans avoir pris la moindre mesure ou pré- „caution, ni pour les terres, ni pour les interets sociaux“) hieß es immer in diesen Briefen. „Je sais qu'à présent tout est à „peu-près perdu, mais au moins la plainte doit m'être permise; „il n'y en a jamais eu de plus légitime, ayant été la victime „de tant de manière, pour avoir eu trop de confiance.“ Und dann: „l'amour propre ou la fausse honte de ne pas avouer, „lorsqu'il en étoit tems encore, que vous n'aviéz rien soigné et que vous n'entendiez rien en comptes et comptabilité, a fait un mal irréparable“, und dergleichen mehr und immer schärfer. Am Ende beschwor er ihn dann wieder, seiner schwankenden Gesundheit zu schonen; denn Picquet zitterte wirklich für Schweizers Leben, aber nicht aus Theilnahme, sondern bloß, weil mit demselben alle seine Titel auf einen Antheil an der Forderung auf Swan erloschen oder wenigstens nicht öffentlich erweisbar gewesen wären.

Methodischer hätte Schweizer nicht gemartert werden können. Er antwortete gewöhnlich in weit ausgeholten Phrasen, womit er ihm ins Gedächtniß zurückrief, wie er von ihm so zu sagen genöthigt worden, einen Auftrag zu übernehmen, den er nicht gesucht; wie er über alle

Folgen beruhigt, von aller Verantwortlichkeit zum voraus freigesprochen und bloß gebeten worden sei, seinen Namen zu leihen. Picquets Vorwürfe erwiederte er mit der eben so begründeten Beschuldigung, ihm einen Menschen beigesellt zu haben, den Picquet, der doch so vorsichtig, so fein und durchdringend sein wolle, längst zuvor als einen Betrüger hätte kennen sollen. Aus dem Umstand, daß ihn Swan vorsätzlich und in der Hoffnung, er werde mit Mann und Maus untergehen, auf ein grundschlechtes Fahrzeug eingeschifft, damit er wenigstens mit Sonthonas zu spät komme, um sich der Geschäfte annehmen zu können, was auch wirklich eingetroffen, erklärte und vertheidigte er seine Unthätigkeit in Amerika. Allein Picquet ließ diese Gründe, die allerdings nicht haltbar waren, niemals gelten und fuhr unausgesetzt und unter immer gleich aufregenden Formen fort, zu klagen, zu hofmeistern, zu necken und zu treiben. Dazwischen borgten aber beide einander doch noch kleine Sümmchen, um ihre gegenseitigen Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

Dieser tägliche Briefwechsel mit Piquet, durch welchen Schweizer bei seinem Ehrgefühl bis auf's Blut gequält wurde, war um so fruchtloser und daher beschwerlicher, als er seine Antworten nur flüchtig und ohne nähere Ueberlegung früherer Schreiben diktirte, um sich nur bald wieder mit seiner „Civilisation" zu beschäftigen.

Gegen Swan, an den Picquet ebenfalls täglich schrieb, führte dieser eine ganz andere Sprache. Wenn er ihn in seinen Briefen an Schweizer nur schlechtweg „le brigand" zu schelten pflegte, so hieß er ihn selbst immer „mon cher Monsieur", indem er denselben mit Schmeicheleien zu einer endlichen Uebereinkunft zu bewegen hoffte.

Schweizers gleichzeitiger und unausweichlicher Briefwechsel mit Swan war eben so geeignet, ihn zur Verzweiflung zu bringen. Er diktirte bogenlange Episteln mit schön gestellten, sogar poetischen Wendungen und Apostrophen, worin er im Gefühl seiner eignen moralischen Ueberlegenheit den verstockten Sünder mit Maßregeln bedrohte, von welchen Swan nur zu gut wußte, daß er dieselben aus Mangel an Mitteln und wegen Schonung seiner eignen Ehre nicht würde in Ausübung bringen können. Swans Antworten waren lakonisch und

schneidend. Sobald Schweizer etwas vorgetragen, das nicht leicht ausführbar war, oder sich, was oft geschah, in einer Angabe geirrt hatte, erwiderte jener: „vous êtes un fou de prétendre telle chose“, oder nur kurzweg: „autre folie!“ und dann gab er ihm wieder aus Bosheit und gegen seinen eignen Nutzen verkehrte Einschläge für den Prozeß gegen Parker. Man muß die Geduld haben, alle diese noch vorhandenen Briefe zu lesen, um sich einen klaren Begriff von Picquets Schlauheit, von Swans Verworfenheit und kalter Frechheit und von Schweizers durch so viel Umtriebe immer steigender Gemüthsverwirrung bilden zu können. Schweizers leere Drohungen und Picquets süße Worte hatten den schamlosen Amerikaner nur tollkühner und hartnäckiger gemacht. Der edle Walter Boyd, welcher das Unmögliche leisten wollte, um einen Vergleich herbeizuführen, behandelte dagegen Schweizern, wenn dieser auch seinen besonnenen Vorschlägen selten mehr Gehör gab, immerfort mit der zarten Schonung, die ein unglücklicher und getäuschter Kranker jedem guten Menschen einflößen muß.

Die Betreibung des Prozesses gegen Daniel Parker war einem der berühmtesten und reichsten Pariser Advokaten, Namens Perignon übertragen worden. Dieser Perignon aber, der so begütert war, daß Bonaparte denselben nöthigte, seine Töchter an Generale, die Unterstützung bedurften, zu verheirathen, der ein fürstlich ausgeschmücktes Hotel bewohnte und seine Audienzen in einem Cabinet, wie Picquet sich ausdrückte, „orné en boudoir de fille d'opéra“, ertheilte, pflegte den Mund vor den Schranken der Gerichte nie für weniger als 3000 Franken zu öffnen. Schweizer hatte diesem Geizhals nach und nach alles zugetragen, was er sich abdarben konnte, ohne nur Abrechnung von ihm darüber zu erhalten; sobald aber Schweizer nichts mehr zu geben hatte, ließ Perignon das Geschäft wieder liegen und würdigte den Klienten, der mit leeren Händen kam, nun keiner Antwort mehr [42]).

Durch alle diese Teufeleien wurde Schweizer vollends auf's äußerste gebracht. Seine Sprache gegen Swan wurde immer heftiger; er hatte ihm sogar geschrieben: „j'ay sacrifié la moitié de ma vie, je „rougis de la dire, sinon à l'amitié, du moins certes à la

„patience et à la paix; mais ce sera à la vengeance, si vous „m'y forcez, que je sacrifierais le reste!“ Alle Rücksichten bei Seite setzend, gieng er damit um, denselben öffentlich anzuklagen und hatte schon eine Denkschrift bereit, worin er Swans Betrügereien und de Fermons Mitwissenschaft derselben bei der Abrechnung mit der Regierung aufdecken wollte. Seine Freunde konnten ihn nur mit Mühe abhalten, diesen für ihn selbst verderblichen Vorsatz auszuführen.

Indessen beharrete er darauf, Boyds Urtheilsspruch in die Gerichtsprotokolle eintragen und seinen verrätherischen Schuldner, obgleich dieser schon von Lübbert verhaftet worden, auch von seiner Seite noch fester verwahren und in das tiefste Loch (cul de basse fosse) des Schuldenthurms setzen zu lassen.

Solche Gewaltsmaßregeln aber kosteten schweres Geld; das Einprotokolliren des Urtheils allein wäre über 12,000 Franken zu stehen gekommen; und dieses Geld suchte Schweizer nun um jeden Preis zu finden.

Er wandte sich dafür an Mäkler und Unterhändler, von welchen Paris wimmelt, und trat darüber mit einem Wucherer, Namens Levrat, ein. Dieser Mann machte sich im Anfang kostbar; er wollte genau versichert sein, das verlangte Geld mit großem Gewinn wieder zu erhalten. Er begab sich mehrmals nach Ste. Pelagie, um Schweizers verhaftetem Schuldner, von dessen Leistungsfähigkeit die Rückzahlung abhieng, auf den Zahn zu fühlen, und je trotziger Swan sich anließ, desto höher spannte der Wucherer seine Forderungen. Die Unterhandlung dauerte über sechs Monate und kam endlich den 29. November 1810 bei dem Advokaten de la Grange, den Schweizer, seit Perignon ihm kein Gehör mehr gab, zuweilen ansprach, wider dessen Rath und Willen zum Abschluß. Die Bedingungen des Darlehens waren für Schweizer dermaßen erniedrigend, daß de la Grange seine Unterschrift dabei verweigerte und mit Abscheu ausrief: „cette opération souillera mon étude!“ Allein Schweizer, durch Noth und Leidenschaft aufgehetzt, blieb taub gegen jede andere als die Stimme der Rache. Er verschrieb sich dem Wucherer für 67,200 Franken in Wechseln auf seine

eigne Person, für deren Sicherstellung noch der ganze Betrag seiner Anforderung auf Swan verpfändet wurde, und erhielt dagegen bloß 30,000 Franken und zwar nicht in Geld, sondern in schlechten Effekten auf lange Sicht, die er selbst umsetzen sollte, wovon mehrere tausend Franken den Unterhändlern zufielen und im April 1811 noch nicht die Hälfte einkassirt werden konnte.

In einem Taumel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schloß der Unglückliche diesen schmählichen Vertrag. Von nun an fand er keine Ruhe mehr. Der Dämon, der ihn schon längst mit Nesseln durch das Leben gepeitscht hatte, verfolgte ihn wüthender Schritt für Schritt. Ein schleichendes Fieber entzündete von neuem sein Blut; der hektische Husten stellte sich wieder ein; er fühlte, wie seine Kräfte mit jedem Tage dahin schwanden.

Zum Glück vermochte er seine heftigen und unüberlegten Maßregeln gegen Swan nicht mehr auszuführen. Er hatte vergebens geborgt; Levrats Sündengeld ward in der Verwirrung seiner Ideen größtentheils verschleudert. Mit steigender Angst trieb er nun wieder an Boyds Vermittlung mit Swan, wobei er in alle früher verweigerten Opfer einwilligte und sammelte daneben rastlos an seinen Excerpten, im Wahne, das Werk noch zu Stande zu bringen, womit er „sein Dasein zu rechtfertigen" glaubte. Er zappelte, ohne die wirkliche mehr in's Auge zu fassen, in einer träumerischen Phantasiewelt und sah, wenn er mit starrem Blick in den Straßen herumirrte, dermaßen zerstört aus, daß die geheime Polizei ihn zu beobachten anfieng. Bei Tisch war er mit Büchern umgeben und während dem Essen, das er hastig verschlang, in so tiefes Staunen versunken, daß Magdalene nicht mehr wagen durfte, ihn anzureden, geschweige denn, sich mit ihm zu unterhalten, zumal er von ihr verlangt, ihn durch unnöthige Fragen nicht mehr in den Meditationen seiner letzten Augenblicke zu unterbrechen!

Die arme Magdalene hatte sich kaum wieder von einer Lungenentzündung erholt, welche sie im Februar 1811 an den Rand des Grabes gebracht und wovon sie durch die vereinte Kunst zweier ausländischer Aerzte, Terreros und Koreff [43]), kümmerlich gerettet worden. Sie

mußte wider Willen leben, um Zeuge von Schweizers immer trostloser werdendem Zustande zu sein. Sie übte die unbegreifliche Gewalt über sich selbst, ruhig zu scheinen, um den nunmehr bettlägerig gewordenen Kranken weder zu reizen noch zu betrüben, während sie innerlich verzweifelte.

Unter ihren hinterlassenen Schriften befinden sich einige Aufsätze aus jener schrecklichen Zeit. Da heißt es unter anderm:

„Je le prévois, les méchants vont terminer la carrière „de mon Gaspard. La pensée de me séparer de celui qui „remplit tout mon être, me poursuit sans cesse. Oh, quelle „déchirante et brulante pensée, et encore elle ne me con„sume pas! Quel cruel désespoir, si je suis condamnée à „survivre Gaspard; cette terre deviendra le plus affreux ca„chot pour moi, mes regards ne trouveront plus rien qui les „repose.

„Je ne saurais résister à l'excès de ma douleur! Etre „suprême, ne me sépare pas de mon Gaspard, enlève-moi „avec lui! Il se passe des choses en moi, qu'aucune langue „ne peut rendre; je saurais braver tous les maux, mais je „ne pourrais exister sans mon Gaspard. Père tout puissant, „laisse-moi mourir ou vivre avec celui à qui tu m'as unie! „Ne rejette point les humbles implorations de ton enfant, „qui a toujours été extasiée jusqu'au délire devant le mag„nifique, majestueux et incommensurable tableau de ta na„ture! Mon père créateur, exauce les soupirs fervents de „ton enfant, qui est pénétré de l'amour le plus respectueux „pour toi!“

„Grand Dieu, aye pitié de moi! Ote-moi de ce monde „de malheur; reçois moi dans ton sein, seul asyle de la paix!“

„Etre suprême, accorde-moi pour ma consolation un „seul regard, pour pénétrer derrière la scène de la vie, qui „nous sépare de l'éternité! Trouverons-nous là une compen„sation des peines de ce monde?“

„L'avenir ne m'effraye point; je vois en souriant le mo-
„ment, où une tombe tranquille renfermera mon coeur déchiré
„et mes larmes dont la source sera tarie; mais lorsque le so-
„leil de ma vie penchera vers un horizon tranquille, lorsque
„le crépuscule du soir de ce monde se lèvera pour moi com-
„me une belle aurore du nouveau, lorsqu'un air pur et cé-
„leste commencera à souffler autour de mon esprit, lorsque
„les portes du repos s'ouvriront pour me recevoir, comme
„je serais heureuse, comme je serais heureuse!“...

— — „Non, c'est trop longtems languir dans la crainte
„d'un sort plus affreux que le plus terrible de tous les sup-
„plices! Tout puissant maître de ma destinée, tu peux le
„changer dans un instant! Que deviendrai-je, si tu m'é-
„prouve audessus de mes forces? Si tu me laisse survivre
„à tout ce que j'ay de plus cher, à mon Gaspard? Puissances
„du ciel, ne vous réunissez pas pour m'accabler! Considérez
„l'état affreux de mon ame désolée, ayez pitié d'un coeur
„déchiré par des supplices insupportables! Ou ne m'auriez
„vous fait naître que pour me rendre malheureuse? Les
„hommes impitoyables jouissent de mon martyre. Si je perds
„mon Gaspard, je veux fuir le monde, me dérober même à
„la bouté, tant qu'elle ne ressemble pas à celle de mon Gas-
„pard.“ — — —

— — „Si j'avais la force de me soumettre au supplice
„que la séparation de mon Gaspard me ferait souffrir; il y
„aurait toujours tant de raisons qui s'opposeroient à me rend-
„re la vie supportable sans lui: ma vieillesse, mes indispo-
„sitions; sans talens, née avec une nature paresseuse, aimant
„l'indépendance et peutêtre dénuée de tout par la perfidie
„du débiteur de mon mari! J'ay des parens et des amis
„d'une vertu rare et je rends graces à Dieu pour ce bon-
„heur inappréciable; je le sais, que d'avoir soin de mon
„existence serait une jouissance pour leurs ames nobles; mais

„en acceptant leurs libéralités je ferais tort à ceux qui sont „en état de mériter leurs bontés par leur utilité; je n'en „porterais pas moins pour leurs intentions la reconnaissance „dans mon coeur jusqu'à ma mort, car les intentions ont le „même prix pour moi, que les actions.“ — — —

— — „A ton aspect, mon cher Gaspard, je dépose tout „sentiment, toute pensée qui ne serait pas digne de toi; ton „souffle divin m'épure et tant que je suis à l'ombre de tes „regards, je me sens à l'abri des mauvais génies.“ — —

— — „Je est des dégrés infinis dans le sentiment. Oh „mon Gaspard, je sens si bien que je ne pourrais plus exis- „ter sans toi! Je crains cependant que ta cruelle vertu ne „me prive du plus grands des biens. Si tu ressemblais un „peu plus aux mortels, tu resterais plus longtems sur la „terre. „Mais ton sublime amour pour le genre humain usera „l'enveloppe de ta grande ame. Si je veux me faire une „idée de la divinité, je pense aux moments où tu avais le „bonheur ou de sauver la vie à quelqu'un, ou de soulager „un vertueux opprimé; alors tes traits étoient rayonnants „et les lignes de ton visage divinisées.“ — — —

Von solchen Gedanken und Empfindungen immer gefoltert, mußte Magdalene schweigen und anscheinend ruhig dem Kampfe zusehen, in welchem Schweizers Natur sich vollends abarbeitete.

In einzelnen Augenblicken, wo ihre stumme Verzweiflung vorherrschte, scheint der Gedanke an Selbstmord ihre verdüsterte Seele beschäftigt zu haben. Sie schrieb mir, nach ihrem Krankenlager, am 19. Mai: „malgré tous les soins que l'on prend de moi, je „ne tiens qu'à un fil, et si je n'étais pas si lâche, il y a „longtems que je serais partie de ce monde. Il y a des „suicides vertueux. Mais j'ay perdu tout courage et puis „mon cher Gaspard me retient.“

Mein Schwager, H. v. Reinhard, befand sich damals als außerordentlicher Botschafter der Eidgenossenschaft zu Paris. Er besuchte

Schweizern, so oft es seine Geschäfte zuließen; seine Anwesenheit war ein Trost für Magdalene und er berichtete von Zeit zu Zeit nach Hause, wie der Kranke immer schwächer werde.

Am 3. Juli, nachdem Schweizer den Gedanken aufgegeben, noch ein neues Darlehen zu suchen, womit er sich beschäftigt hatte, da das von Levrat erhaltene Geld schon auf die Neige gieng, fühlte er sein Ende herannahen, ließ den Notar holen, sein früher schon ausgefertigtes Testament eröffnen und dasselbe noch mit einem Codicill versehen, wodurch er Magdalenen, nebst ihrem eignen Vermögen, den lebenslänglichen Genuß des seinigen auf's neue zusicherte, seinem treuen Sekretair Freytag ein Legat von 15,000 Franken verordnete, welches aber erst nach vollständiger Bezahlung von Seite Swans in Kraft erwachsen sollte, und mich zum Vollzieher seines Testaments ernannte.

Wie mein Schwager, eben als das Codicill abgeschlossen worden, hereintrat, die darin enthaltenen Verordnungen billigte, dabei aber die wohlüberlegte Frage fallen ließ, ob Magdalene durch unbedingte Annahme des Testamentes vor Austrag der Sachen nicht gefährdet werden könnte, raffte Schweizer seine letzten Kräfte zusammen, richtete sich im Bette auf und rief: „si je doutais un moment de ma solvabilité, je préférerais de me jeter au fond de la mer avec toute ma fortune!“

Er glaubte wirklich überzeugt zu sein, daß ein großer Theil seines Vermögens noch gerettet werden könnte; denn Boyd hatte inzwischen dem widerspenstigen Swan so dringend zugesetzt, daß die Transaktion mit demselben abgeschlossen, am 4. Juli (1811) von beiden Theilen endlich unterzeichnet und Schweizer dadurch nicht bloß beruhigt, sondern in die heiterste Stimmung versetzt wurde.

Am 5. diktirte der Kranke mit schwacher Stimme an Swan: „mes „tristes moments commencent à être comptés et du jour au „lendemain j'ignore si j'existe. Mettez donc la main sur „le cœur et faites droit promptement aux plaintes que je „vous ay si souvent portées“, forderte dann seinen virginischen Ländertitel, von dessen Frau unterschrieben, für Magdalene und Sicher-

heit für seine bei jener in Boston zurückgelassenen Papiere. Aber Swan achtete nicht einmal auf die Bitten eines Sterbenden; dieser Bösewicht hatte seinen Zweck erreicht und seinen Gläubiger zu Tode gequält.

Schweizer athmete indessen unerwartet freier, wenn auch schwächer. Er fühlte alle Schmerzen von sich genommen; das Fieber hatte ihn verlassen und er begann sogar sich mit der Hoffnung zu täuschen, er werde nun wieder genesen und noch hienieden ein neues und besseres Leben beginnen. Aber dieses Gefühl von Wohlbehagen war bloß eine Folge des bereits überstandenen Todeskampfs; der innere Vulkan war ausgebrannt. In der Mittagsstunde des 9. Juli 1811 von den Banden des zusammensinkenden Körpers befreit, entfloh sein aufwärtsstrebender Geist aus einer Welt, die seinen Wünschen und Bedürfnissen nie genügt hatte.

Sein Athem war kaum gestockt, als, gleich einem Vampyr, einer seiner niederträchtigsten Schmeichler sich einstellte, um zu vernehmen, ob der Verstorbene kein Legat für ihn ausgesetzt habe.[44]).

Schweizers abgestreifte Hülle ward auf dem großen Kirchhofe seines Stadtviertels, an dem Fuße des Montmartre, den er einst im Schwindel seiner Freiheitsgefühle befestigen wollte, beigesetzt. Kein Stein bezeichnet die Stätte, wo seine Gebeine ruhen, bis dieselben einst in jenen unterirdischen Felsenhallen (die Katakomben von Paris) zu denjenigen der Millionen von Menschen gesammelt werden, welche, gleich ihm, sich über diesem großen Grabe in den Straßen, Palästen und Hütten einer leichtsinnigen Hauptstadt unter unbefriedigten Wünschen und luftigen Glücksträumen herumgetrieben, wie Mücken am Strahl der Abendsonne.

Seine Grabschrift aber hatte er sich selbst, und zwar schon am 16. Februar 1800 in Newyork in folgenden Zeilen aufgesetzt, welche beweisen, daß er doch in seltenen Augenblicken ruhiger Selbstbetrachtung sich und seine Schwachheiten besser kannte, als seine unüberlegten Handlungen vermuthen ließen:

Amyntors (mein) Epitaph.

„Hier liegt ein Thor, der im Arm Fortunas lag und es nicht wußt';
„Und sie nachher nur fern, flüchtig auf Felsgipfeln sah.

„Hunderte Fehler sind sie die Münze wohl eines Lasters?
„Hunderte Fehler trugst du, armer Amyntor, an dir!
„Freilich, in Tugend verliebt, strebst zu ihr du schwimmend hinüber,
„Aber dein Arm er war schwach und du ertrankst auf der Reis'.
„Für die Lebensmüh'n spann zu zart und zu seiden die Parze
„Ihm sein Fädchen: gezwirnt wär' es ein Faden gewest.
„Auch am beschneiten Parnaß lag hoch, spätreifend, sein Gärtchen,
„Aloen waren da viel, die vor dem Tode erst blüh'n.
„Freunde, wie Götter, die hatt' er — gab doch sein Gold noch für falsche,
„Wollte im Marmor oft Fleisch, wie Pygmalion seh'n;
„Fror am Sonnenstrahl, sucht' am Mond sich die Hände zu wärmen,
„Schuf sich zur Melancholie Wonne, und Honig zu Gall!
„Als er sank, noch seufzt' nach euch er, o Freundschaft und Hoffnung,
„Daß die, auch sterbend, ihn täusch', daß jene seiner gedenk![45])

Diese Verse sind hart, unmelodisch und voll Sprachfehler, wie alle, die er dichtete; aber wie zart gewählt die Bilder, wie rührend das Selbstbekenntniß eines edeln Menschen, der seine Fehler eingesteht, wenn er auch die Kraft nicht besitzt, sie abzulegen! Und diese Fehler bestanden doch größtentheils nur in einem Uebermaß von Vertrauen in alle Menschen, die seine Phantasie sich immer mit seiner subjektiven Gutmüthigkeit ausgestattet und besser träumte, als sie sind. Dieses grenzenlose Vertrauen und eine Liebe, deren Gluth ihre Nahrung in seinem innersten Leben fand, herrschten dergestalt bei ihm vor, daß weder das eine noch die andere je durch die bittersten Erfahrungen geschwächt werden konnten.

Ein ebenso unbegrenztes Vertrauen setzte er aber auch in sich selbst und in die vermeinte Fähigkeit, sich durch eingebildete Geistesüberlegenheit aus jeder, wenn noch so verzweifelten Lage, herauszuarbeiten. Er gefiel sich sogar in gefahrvollen Verhältnissen, die er vorsätzlich aufsuchte, um sich denselben nicht nur gewachsen, sondern darüber weit erhaben zu zeigen. Bei all' seinem Streben nach Anspruchlosigkeit, womit er die größten Opfer brachte, vermochte er diese Eitelkeit, ein Grundzug seines Charakters, weder zu erkennen, noch zu besiegen und sie war die Quelle, aus welcher alles Unheil stromweise hergeflossen ist, welches sein Vermögen, sein und Magdalenes Glück mit sich fortgeschwemmt hat.

Das Geistige in diesem sonderbaren Menschen war allerdings über

das Materielle erhaben, aber nicht durch folgerichtige Entwicklung seines Denkvermögens geregelt und seine physische Organisation stand niemals, wie schon Dr. Hotze bemerkt hatte, im Gleichgewicht mit seinem moralischen Willen. Ueber dem Ringen nach metaphysischen Zwecken vernachlässigte er die materiellen Hülfsmittel und beherzigte nie, daß, wer in der geistigen Welt leben und wirken will, des Irdischen dazu bedarf, so lang er noch auf Erden pilgert.

Seine Persönlichkeit wirkte im höchsten Grad verschieden. Alle exzentrischen Menschen fühlten sich lebhaft von ihm angezogen, die langsam und didaktisch fortschreitenden hingegen durch seine heterogene Natur abgestoßen. Diese letztern sahen nur seine Schattenseite und hielten ihn für einen bloßen Narren. Aber auch viele von jenen, die seinem Willen Gerechtigkeit widerfahren ließen, jedoch Begeisterung mit Lebensklugheit gepaart wissen wollten, trennten sich wieder von ihm auf dem Scheidepunkt, wo dieser Wille in zweckmäßige Handlung übergehen sollte, denn da hielt er die Prüfung niemals aus. Sein unberechneter Diensteifer war die Lockspeise aller Intriganten. Ich könnte noch manigfaltige Beispiele anführen, wie er von jeher betrogen worden und Menschen an den Pranger stellen, die mit seinen Lieblingsschwachheiten ihr frevles Spiel getrieben.

Wenn aber der nämliche Mann, von der einen Seite zuweilen durch glänzendes Aufblitzen seltner Genialität, von der andern wieder durch häufige und schülerhafte Mißgriffe in Erstaunen setzt, so läßt sich das psychologische Räthsel der ewigen Widersprüche zwischen seinem Wollen und Thun nur physiologisch lösen. Es gibt eine Beweglichkeit der Nerven, welche die Phantasie bis zu Platos göttlichem Wahnsinn steigert; eine Spanne weiter führt zu gemeinem Wahnsinn. Auf dieser schmalen Grenze zwischen beiden schwebte Schweizer so lang er lebte. Und wenn eine solche Anlage bei Vermischung organischer Bestandtheile in den Verzweigungen ganzer Familien mehr und minder bedingt, immer wieder ähnliche Erscheinungen zeigt, so dürfte wohl ein wehmüthiger Rückblick auf den unglücklichen Jacques und auf den, wenn auch im Fieber erfolgten Selbstmord einiger von Schweizers nahen Anver-

wandten auf die Grundursache seiner manigfaltigen Trugschlüsse hinleiten.

Sein Arzt Terreros versicherte auch, wenn das Geschwür in Schweizers Lunge den Pulsationen seines Gehirns in den letzten Jahren nicht als Gegenreiz die Waage gehalten, so wäre der Ausbruch förmlichen Wahnsinns unvermeidlich gewesen. Wie glücklich, daß er, bei so zerrüttetem Organismus, nicht länger dulden mußte und hienieden bebeschlossen und geendet! In höhern Regionen hat erst sein Geist den freien Spielraum finden können, der ihm auf dieser engen Welt versagt war.



49.

Schweizer hat mich zum Vollzieher seines Testamentes ernannt, wodurch ich genöthigt werde, nach Paris zu reisen. Magdalene scheint gefaßt bei innerlicher Verzweiflung. Auszüge aus ihren Schriften. Bei der Untersuchung der Geschäfte findet sich die größte Verwirrung. Das Beneficium inventarii muß begehrt werden. Unterredung mit dem Wucherer Levrat in dessen prächtiger Wohnung. Kampf mit Jeanneret über eine Leibrente, in welche seine Schuld verwandelt wird. Nach getroffener Einleitung für weitere Betreibung der Geschäfte kehre ich nach Zürich zurück. Hier möchte Bremond Zahlung von mir erhalten; Unterredung mit diesem.

Als ich durch meinen Schwager, H. v. Reinhard, unterrichtet war, daß Schweizer mich zum Vollzieher seines Testamentes ernannt, das heißt, mir seine Liquidation übertragen habe, erschrack ich über die Last, die mir, der ich in solchen Angelegenheiten gänzlich unerfahren war, dadurch aufgeladen wurde und schwankte zwischen dem Abscheu gegen die Entwirrung so verwickelter Geschäfte und dem Pflichtgefühl, für Magdalene zu sorgen. Das letztere überwog. Vier Tage nachdem ich die Nachricht von Schweizers wirklich erfolgtem Tode und eine Voll-

macht von dessen persönlichen Erben erhalten, war ich bereits auf der Reise und langte am 25. Juli in Paris an.

Wie sehr fand ich die gute Magdalene verändert! Fünfzehn Jahre früher sah ich sie noch als eine schöne, frisch aussehende Frau und jetzt wieder in den nämlichen Zimmern als ein sechszigjähriges, von Kummer gebeugtes, schwaches Mütterchen! Nur in ihren großen blauen Augen erkannte ich noch die sanfte wortlose Beredsamkeit, welche mit seelenvollen Blicken zum Herzen spricht. Sie war leidend im höchsten Grade und schien dennoch gefaßt. Sie schien es aber nur, denn in der Einsamkeit hauchte sie die rührendsten Klagen auf das Papier aus, wovon einige Proben hier folgen mögen:

„**Mon Gaspard a quitté cette vie! J'exprime avec son „nom mes souffrances, mes transports et tout ce qui remplit „mon ame, ma vie! Je pardonne aux hommes qui ont troublé „son repos et abrégé sa vie, parceque Dieu et Gaspard le „veulent ainsi. La vertu de mon Gaspard étoit idéale; peu „de mortels ont eu assez de tact pour le connaitre; ils ne „l'ont jugé que d'après ses manies, son originalité, sa négli„geance et ses peu de connaissances dans les affaires d'interêt „qui rétrécissent l'ame. Sa sublime bonté étoit toujours plus „prompte que sa prudence, il n'avoit rien à soi quand il „voyait des malheureux, il disoit qu'ils avoient tous des droits „sur sa bourse.“ ... „L'honneur le plus rigide dirigea les „sentiments de son ame, mais il n'en étoit pas moins indulgent „envers l'espèce humaine, parcequ'il connaissoit la source de „son imperfection. Il la plaignait, sachant que la perfecti„bilité ne pourra pas se généraliser sans un remède radical. „Son amour pour ses semblables étoit audessus de tout; de„puis vingt ans il sacrifioit la plus grande partie de son tems „et de sa fortune pour eux. Ce n'étoit pas pour sa gloire „qu'il travailloit, s'il y a un Dieu on n'a pas besoin de se „faire une réputation sur la terre, mais c'étoit dans l'espérance „de pouvoir démontrer à l'humanité souffrante qu'il y a une**

„route qui conduit au bonheur. La mort l'a enlevé avant „qu'il eut achevé son ouvrage. Il me disoit: j'aurai quitté „la terre avec tant de plaisir, si avant j'avais pu présenter „aux hommes tous les moyens infaillibles pour leur bonheur. „Oui, Madelène, j'aurois été le plus heureux des hommes! „Mais je sens que je n'ay plus que quelques jours à vivre et „je me résigne à la volonté de Dieu. Chère Madelène, prends „courage, nous nous réunirons bientôt!"

— — — „Et je vis encore! Mon Gaspard, sois donc, „si tu peux, mon intercesseur auprès de notre père éternel, „pour qu'il m'apelle par pitié auprès de lui et de toi! Ton „absence devient tous les jours plus funeste pour moi!" — —

„Si mon existence se prolonge encore, à quels périls ne „serais-je pas exposée, n'ayant pour compagne que le dés-„espoir!"

„Non, je ne pourrai pas longtems vivre sans mon Gas-„pard! Je le vois dans mes rêves; ses traits vertueux se „sont divinisés, je me suis mise à genoux pour l'adorer!"

„On tient à la douleur, quand la cause en est divine; „elle se change en volupté, quand on peut s'applaudir de ses „sentiments. — Si dans les premiers moments, après la perte „d'un être chéri on se trouve dans un certain calme, ce calme „provient d'un si grand saisissement, qu'il engourdit les or-„ganes; mais à leur reveil on a la faculté de reconnaitre la „réalité d'une perte immense; alors la playe n'en devient que „plus grave et elle est incurable!"

— — — „Dans ce lieu solemnel le poulx de la nature „s'arrète, il y regne un morne silence. A mesure que le „voile de deuil, qui couvre la voute azurée, se lève, mon „ame s'épanouit et se délecte à l'apparition de l'ombre qui „flotte sur l'aile des vents. Salut, ombre céleste! Salut, „ombre chérie de mon Gaspard! Salut, ombre suave! Par

„pitié ne disparais pas, sans m'amener avec toi! Hélas! déjà „tu n'es plus.“ — — — —

Die gute Seele, die sich nie mit Schweizers ökonomischen Angelegenheiten befaßt, wußte mir wenig Auskunft darüber zu geben; sie vermuthete bloß, daß dieselben schlecht beschaffen sein müßten. Für sich selbst war sie nie und immer nur dafür besorgt, daß seine Rechtschaffenheit anerkannt, seine Ehre gerettet werde. Sie jammerte öfters über die peinliche Aufgabe, welche mir zugefallen und hatte mir, wie ich schon unterwegs war, geschrieben, ich solle nicht selbst kommen und bloß meine Prokur ausstellen. Allein ich konnte deutlich sehen, wie meine Anwesenheit zu ihrer Beruhigung beitrug.

Als ich mir nun eine Uebersicht von Schweizers Nachlaß verschaffen sollte, verlor ich mich in einem Labyrinth, in welchem ich lange keinen Leitfaden fand.

In Folge der Transaktion vom 4. Juli, durch welche Swan alle Ansprüche auf Parker, die einzigen, welche bald wirkliche Baarschaft eintragen konnten, für sich allein behielt, während der Prozeß doch noch unter dem Namen der Agentschaft Swan & Schweizer, jedoch von nun an bloß auf Swans Kosten fortgeführt werden sollte, war Schweizers Forderung auf Swan von 2 Millionen 65 tausend Franken auf eine Million und zwei und dreißigtausend Franken herabgesetzt worden. Für diese letztere Summe hatte Swan 110 Wechsel auf seine Person unterschrieben, wovon 60,000 Franken im November 1812 in Paris, alle übrigen von einem Jahr zum andern in Boston, und die letzten erst im Februar 1822 zahlbar waren.

Von diesen Wechseln hatte Picquet auf der Stelle 546,646 Franken, Sir Walter Boyd für seine sechsjährige Bemühung 25,000 Franken von Seite Schweizers, dann eben so viel noch von obigem Antheil Picquets, und der Rechnungssteller Benquet 43,675 Franken erhalten. Für Magdalene und die Gläubiger Schweizers blieben also noch 416,679 Franken in Wechseln auf einen verhafteten Schuldner übrig. Dieses war das Ergebniß der Transaktion, die den Sterbenden noch beruhigt hatte!

Das Verzeichniß der amerikanischen Ländertitel lautete für Schwei=

zers Antheil noch auf 310,895 Acres, welche 328,349 Franken geschätzt waren; die meisten enthielten aber die doppelte Zahl Acres und Schweizer hatte den andern Theil nach und nach seinem Peiniger Picquet übertragen, an welchen Magdalene dadurch immer noch gebunden blieb [46]). Kein einziger dieser Titel war im Original vorhanden, kein einziger mit den erforderlichen Formalitäten versehen, seit sechszehn Jahren kein Heller an die Taxen dafür bezahlt worden!

Die übrigen ausstehenden Forderungen betrugen dem Anscheine nach ungefähr 91,300 Franken; sie waren aber so beschaffen, daß die meisten nur vermittelst langwieriger und kostspieliger Prozesse, theils in Amerika, theils in Europa geltend gemacht werden konnten. Ueber die wenigsten waren eigentliche Dokumente vorhanden.

An wirklicher Baarschaft fanden sich, nachdem die Beerdigungskosten bezahlt waren, bloß noch 1598 Franken 45 Centimes. Von entschiedenem Werth war nichts anderes da, als Mobilien, eine Büchersammlung von ungefähr 4000 Bänden, mittelmäßige Gemälde und Handzeichnungen nebst einigen antiken Büsten.

Die Schulden beliefen sich, mit Inbegriff von Magdalenes nicht mehr vorhandenem Weibergut, auf ungefähr 300,000 Franken.

Fortgeführte Rechnungsbücher fanden sich nirgends, und um einige Auskunft über seine ökonomischen Angelegenheiten zu geben, hatte Schweizer wenige Tage vor seinem Tode und aus dem Gedächtniß oberflächliche Angaben diktirt, die Freytag auf Umschläge schrieb, in welche abgerissene Zettel, die sich auf die Geschäfte bezogen, gelegt wurden.

Ich kann mir nicht versagen, wenigstens eines dieser Diktate hier anzuführen, um einen Begriff von den übrigen zu geben.

Schweizer hatte im Jahr 1806 einem verdorbenen Laboranten von Winterthur, Namens Goldschmied, der in Paris im nämlichen Haus mit ihm wohnte und dieses einst bei seinen chemischen Operationen beinah in Brand gesteckt hätte, 4500 Franken vorgestreckt und zugleich eine Art von Handelstraktat mit ihm geschlossen, um gebrannte Wasser, künstliche Weine und dergleichen verfertigen und die Waaren dann für gemeinschaftliche Rechnung verkaufen zu lassen. Es war aber seit fünf Jahren

noch kein Heller eingegangen und Schweizer diktirte folgende Worte über diese Anforderung:

„**Pacotille chymique de 3 à 4000 francs, dont on tirera „fumée ou un petit brin de métal pour réliquat. Il faut „tâcher de s'arranger de gré à gré avec ce brave (?) homme** [47]).“

Mit solchen Titeln versehen, sollte ich liquidiren! Mir schwindelte vor der Verantwortlichkeit, die ich über mich nahm und dennoch konnte ich, ohne Magdalene Preis zu geben, mich dieser Danaidenarbeit nicht entziehen, denn niemand anders wollte vor den Riß stehen. Zum Glück befand mein Schwager Reinhard sich noch in Paris, der mich mit gutem Rath und nöthigenfalls mit seinem diplomatischen Ansehn unterstützen konnte. Er hatte mir auch ein Zimmer in seiner Wohnung, **Hôtel Mirabeau, rue Napoléon**, eingeräumt.

Jeanneret wurde einberufen, da er allein noch über die ältern, von seiner Handelsverbindung mit Schweizer herrührenden Forderungen und Schulden Auskunft geben konnte. Er fand sich ein, kam und gieng abwechselnd, versprach mit vielen und großen Worten alles und mehr, als was von ihm verlangt wurde, hat aber im ganzen so viel als nichts geleistet. Meine beste Hülfe war und blieb immer der redliche Freytag mit dem hölzernen Bein.

Das erste, was gethan werden mußte, war, das Beneficium inventarii für Magdalene zu begehren. Ein braver alter Notar, Namens Le Cerf, besorgte dasselbe und stellte ein Inventarium auf, in welchem nur die wirklich vorhandenen und etwas werthen Gegenstände als: Mobilien, Bücher, Gemälde, Zeichnungen und dergleichen genau beschrieben und mäßig geschätzt, hingegen die Swanischen Wechsel (deren Einregistrirung allein eine große Summe gekostet hätte und wozu keine Baarschaft vorhanden war), die Ländertitel und alle übrigen Schuldforderungen als unsichere, größtentheils außer Landes wirksame Activa, bloß genannt, aber nicht geschätzt waren, damit niemand für ihre höchst zweifelhafte Versilberung verantwortlich gemacht werden könne.

Der Napoleonische Codex (s. **Sect. III du bénéfice d'inventaire, Art. 793—809** und **Sect. VII des éxécuteurs testamen-**

taires, Art. 1025—1034) dehnt die Befugniß der Curatoren einer Masse auf einen Grad der Willkür zu Gunsten dieser letztern aus, der ohne Zweifel häufige Betrügereien veranlaßt; hier aber dienten die gesetzlichen Formen zu rechtlichem Schutz einer unglücklichen Wittwe gegen ungerechte Verfolgungen; denn der größte Theil von Schweizers Gläubigern hatten seinen Leichtsinn benutzt, sich Titel gegen ihn zu verschaffen.

Ich fuhr und lief nun täglich vom Morgen bis zum Abend bei Hottinger, bei Boyd und Picquet, bei Advokaten, Prokuratoren und Notaren, bei allen Personen herum, von welchen ich mangelnde Belege, mündliche Auskunft oder zweckdienlichen Rath zu erhalten hoffte. Nur wer Paris, dessen Distanzen und die Schwierigkeit, seine Leute darin aufzufinden, kennt, der kann sich einen Begriff von dem Galeerenleben bilden, das ich hier führte und wofür mich nur Magdalenes dankbare Blicke und die seltenen Stunden entschädigten, die mir vergönnt war im Louvre zuzubringen, wo in der siebenhundert zwei und zwanzig Schritte langen Gallerie fünfzehnhundert Gemälde vom ersten Rang, in der hintersten Abtheilung von Raphael allein sechsundzwanzig, darunter die Verklärung auf dem Berge Tabor, zur Schau aufgestellt waren, und wo im Erdgeschoß in sieben ungeheuern Hallen die plastischen Kunsterzeugnisse des Alterthums, die Götter und Heroen Griechenlandes und Roms, als Trophäen Bonapartes und wie Grenadiere dicht aneinander gereiht, beisammen standen. Durch diesen ästhetischen Genuß, der mir aber nur wie auf den Raub zu Theil wurde, stärkte ich mich zum Kampf gegen das Gesindel, mit dem ich mich über Schweizers papierenen Nachlaß herumzubalgen hatte.

Der gefährlichste Gläubiger war der Wucherer Levrat; denn bevor dieser befriedigt war, konnte mit dem Ergebniß der Swanischen Transaktion, auf die er versichert war, nichts angefangen werden. Es mußte allem aufgeboten werden, denselben mit Swanischen Wechseln abzufinden. Er aber wollte nur baares Geld oder Papiere von unzweideutigem Werth, was wir nicht hatten, annehmen. Dieser Mensch, der in seiner Jugend Aufwärter (garçon) in einem Kaffeehause zu Lyon gewesen, sich über die Revolution, der Himmel weiß wie! bereichert und zweimal

Bankerott gemacht hatte, stand auf den Registern der geheimen Polizei als **Escroc** (Gaudieb) verzeichnet. Demungeachtet mußte, da er das Messer in Händen führte, ein gewisser Grad von Anstand gegen ihn beobachtet werden, um ihn nicht zu reizen. Wie ich einst verabredet, ihn mit Jeanneret in seiner Wohnung, **Rue de Provence No. 36** zu sprechen, wurden wir durch drei mit kostbaren Teppichen, Spiegeln, Leuchtern, Porzellanvasen und Mobilien von Marmor und Mahagoniholz ausgeschmückte Vorzimmer eingeführt und von ihm in einem Saal empfangen, von dessen hoher, gewölbter, mit zierlichen Arabesken ausgemalter Decke das Licht auf eine Sammlung von Originalgemälden guter Meister fiel; wo ein Flügel und eine reichvergoldete Harfe von Erard prunkten und längs den Wänden mit Seidenstoffen elastisch bepolsterte Divans zum sitzen einluden; alles, und bloß in kleinerem Maßstab, wie zu Malmaison in der Gallerie der Kaiserin Josephine.

Hier mußte ich mit diesem Schurken, den ich lieber geprügelt hätte, in den glatten Formen französischer Höflichkeit unterhandeln. Als ich ihm bemerkte, daß mir wohl bekannt sei, wie Schweizer nur 30,000 Franken und auch diese bloß in Effekten, die große Einbuße erlitten, von ihm erhalten, und wir doch geneigt wären, ihm die verschriebenen 67,200 Franken, aber in Swanischen Wechseln auf lange Sicht zu erstatten, so hatte er die Stirn, es nicht zu leugnen, daß er nicht die Hälfte der Summe, auf welche Schweizers Wechsel lauteten, geschossen, seinen heillosen Wucher aber unter dem Vorwand zu beschönigen: da Schweizer kein Geld für die Betreibung seiner Geschäfte besessen, so habe ihm dieser gegen Unterstützung einen Antheil an seinen Forderungen auf Swan zugesichert. „**En reconnaissance des moyens que je lui ay fourni „pour continuer ses poursuites, il m'a donné un intérêt dans „cette affaire**“, sagte er und weigerte sich dennoch, das Ergebniß dieser Forderung anzunehmen. Wie Jeanneret einmal zur Unzeit hitzig werden und sich ein wichtiges Ansehen gegen Levrat herausnehmen wollte, erwiederte dieser mit einem nachlässig vornehmen Lächeln: „**je vous prie, „Monsieur, de ne pas oublier, qu'en affaires on ne se fâche „jamais.**“ Es konnte diesmal noch nichts abgeschlossen werden.

Mit unsäglicher Mühe schied ich die Mehrzahl der Geschäfte, die keinen Erfolg mehr versprachen und von Grund aus verdorben waren, von denjenigen, die vielleicht noch etwas ertragen konnten. Alle die erstern betreffenden Papiere legte ich bei Seite; so auch die Unzahl literarischer Projekte, an welche Schweizer seine besten Kräfte nutzlos verschwendet hatte. Seine größtentheils durch den fleißigen Freytag in's reine geschriebenen und alphabetisch geordneten Excerpte für seine „Civilisation" füllen allein achtzehn faustdicke Quartanten, welche wenigstens 10,000 Franken gekostet haben, wenn die Besoldung und der Unterhalt des Sekretairs in Anschlag gebracht werden. Es sind mitunter seltene Sachen dabei, die aber schwerlich irgend einem Gelehrten noch dienen könnten, wenn ein solcher nicht gerade den nämlichen Zweck wie Schweizer zu verfolgen gedächte. Und anderes hatte er noch nicht zu Stand gebracht, um eine fixe Idee auszuführen, womit er sich länger als zehn Jahre beschäftigte.

Diejenigen Angelegenheiten, welche noch nicht ganz aufgegeben wurden, übertrug ich mit den nöthigen Anleitungen dem gewissenhaften Freytag, um solche mit ihm durch Briefwechsel zu betreiben, damit ich nicht Jahre lang in Paris bleiben müsse. Der Baron Hottinger versprach mir, einen seiner Freunde in Amerika, John Keating Esq. in Philadelphia, mit Untersuchung und möglichster Benutzung der Ländertitel zu beauftragen. Die Bibliothek, die Sammlung von Kunstsachen und was sonst noch entbehrlich war, wurde nach gesetzlicher Vorschrift durch einen „commissaire priseur" öffentlich versteigert und 6458 Franken daraus gelöst. Mit dieser Summe konnte Magdalene einige Zeit ihre Ausgaben bestreiten, allein es mußten für die Zukunft noch andere Vorkehrungen getroffen werden und dieses war mein Hauptaugenmerk.

Schweizer hatte ihr schon längst Jeannerets Verschreibung für 50,000 Franken als ihr Eigenthum übertragen; es war aber nicht zu vermuthen, daß der Schuldner je sich im Stand befinden möchte, diese Summe nebst den seit achtzehn Jahren aufgehäuften Zinsen zu entrichten. Dagegen hatte mir Schweizer schon im Jahr 1809 berichtet, wenn alles

fehlen sollte, so könnte Magdalene doch von dem 2500 Franken betragenden jährlichen Zinse dieses Capitales leben. Dieser Zins müsse alsdann von Jeanneret gefordert, ihm aber das Capital erlassen werden. Er hatte auf seinem Sterbelager sich noch in diesem Sinne gegen Jeanneret geäußert und dieser alles mögliche versprochen. Es war auch damals verabredet worden, ihm das Capital unter der ausdrücklichen Bedingung zu schenken, daß er sich für den Zins dieser Summe in Form einer Leibrente gegen Magdalene auf's neue verschreibe. Nun sollte sich zeigen, ob er Wort zu halten gesinnt sei.

Ich erinnerte ihn an diese Abrede; ich bewies ihm, wie höchst wahrscheinlich für Magdalenes Unterhalt nichts anderes mehr als jene 2500 Franken jährlicher Einnahme übrig bleiben dürfte, und er betheuerte mir dagegen, daß er seine Verpflichtung als eine heilige Schuld betrachte. Er werde alles und mehr thun, als er versprochen. Schweizer sei sein liebster Freund gewesen; es hätten Verhältnisse auf Leben und Tod unter ihnen geherrscht. Sie seien auch nach der Auflösung ihrer Handlungsgesellschaft „associés sur parole" geblieben, in dieser Beziehung wäre er berechtigt, seinen Antheil von allem zu begehren, was Schweizer seither in Amerika erworben (!); bei der jetzigen Lage der Sachen würde er sich aber nicht anmaßen, daran nur zu denken. Es sei ihm viel Böses nachgeredet worden; allein ich würde ihn erst in der Folge besser kennen lernen. Jetzt befinde er sich in einer bedrängten Lage. Die Geschäfte giengen schlecht; viele seiner frühern Gläubiger hätten ihm auf's neue zugesetzt und sein einziger noch lebender Oheim von Grandson, ein guter alter und reicher Mann, der sich wirklich in Paris befand, sei eigens hergekommen, um ihm beizustehen. Er habe diesem seine Bilanz vorgelegt, jener 50,000 Franken aber aus besondern Gründen dabei nicht erwähnt. Ich solle ihm nur Zeit lassen; es werde sich alles geben, und dergleichen leere, mitunter hochtrabende Worte mehr.

Damit war aber weder Magdalenen noch mir gedient. Ich redete ihm täglich zu, seine mündlichen Verheißungen durch eine Akte zu bestätigen. Allein er wußte immer auszuweichen. Bald fand er sich beleidigt, daß ich seinen Worten keinen Glauben beizumessen scheine; bald hatte er

nicht Zeit, sich zu seinem Notar zu verfügen und schlüpfte mir wie ein Aal aus den Händen. Ich durfte ihn nicht geradezu vor den Kopf stoßen, indem wir, in Ermanglung anderer Grundlagen für die Beleuchtung alter Geschäfte, ihn nicht entbehren zu können glaubten, und dennoch rückte der Zeitpunkt meiner Abreise heran. Ich wußte, daß wenn ich Paris verlassen würde, ohne diese Angelegenheit in's reine gebracht zu haben, nichts mehr erhältlich sein würde, und Jeanneret im schlimmsten Fall seine verjährte Schuld unter dem Vorwande der Praescription ablehnen könnte; denn wer in Frankreich den gültigsten Titel besitzt, aber nicht beweisen kann, daß er, vor Abfluß von zehn Jahren, demselben gerichtlich gerufen, was nie von Schweizer gegen Jeanneret geschehen war, der hat durch diese Versäumniß seine Rechte eingebüßt. Ich folgte ihm nunmehr wie sein Schatten und setzte ihm durch bloße Anregung seiner Eitelkeit, so beharrlich zu, daß er mir ein paar Mal Tag und Stunde bestimmte, wo wir uns zusammen zu seinem Notar Boilleau, rue Richelieu Nr. 45, verfügen sollten. Dieser letztere war indessen von Jeanneret, der mich um jeden Preis gern losgeworden wäre, wohl unterrichtet; es war ihm mehrmals nicht gelegen, uns zu empfangen und er setzte mir, mit Jeanneret einverstanden, alle möglichen rabulistischen Schwierigkeiten entgegen. Ich ließ mich aber nicht irre machen und endlich begaben wir uns den 29. August zu dem Notar.

Hier begehrte ich, was zuvor schon verabredet worden, daß nämlich die Obligation von 50,000 Franken fortbestehen, als Spezial-Hypothek für die Leibrente eingesetzt werden, in Ermanglung dieser letztern wieder zu voller Kraft erwachsen und Jeanneret nicht bloß für seine eigne Person, sondern auch für seine Erben, im Fall er vor Magdalene sterben würde, sich zu pünktlicher Bezahlung der Rente verschreiben und erst nach Magdalenes Tod die Obligation ihm oder den Seinigen als erloschen zurückgestellt werden sollte. Er wand sich wie ein Wurm und Boilleau versuchte mir jeden Punkt streitig zu machen. Ich blieb aber fest auf meinem Satz mit der Bemerkung, da Magdalene wahrscheinlich nicht mehr lange leben würde, so dürfe H. Jeanneret sich glück-

lich schätzen, eine Summe von 50,000 Franken vermittelst ein paar Jahrzinsen auszulösen. Wüthend über meine Beharrlichkeit platzte er endlich mit der schamlosen Behauptung heraus, da seine Verschreibung aus einer Zeit herrühre, wo alle Geschäfte in Assignaten gemacht worden und diese damals sehr wenig gegolten, so könnte er vor den Gerichten die 50,000 Franken auf beinahe den zehnten Theil ihres Namenwerthes herunter setzen lassen! Zum Glück behielt ich, auf das Schlimmste von seiner Seite gefaßt, die nöthige Kaltblütigkeit, ihn jetzt nicht zu behandeln, wie er es wohl verdient hätte, und erwiderte ihm trocken, wenn er wirklich gesinnet wäre, sich einer Maßregel zu bedienen, die während der Revolution sonst nur von gewissenlosen Leuten, welche ihre Schulden gern vermittelst einer Handvoll werthloser Papiere abschütteln wollten, benutzt worden sei, so bleibe mir nichts weiter übrig, als mich sogleich zu seinem braven Oheim zu verfügen und mir diesen Ehrenmann zum Schiedsrichter unserer Streitfrage zu erbitten.

Jetzt war Jeanneret geschlagen und gieng mit verbissnem Grimm alle meine Forderungen ein. Dreimal jagte ich ihn vom Notarius zu Magdalene, die eine volle halbe Stunde abwärts wohnte, hinaus und wieder zurück, um Papiere und Unterschriften zusammen zu treiben und wich dann nicht von der Stelle, bis ich die Akte in gehöriger Form in meine Gewalt bekam. Die ganze Unterhandlung hatte über sieben Stunden gedauert. Der Notarius war eben so wild auf mich, wie Jeanneret selbst und die Schreiber lachten auf den Stockzähnen. Ich bekümmerte mich nicht darum; ich hatte meinen Zweck erreicht.

Dieses ist bloß ein Müsterchen der unendlichen Plackereien, welche ich damals auszuhalten hatte.

Nunmehr durfte ich Paris ruhig verlassen; alles, was von mir abhieng, war daselbst eingeleitet. Magdalene versprach mir, nach Zürich zu ziehen, sobald sie ihre Einrichtungen getroffen. Am 2. September reiste ich wieder nach Hause.

Hier hatte ich einen ausgebreiteten und beschwerlichen Briefwechsel über diese Angelegenheiten zu führen, die Freytag mit musterhafter Treue und Pünktlichkeit besorgte.

Im folgenden Winter stellte Bremond, der wegen seinem Glashandel alle Jahre nach Zürich kam, sich bei mir ein, um den Betrag seiner Wechsel auf Schweizer von mir zu verlangen. Ich machte ihm wenig Hoffnung, bezahlt zu werden und trat lange nicht in nähere Umstände ein. Wie er nun allmählig etwas dreister wurde, das Inventarium zu sehen verlangte, nach Ländertiteln fragte und seine Rechte unter allerlei Formen geltend machen wollte, bemerkte ich ihm, die Wechsel als solche erwähnten zwar keines Ursprungs dieser sogenannten Schuld, derselbe sei mir aber sehr wohl bekannt und Schweizer ein Thor gewesen, dergleichen zu unterschreiben. Ich müsse mich nur wundern, daß er, dem Schweizer das Leben gerettet, sich noch einfallen lasse, auf Rückbezahlung einer Summe zu beharren; die gar nicht ihm, sondern dem französischen Hof gehört habe und im Strudel der Revolution verschlungen worden sei. Er möchte mir doch sagen, welch ein Recht er darauf zu haben glaube. Da wurde der Schächer beschämt und kleinlaut, gestand es ein, daß Schweizer sehr edelmüthig gegen ihn gehandelt; meinte aber doch, als ein treu gebliebener Unterthan seines angebeteten Königs habe er ein näheres Recht, als jener, den unglücklichen Ludwig XVI. zu beerben! Ich erwiderte ihm, da Schweizer den Ueberrest der geheimen Kasse weder empfangen noch für eigene Rechnung benutzt, so möge er denselben von Jeanneret oder Picquet zurückfordern; von mir würde er nichts erhalten, zumal ich auch keinen Franken zu geben hätte.

Bremond steckte seine Wechsel ein und führte sich wieder ab.

59.

Magdalene verläßt Paris und zieht in ihre Vaterstadt zurück. Wie sie hier sich wieder gewöhnt und was noch ihre Hauptsorge bleibt. Sie wird von einer Brustkrankheit befallen. Ihr Krankenlager; ihre Ergebung. Sie stirbt am 26. Januar 1814.

Ein Jahr nach Schweizers Tode traf Magdalene Anstalt, Paris zu verlassen. Jeanneret hatte vergebens getrachtet, sie zu bewegen, bei ihm in Senlis zu wohnen, unter dem Vorgeben, daselbst mit der zärtlichsten Freundschaft für sie besorgt sein wollen. Er hätte sie dort wahrscheinlich lieber „à la fortune du pot“ zu Tode füttern, als ihr jährlich 2500 Franken bezahlen mögen. Allein sie wußte wohl, daß, wenn auch alle übrigen Hülfsmittel nicht ausreichen würden, Zürich der sicherste Zufluchtsort für sie wäre. Wenn auch ihr Herz mit manigfaltigen Erinnerungen an Paris hieng, so ungern sie sich auch von ihren Freundinnen Clô=Frescarode und Du Petitthouars, die sie fast nicht wollten wegziehen lassen, und von andern guten Menschen ihrer nähern Bekanntschaft trennen mochte, so vereinigten sich doch alle Umstände, ihr einen längern Aufenthalt daselbst zu erschweren. Es wurden ihr von Seite der Gläubiger und Schuldner mancherlei Zumuthungen gemacht, die sich schriftlich und, hinter mir, als ihrem Geschäftsträger, geborgen, aus der Ferne leichter, als in persönlicher Anwesenheit ablehnen ließen. Sie wollte nur noch die Ankunft Joel Barlows erwarten, der als Gesandter der vereinigten Staaten nach Paris kommen sollte. Schweizer hatte diesem bereits ein Jahr vor seinem Tode, viele Aufträge gegeben, mit Swans Frau zu unterhandeln, die bei derselben liegenden Schriften und Ländertitel in Empfang zu nehmen und mit nach Europa zu bringen und dergleichen mehr. Magdalene hoffte zuverlässig auf günstigen Erfolg von den Bemühungen eines so angesehenen Mannes; allein sie ward auch hier wieder getäuscht. Barlow und seine Gemahlin, welche letztere Magdalenen öfters die schönsten Briefe geschrieben und sie darin immer nur „ma douce amie“ genannt, hatten nicht nur nichts für sie gethan, sondern brachten, wie beide endlich in Paris anlangten,

alle Papiere und Vollmachten, wovon sie in Schweizers Angelegenheiten zu Boston hätten Gebrauch machen sollen, unbenutzt, einige davon sogar noch unentsiegelt zurück, wohnten wochenlang auf Daniel Parkers Landgute Draveil unweit Paris und unterhielten selbst noch Gemeinschaft mit dem verhafteten Swan.

So vielfach betrogen, verließ Magdalene endlich, nachdem sie den treuen Freytag verabschiedet und ihre Mobilien noch leidlich veräußert, das Land der Täuschungen, und langte mit ihrer Magd Victoire[48]) am 22. Juli 1812 im Beckenhofe an, wo sie von den Beschwerden der Reise ausruhte und dann am 1. August eine kleine Wohnung in Zürich, „hinter Zäunen“, bezog, die ich für sie gemiethet und mit Hülfe meiner Frau so bequem als möglich eingerichtet hatte.

So war sie nun, in beschränkten Vermögensumständen, alt, schwach und lebensmüde, dahin zurückgekehrt, von wannen sie jung, schön, reich und unter den glänzendsten Aussichten fortgezogen[49])! Wie verschieden waren jetzt ihre Verhältnisse in Vergleichung mit denjenigen, unter welchen sie einst hier zu leben gewohnt war! Und dennoch fügte sie sich mit sanfter Hingebung in diese Veränderung. Schweizers Andenken blieb ihr immer theuer und heilig; kein Wort der Klage über seine Verirrungen kam jemals über ihre Lippen.

Jeanneret, gebunden durch den förmlichsten Vertrag, bezahlte ihr richtig alle sechs Monate 1250 Franken. Mit dieser Summe und aus den Zinsen des an Capital gelegten Erlöses ihrer Parisermobilien konnte sie, oder vielmehr Victoire, die Kosten ihrer kleinen Haushaltung reichlich bestreiten und sogar noch etwas bei Seite legen. Magdalene bekümmerte sich nicht um die Ausgabe und ließ jene, bei der sie an der Kost zu leben schien, in allem nach Belieben schalten, und das um so ruhiger, als Victoire ihr wirklich treu ergeben und von einem mehr als gewöhnlichen Ehrgefühl belebt war.

Ihre ehemaligen Freunde und Bekannten besuchten sie häufig und bezeugten ihr eine Theilnahme, die bald ihre frühern Vorurtheile gegen ihre Mitbürger ausgelöscht hatte. Meine Frau und ich brachten beinahe täglich ein paar Stunden bei dem lieben Mütterchen zu. Ihre Unter-

haltung war äußerst anziehend; sie hatte so viel gesehen, beobachtet und erlebt und war von Natur gesprächig. Ihre Schilderungen von Menschen und Ereignissen waren treffend und noch immer originell. Mitunter konnte sie sogar noch muthwillig sein und Schwänke erzählen. Ihre Liebe zu mir, zu meiner Frau und meinen Kindern hatte den Charakter mütterlicher Zärtlichkeit angenommen. In meinem Leben habe ich kein so dankbares Gemüth gesehen.

Ihre einzige Sorge war noch die Ehrenrettung ihres Mannes. Ich legte ihr öfters Rechenschaft von dem Gang der Geschäfte ab, wovon sie aber wenig verstand. Die schlimmen Berichte, welche fortdauernd, zumal aus Amerika, anlangten, verhehlte ich ihr so viel als möglich. Sie hatte indeß mein Gesicht so gut studirt, daß sie mir immer an den Augen ansah, was etwa vorgefallen sein mochte. Jedoch genoß sie wenigstens den Trost, den Wucherer Levrat und Pommaret, einen Gläubiger aus der frühern Epoche, beide zusammen mit 102,994 Franken Swanischer Wechsel bezahlt und abgefunden zu wissen. Von diesen Wechseln besaß sie noch für 352,277 Franken; die verfallenen hatten bereits, wie zu erwarten gewesen, protestirt werden müssen.

Was die gute Magdalene am meisten kränkte, war die Unmöglichkeit, den Maltheserritter de Witry zu befriedigen. Seine Existenz war durch Akten bestätigt, woraus hervorgieng, daß er schon längst in den Orden der Jesuiten getreten und sich als Vorsteher einer Missionsanstalt zu Odessa befinde. Sie schrieb nun selbst an ihn, schilderte ihm ihre Lage, bat ihn um Geduld und erhielt eine Antwort, die wenigstens von seiner Gutmüthigkeit zeugte. Er äußerte sich nämlich, mit 8—10,000 Franken einstweilen vorlieb nehmen zu wollen, welche Summe er aber für die Unterstützung seiner Gemeinde dringend bedürfe. Zum Schluß erinnerte er Magdalenen mit Beziehung auf ihren ketzerischen Glauben an das Heil ihrer Seele und schien sie in den Schooß der allein selig machenden Kirche hinüberziehen und bekehren zu wollen. Allein sie konnte ihm ebensowenig das verlangte Geld schicken, als sich entschließen, in ihren alten Tagen noch katholisch zu werden [50]).

Magdalene hatte nun siebenzehn Monate in der Heimat gelebt, sich wieder vollkommen an die hiesigen Sitten gewöhnt und nur den Gebrauch des Zürcher Idioms nicht mehr erlangt, wie sie überhaupt lieber französisch sprach, als deutsch. Ihre Freunde hofften die zutrauliche Seele noch lang in ihrem Kreise zu besitzen; allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen.

Am 3. Januar 1814, nachdem sie einen vergnügten Tag bei der Familie Meister zugebracht, wurde sie plötzlich von einem Brustfieber befallen und bald so schwach, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Nach Verfluß weniger Tage fühlte sie deutlich, wie sie dem Tode entgegenreise. Sie litt an heftigen Brustkrämpfen und physischer Beängstigung und fand weder Schlaf noch eine erträgliche Lage in ihrem weichen Bette. Ihr Athem war gepreßt, sie konnte mit schwacher Stimme kaum noch sprechen. Sobald aber eine Leidenspause eintrat, zeigte sie eine himmlische Ruhe und Heiterkeit des Geistes. Je schwächer sie wurde, desto liebevoller äußerte sie sich gegen meine Frau und mich, da wir sie so wenig als möglich verließen. Sie schien unsere Gegenwart zu wünschen und unruhiger, wenn sie niemand von uns beiden sah. Andere Besuche lehnte sie meistens ab, oder empfieng dieselben nur für Augenblicke.

Eines Nachmittags brachte Victoire Kaffee. Sie begehrte davon auch eine Schale, indem sie mit freundlich lächelnder Bedeutung sprach: „**mes amis, ce sera la dernière communion que je prendrai** „**avec vous!**“ Dann sagte sie: „**je me réjouis tant de mourir!** „**C'est une longue agonie, mais une douce espérance. Vous** „**m'aidez à monter là-haut.**“

Sie gedachte aller Menschen, welche ihr in der Vaterstadt Liebe und Theilnahme bewiesen und trug uns Grüße an alle, vorzüglich an meine Schwester auf. „**Faites lui bien mes remercimens**“, wiederholte sie öfters, und dann: „**serrez vos enfans pour moi à votre ame!**“ Hierauf ließ sie sich Schweizers in Amerika von Sharples gemaltes Bildniß reichen und eignete dasselbe meiner Frau mit den Wor-

ten zu: „le portrait de Gaspard, vous ne le liasserez jamais sortir de vos mains!“

Ihr Oheim, der alte Rathsherr Lavater, dessen Wohnung an die ihrige grenzte, besorgte sie mit rührender Sorgfalt als Arzt. Eines Abends befand ich mich mit ihm allein bei ihr, wie sie eben von einem so heftigen Brustkrampf überfallen wurde, daß wir beide befürchteten, sie würde in diesem Paroxismus den Geist aufgeben. Lavater rieb sich eilfertig die Hände mit einem Spiritus ein, glitt mit der Linken unter ihren Rücken, die Rechte hielt er über ihre Brust, indem er so zwei entgegengesetzte Pole bildete. Nach einer Weile athmete Magdalene augenscheinlich beruhigt auf, rühmte sich, wie alle krampfhaften Schmerzen plötzlich von ihr gewichen und verfiel gleich nachher in einen sanften erquickenden Schlummer. Wir zogen uns, um sie nicht aufzuwecken, in eine entlegene Ecke des Zimmers zurück und hier fragte ich Lavatern leise, wie es ihm gelungen sei, die Kranke so schnell zu beruhigen. „Durch meinen festen Willen, ihr zu helfen“, erwiederte er, und bestätigte meine Vermuthung, daß er sie magnetisirt habe. Wie ich nun weiter fragte, durch welches Medium sein moralischer Wille, zu physischer Thatkraft geworden, sich dem Organismus der Leidenden mitgetheilt habe, ließ er sich über die Natur des Magnetismus tiefer ein; aber vieles blieb mir unverständlich und anderes schien mir bei all meinem Vertrauen zu dem ehrwürdigen Greise kaum glaublich. Ich mußte es dahingestellt sein lassen. Inzwischen war mir hier die wohlthätige Wirkung dieses einzelnen Experimentes, des ersten, von dem ich Augenzeuge gewesen, durch den Erfolg unwiderlegbar erwiesen.

Leider vermochte die Kunst weiter nichts mehr, als bloß noch die Auflösung der Kranken zu erleichtern. Speisen vertrug sie keine mehr und erquickte sich nur mit dem ausgedrückten Safte der letzten Weintrauben, die noch aufzutreiben waren und den sie, mit Zucker vermischt tropfenweise einschlürfte. Fühlte sie Durst, so lispelte sie: „donnez-moi quelque chose“, und fragte man, was sie verlange, so erwiederte sie, wie ein gutes unpäßliches Kind: „quelque chose de bon“; das war Traubensaft gemeint.

Später, und wie ihre Kräfte immer mehr abnahmen, beschäftigte sie sich in ihren Phantasien mit Schweizer. „Je l'ay vu sur une belle étoile“, vertraute sie uns freudig, „cette nuit cette belle „étoile me fit signe de venir à elle. Oh, je l'ay vu!“

Wie wir still an ihrem Bette saßen und sie wehmüthig anblickten, sagte sie: „je vois en vous ce que vous sentez pour moi, je „le vois bien. je n'ay plus la force de vous dire ce que je „sens pour vous, mais je le prendrai avec moi dans l'autre „monde. — Je vous attendrai dans ces belles régions, mais“, fügte sie lächelnd hinzu, „venez y bien tard!“ und nach langen Pausen viele solcher freundlicher Reden mehr, die meine Frau alle aufgeschrieben hat. Ihre Fieberträume müssen lieblich gewesen sein, denn öfters glaubte sie aus der Ferne Aeolsharfen zu hören und sprach, indem sie mit ihren großen blauen Augen umherblickte: „de quel côté va cette harpe? C'est une si belle mélodie!“

Wer mit so ruhigem Gemüthe sterben und sich im Scheiden noch mit solchen Bildern beschäftigen kann, muß reines Herzens gelebt haben.

Die letzte Nacht war sehr beängstigend. Sie hatte wieder heftige Krämpfe, war gar nicht bei Sinnen und schien unendlich viel, aber bloß körperlich zu leiden. Wie sie gegen 9 Uhr des Morgens ganz verstört, doch mit Bewußtsein die Augen wieder aufschlug, waren ihre Züge entstellt, ihre Blicke unstät und sie verwunderte sich, noch hienieden zu sein.

Allmählig ward sie ruhiger und schwächer. Ihre letzten Worte an meine Frau waren: „je serai toujours avec vous, toujours!“ Gegen 2 Uhr, am Nachmittag des 26. Januars 1814, entschlummerte sie, um nicht wieder zu erwachen.

Wohl ihr, daß sie, vor den Mühseligkeiten des Lebens geborgen, ihrem verewigten Gatten bald nachfolgen und nicht hienieden verweilen durfte, um zu sehen, wie dessen schönste Hoffnungen für ihren Wohlstand, eine nach der andern, sich wie Seifenblasen in leeres Nichts auflösten! Wohl ihr, daß ihr zarter schwächlicher Körper, durch höheres Alter vollends entkräftet, ihren Geist, der sich nach der ewigen Heimat sehnte,

nicht länger in drückenden Banden gefangen hielt! Sie starb so gern, so ruhig, so unbeschreiblich heiter!

Sie hat auch nicht vergebens gelebt. Sie hat des Guten viel und anspruchlos im Stillen ausgeübt, ihr besseres Selbst im Drang der Widerwärtigkeiten geläutert und gehoben und dadurch ihre irdische Bestimmung erfüllt. Sollte wohl an ihrem Grabe noch von ihren geringen Fehlern gesprochen werden? Selbst diese waren liebenswürdig, sie schadeten keinem Menschen und fanden ihre Entschuldigung in und durch sich selbst. So wie sie war, ein Bild der sanften Weiblichkeit, Geduld und kindlich treuer Liebe, wird Magdalene mir ewig unvergeßlich bleiben!*)

*) Im Heß'schen Manuscript folgt hier noch ein kleiner Anhang über die Beseitigung der Geschäfte, der, als unwesentlich und das schöne Gesammtbild eher störend, füglich übergangen werden darf. Daraus ergibt sich, daß der Fluch auch noch auf der Schweizer'schen Erbschaft lastete und einen der Erben sogar in's Zuchthaus brachte. Von verneherein konnte sich der Liquidator überzeugen, daß aus dem Nachlaß, der bloß in zweifelhaften Papieren bestand, mit aller Anstrengung und Umsicht kein Ergebniß herauszubringen war, welches J. C. Schweizers Gläubiger befriedigen, Magdalenens Vermögen wieder herstellen und den Erben noch etwas übrig lassen würde. Diese letztern verzichteten auch förmlich auf alle Ansprüche. Die ausstehenden Forderungen waren ohne weitläufige und theure Prozesse in Paris und Amerika nicht zu behaupten. Ueber die Masse wurde nach Züricher Gesetzen verfügt. Weder von den europäischen noch von den amerikanischen Schuldnern war etwas erhältlich. Die virginischen Ländertitel stellten sich als völlig werthlos heraus, da alle legalen Formalitäten für deren Rechtsgiltigkeit versäumt worden waren. Einen alten Schuldner Schweizers St. Didier (S. 97) führte der Zufall nach Zürich, ebenso traf der Schwindler Jeanneret hier ein, der als Handelsgenosse Schweizers von den Verwandten Witrys für das Capital von 20,000 Franken verfolgt wurde. Nach weitläufigen Erörterungen verstand sich St. Didier endlich zu einem Opfer, indem er 25,000 Franken hergab, womit Witry befriedigt werden konnte. Jeanneret starb 1817 mit Hinterlassung schwerer Schulden. Sein Oheim in Grandson allein verlor 400,000 Franken an ihm. 1816 sollte endlich vom Stadtgericht über die Schweizer'sche Masse entschieden werden. Am Konkurstage meldete sich von den Gläubigern niemand, als der Spitzbube Bremond, der abgewiesen wurde. Die Masse wurde darauf am 15. Mai den Erben

Magdalenens als Entschädigung für das Vermögen derselben zugesprochen, ohne daß Schweizer insolvent erklärt werden mußte, indem von keiner Seite diese Maßregel begehrt worden war. Dadurch „wurde gewissermaßen die Fahne über des ehrlichen und unglücklichen Schweizers Grab geschwungen." — Swan hatte inzwischen seinen Prozeß mit Parker gewonnen hoffte die Freiheit zu erlangen und wandte sich u. a. auch an D. Heß, um zu unterhandeln. Die Wechsel auf ihn konnten um fünfzehn vom hundert ihres nominellen Werthes losgeschlagen werden und giengen in den Besitz eines andern philanthropischen Schwärmers und Projektmachers, des Grafen Sigismund Ehrenreich von Redern über, dem Swan aus der Gefangenschaft einen großen Theil seiner amerikanischen Ländertitel aufgeschwatzt hatte und den der heimtückische Schwindler ebenfalls zu Grunde richtete. Swan aber wurde von seinen Gläubigern in Ste. Pelagie festgehalten.

Den Erben Magdalenens wäre eine Summe anheimgefallen (65,622 Franken), die etwas mehr als den dritten Theil ihres Schweizer zugebrachten Vermögens ausmachte. Zunächst wurden aber daraus auf die nobelste Weise rechtmäßige Gläubiger Schweizers, wie Legonidec-Sonthonas, Baron Hottinger, L. Schultheß und Diggelmann befriedigt. Die amerikanischen Provinzen wurden gänzlich aufgegeben. Der redliche Freytag fand eine gute Anstellung und starb 1816. Sir Walter Boyd erhielt durch einen Ausspruch des Wiener Congresses sein unter Bonaparte in Beschlag genommenes Vermögen theilweise zurück.



Nachwort.

Ich bin zehn Jahre lang beschäftigt gewesen, den ökonomischen Augiasstall eines Anverwandten zu kehren, den ich seit meinem sechszehnten Jahr nicht mehr gesehen habe und doch aus seinen hinterlassenen Schriften so genau zu kennen glaube, als hätt' ich ihn selbst durch das Labyrinth seines unruhigen und verworrenen Lebens- und Ideengangs begleitet. Tausendmal hab' ich seine Irrthümer verwünscht, so lang ich noch mit seinen von Grund aus verdorbenen Geschäften geplagt war! Seitdem ich mich aber aus dem Chaos dieser endlich beseitigten Angelegenheiten herausgearbeitet und gerettet und nun sein Treiben, das ihm so viel Unheil gebracht und mir so viele meist fruchtlose Mühe gemacht hat, mit unbefangenem Blick überschaute, so konnt' ich seinen Absichten weder meine Achtung, noch seinem hohen Edelmuth meine Bewunderung versagen und fühlte mich dadurch bewogen, mich auf's neue mit ihm zu beschäftigen, indem ich niederschrieb, was mir von seinen sonderbaren und selbstverschuldeten Schicksalen bekannt geworden. Ich ließ mich dabei sogar zu Weitläufigkeiten und Parallelstellen verleiten, die dieser Schrift einen weit größern Umfang gaben, als sie nach meinem ersten Vorsatz bekommen sollte. Allein ich konnte mich nicht entschließen, eine Menge einzelner Züge wegzulassen, wovon mir jeder, zumal in psychologischer Beziehung, wichtig, so wie auch weniger bedeutendes Beiwerk zur Vervollständigung des Ganzen als Gemälde nöthig schien; und so ist allmählig ein Buch daraus geworden, das ich als eine Warnungstafel dem Druck übergeben hätte, wenn allzuviel Persönlichkeiten und Familienrücksichten eine öffentliche Ausstellung derselben nicht kategorisch untersagen würden.

Diese Schilderung liefert einen neuen Beweis, wie Güte des Herzens mißbraucht werden und Aufblitzen geistiger Anlagen auf Abwege führen kann, wenn solche Eigenschaften nicht durch nüchterne Vernunft und klare Einsicht der wirklich bestehenden Lebensverhältnisse geregelt werden.

Indem ich die einzelnen flüchtigen Züge zu diesem phantastischen Bild entwarf, umschwebte mich zugleich das unvergeßliche Andenken an ein verwandtes und befreundetes weibliches Wesen, das, hingerissen von männlicher Schwärmerei, diese zwar theilte, jedoch mit ruhigerem Gemüth die Wahrheit vom Irrthum früher zu scheiden wußte und über den Trümmern leichtsinnig verscherzten Glückes denjenigen noch mit beispielloser Treue liebte, der seiner Gattin durch hartnäckige Selbsttäuschung und immer fortgesetzte Mißgriffe so schwere Prüfungen bereitet hatte.

Geschrieben im April 1822.

Im August 1823 vernahm mein Sohn bei den H. Gebr. Goßweiler in Paris, daß Swan noch immer in Ste. Pelagie sitze, doch nicht mehr von Lübbert, sondern jetzt im Namen des Fiskus (Trésor) dem jener seine Forderung abgetreten, verhaftet. Dabei hieß es, Swans Advokaten ließen sich noch immer von ihm schmieren, ohne ihm dafür ernstlich zur Freiheit zu verhelfen.

Im Oktober 1825 begann Swan, der noch immer im Schuldenthurm gefangen saß, mich wieder mit Briefen zu bestürmen, in welchen er mir anzeigte, wie er nun endlich bald seine Freiheit wieder zu erlangen hoffe und sich anerbot, Schweizers sämmtliche Titel auf amerikanische Ländereien käuflich zu übernehmen.

Mir eckelte vor dem bloßen Gedanken, von neuem leeres Stroh zu dreschen und mich von dem alten Betrüger wieder bethören zu lassen; ich antwortete ihm kurz und trocken, die Ländertitel würden nur gegen baares Geld zu haben sein und ich könne mich in keine neuen Verwicklungen mit ihm einlassen.

Als er aber im Jahr 1828, noch immer aus Ste. Pelagie, verschiedene Vorschläge an mich gelangen ließ, Goßweiler in Paris mir rieth, doch wenigstens dem Versuch einer Unterhandlung Hand zu bieten, und ich es meinen Miterben schuldig zu sein glaubte, keine Gelegenheit zu versäumen, unsere Ländertitel um jeden noch so niedrigen Preis zu veräußern, so beauftragte ich Goßweiler, wiewohl ohne die geringste Hoffnung eines befriedigenden Erfolges, unter bestimmt vorgeschriebenen Bedingungen mit Swan in meinem Namen einzutreten. Erst bot er 50,000, dann endlich nur noch 40,000 Franken für sämmtliche Titel und in diese Summe sollten auch jene 5000 Franken mit einbegriffen sein, die er uns von einem unbezahlten Wechsel noch schuldig geblieben war. Vierzigtausend Franken waren doch besser als gar nichts,

und obschon ich nicht begreifen konnte, was Swan, der diese Titel besser als ich kannte, damit anfangen wolle, und welchen Werth sie für ihn haben könnten, willigte ich endlich mit Zustimmung meiner Miterben ein, sie ihm um diesen Preis zu überlassen. Die Unterhandlung zog sich in die Länge, weil ich vor dem Abschluß derselben materielle Beweise verlangte, baar bezahlt werden zu können, die Swan als Gefangener ohne Mittel nie gehörig vorzulegen vermochte und mich immer auf seine nahe Befreiung und Wechsel vertröstete, die er aus England erwarte.

Da gebaren im Jahr 1830 die Juliustage zu Paris jene großen Ereignisse, von welchen die ganze Welt erschüttert wurde. Carl des X. Verblendung und der Wahnsinn seiner Minister entfesselten das Volk, das nun in seiner allgemeinen Aufregung auch die Thore der Ste. Pelagie sprengte und alle darin Gefangenen in Freiheit setzte. Jetzt trat der seit zweiundzwanzig Jahren eingesperrte greise Swan triumphirend hervor, mischte sich unter den tobenden Haufen, harangirte denselben, schilderte sich als einen früheren Vorfechter der amerikanischen Freiheit und als ein späteres Opfer tyrannischer Willkür, half mitjubeln und schreien, bezog dann eine bequeme Wohnung, that sich gütlich nach langen Entbehrungen, traf Anstalten für seine Heimreise nach Amerika, zählte, der Himmel weiß auf welche für ihn eingehen sollende Gelder und betrieb den Abschluß unserer Unterhandlung mit solcher Dringlichkeit, daß der Contrakt darüber im September schon unterzeichnet werden konnte und schleunig nach Paris gesandt wurde, um gegen denselben 40,000 Franken in Empfang nehmen zu lassen.

Allein — meine Voraussetzung bewährte sich: die aus England erwarteten Geldmittel blieben aus und Swan, der sich wahrscheinlich im Freien wieder die Befriedigung aller sinnlichen Gelüste gestattet, — wurde krank. Allmählig zehrten seine letzten Kräfte sich auf und unterm 17. Mai 1831 erhielt ich von Goßweiler die Anzeige, daß er vor wenigen Tagen gestorben sei und nichts hinterlassen habe als Schulden und eine Unzahl von werthlosen Papieren, so daß selbst Hausmiethe und Nahrung seit seiner Erlösung aus dem Schuldenthurm unbezahlt geblieben. Das war die letzte Täuschung!

Wie alt er geworden, konnte ich nicht mehr erfahren; er muß aber wenigstens achtzig Jahre gelebt haben, wovon er mehr als den vierten Theil im Gefängniß zubrachte, ohne je darin die ihm zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit abgelegt zu haben, sich selbst zu täuschen und andere durch verfängliche Umtriebe zu betrügen.

So endete dieser verschlagene, freche, halsstarrige und verworrene Mann in selbstverschuldetem Elend als ein warnendes Beispiel für abenteuerliche Glücksritter und als ein Opfer seiner eignen Verkehrtheit [51]).

Anmerkungen.

1) Daß Schweizer dem in der Physiognomik befindlichen Bildniß eines Medicäers glich, hat seine Richtigkeit. Dagegen fand eine spaßhafte Verwechslung durch Lavater statt, worüber mir Ulrich Hegner (Verfasser der Molkenkur), nachdem er diese Biographie gelesen, folgendes berichtete:

„In Lavaters Physiognomik B. IV, S. 382 ist ein Kopf, bezeichnet „Cosmus Medices Magnus. Lavater findet darin: „Drang und große That „— so ein Kopf könne aufhören zu athmen, aber so lange er athme, kaum „aufhören groß zu handeln. Ueberwiegende Kraft in der Nase — kraftvolle „Weisheit und Klugheit in allen Zügen, besonders im Munde. O, mit „zwei Menschen dieses Mundes, was wäre da nicht auszurichten! — Schnelle, „große, kühne, kluge That!"

„Dieser Kopf ist einem Bilde des Cosmus IV, Großherzogs zu Florenz, „von Lukas Kilian herausgegeben, nachgestochen. Das Original ist bezeich= „net: Cosmus Medices Magnus Dux Hetruriae IV. Lavater meinte, das „Wort Magnus gehöre zu dem Cosmus und fand demnach alle Kennzeichen „eines großen Mannes in diesem Gesichte eines Großherzogs (Magnus Dux), „von dem die Geschichte wenig Großes aufzuweisen hat."

2) Das Heß'sche Manuskript enthält die Copien der beiden von Sharples und Tischbein gemalten Porträte, deren Originale sich in Basel befinden.

J. B.

3) In ihren hinterlassenen Schriften führt Magdalene ein Beispiel, wie wenig einer ihrer Lehrer sie zu behandeln verstand, mit folgenden Worten an:

„Un précepteur orthodoxe et rustaud donnoit des leçons à mes soeurs et à moi. Je le priai de m'expliquer ce que c'est qu'un adultère. Il me repondit: si par exemple vous regardez un homme marié avec trop de plaisir, vous commettez un grand péché et on appelle cela un adultère. Mon Dieu, repris-je, si cela est ainsi, comme vous venez de me dire, j'en suis coupable, car j'aime bien regarder les beaux hommes, mariés ou non. Malheureuse, s'écria-t-il, priez, priez Dieu, qu'il vous fasse la grace de

vous convertir! Quelques jours après il me demanda, si je m'étois changée. Non, lui répondis-je en pleurant, et j'ay cependant demandé grace à Dieu sans cesse et avec ferveur, mais mon goût pour les beaux hommes n'a point passé. Après cet aveu sincère il me traita très grossièrement et fit des plaintes à ma mère. Celle-cy me donna une forte mercuriale et on me traita d'un jour à l'autre plus mal, au lieu de me corriger avec la douceur qui entretient la sincérité. Je m'habituais donc à la dissimulation et pour avoir la paix, que j'aime tant, je finis par mentir du matin au soir, en protestant que je ne pouvais plus souffrir les hommes. On le crut et on fut content de moi!"

4) In Lavaters Physiognomik T. III Abschn. XI, Fragm. V S. 31, findet sich auch Marthas unter aller Kritik verzeichnetes Bildniß über demjenigen ihrer Freundin Regula Landolt, Schwester des Jägerobersten Salomon und nachherige Gattin Jkr. Gerichtsherr Meiß von Teuffen, welche Marthen in jeder Beziehung auffallend ähnlich war. Lavater schreibt daselbst Marthen, die er brüderlich liebte, „unwandelbare Güte, mit weichlicher Trägheit, Harmlosigkeit, kindlichst unschuldige Eitelkeit, die edelste jungfräuliche Schamhaftigkeit und Lernensbegierde und hohen Adel einer duldenden Seele" zu.

5) Als Beispiel von Lavaters menschlichen Schwachheiten erlaube ich mir hier, seiner naiven Eigenthümlichkeit wegen, ein Billet anzuführen, das er aus dem Pfarrhaus zu Oberrieden, woselbst er eine Kur gebrauchte, an Magdalene schrieb:

„Liebe Frau Schweizerin.

„Hier die Bücher zurück. Es ist ein scharfes Billiet darin über das „elende Buch. Wenn Ihr glaubt, daß es Euern Mann, den ich nicht be„leidigen mögte, und dessen Beleidiglichkeit über diesen Punkt ich nicht kenne „— beleidige, so zerreißt es. Nun eine doppelte Bitte, die Ihr mir nicht „abschlagt. Ich mögte auf Freytag Abend meinen guten Wirthen eine „Freude machen, dazu ich meine Freunde in Contribution setzen muß.

„Seyt doch so gütig und sendet Freytags vor 2 Uhr dem Schiffmann „zu Oberried ein Packet mit einem nicht köstlichen Geschenke von etwa 2 Gldn. „oder 3 werth, sey's nun Etwas für Frau Pfarrerin, oder etwas für H. „Pfarrer — fällt Euch nichts ein, so sendet 2 Bouteillen Muskateller — „aber NB. mit der Ueberschrift: Pfarrhaus Oberried, franco; und inwendig „ein Billiet —

„den lieben, guten, braven Wirthen und Kranken-
„wärtern unsers lieben Lavaters
„— von einer unbekannten Hand.
„den 6 Xbr. 1782.

„Eben das bitt' ich mit gleichem Zutrauen von der Frau St. Gratien

„— die ich herzlich grüße — aber sie muß es mit ihrer Hand schreiben,
„mit ihrer bleichen Tinte,

„Den guten Wirthen des lieben Lavaters —

„Etwa ein paar seidene Strümpfe für H. Pfarrer — stellt alles fein und „gut an. Ich schreib' an mehrere Freunde. Sagt niemand nichts. Ich „will's vergüten, so gut ich kann. Kommt nur einmahl hinauf — zu sehen „wie lieb Ihr seyd — und schaut, daß Euer gute Mann nicht böse sey — „adieu. Vor 2 Uhr geht der Schiffmann. Adieu."

6) Baselli, der Sohn eines katholischen Edelmannes von Corfu, war für den geistlichen Stand bestimmt und trat auch früh in der Abtei Monte-Cassino (in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavore) in den Orden der Benediktiner, woselbst er die alten Sprachen, Mathematik und Philosophie mit großem Eifer studirte. Voltaires Schriften erweiterten seinen Gesichtskreis, ohne seiner Moralität zu nützen, und das Klosterleben sagte seinem lebhaften Geiste nicht zu. Er entfloh und kam nach vielen Umwegen und Abenteuern auf Zürich. Hier wußte er bei dem Canonicus Geßner Eingang zu finden, der seine mathematischen und philologischen Kenntnisse prüfte, dieselben vorzüglich fand und ihn nun als Lehrer in diesen Wissenschaften empfahl. Mehrere junge Herren von Zürich nahmen daher Privatunterricht bei ihm, so z. B. auch Herr Caspar Hirzel, nachheriger Standesseckelmeister. Dieser treffliche Mann, der meine Biographie des Schweizerischen Ehepaares seiner Aufmerksamkeit würdigte, war sehr erstaunt, seinen ehemaligen Lehrer darin als einen falschen Spieler geschildert zu finden und bezeugte mit seinem lebhaften Gefühl für Wahrheit und Recht, Baselli habe ihm zuerst durch zweckmäßigen Unterricht die Beharrlichkeit, zumal in dem abstrakten Studium der Mathematik beigebracht, welche den ehrwürdigen Greis und tiefen Denker noch in hohem Alter auszeichnet. Er kannte also den ausgesprungnen Mönch Baselli, der sich im Anfang seines Aufenthaltes in Zürich sehr eingezogen hielt, nur von der guten Seite. Nach Verfluß einiger Zeit schien derselbe aber weniger folgerichtig zu handeln. Er verliebte sich in die damals bekannte und angenehme Sängerin Nägeli, verfolgte und quälte sie mit einer glühenden, unerwiederten Leidenschaft und gieng damit um, seine Religion gegen die protestantische zu vertauschen, um die Geliebte heirathen zu können, was ihm aber seine Gönner abriethen. In diesen Zeitpunkt mag wohl seine Bekanntschaft mit Schweizer und jene Katastrophe gehören. Bald nachher nahm ein reicher Engländer, Namens Hartley, der sich in Zürich aufgehalten und an Basellis geistreichem Umgang Vergnügen gefunden, denselben als Begleiter auf einer Reise durch einen großen Theil von Europa und dann mit sich nach London. Von dort aus schrieb Baselli an seine ehemaligen Schüler in Zürich, um sie aufzufordern, ihm Unterschriften für ein mathematisches Werk

zu sammeln, das er in England, wo er sich mit Hartley abgeworfen zu haben schien, herausgeben wollte. Er erhielt, was er verlangte, ließ aber nachher nichts weiter von sich vernehmen und seither ist auch hier nichts mehr von diesem gelehrten Abenteurer bekannt geworden.

7) Schweizer gedachte in den achtziger Jahren ein Buch über die Bäder zu Baden zu schreiben. Er sammelte eine Menge Materialien dazu und da er wahrscheinlich gesinnt war, tüchtige Hiebe darin auszutheilen, so sollte das Buch unter fremdem Namen erscheinen, und schon seine Collektaneen wurden, als aus dem Nachlaß eines Stadtschreibers Bodmer von Baden herrührend, geschrieben. Allein er ließ diese Materialien liegen und gelangte nie dazu, dieselben für eine Ausarbeitung zu benutzen.

Wie ich (1815) ein Buch über den nämlichen Gegenstand schreiben wollte, erkundigte ich mich bei H. Schultheiß von Mülinen in Bern, ob er mir keine seltene historische Notizen über Baden aus seiner reichhaltigen Sammlung mittheilen könne. Es hieß, er besitze dergleichen und sei bereit, mir dieselben zukommen zu lassen, was aber durch Zufall verzögert wurde. Unterdessen schrieb ich mein Buch unter dem Titel „die Badenfahrt" und dachte nicht mehr an das Versprechen des H. von Mülinen. Daneben hatte ich immer viel mit Schweizers Geschäften zu thun.

Wie ich nun eines Abends, den Kopf voll von diesen, nach Hause komme, finde ich die versprochene Sendung auf meinem Tische liegen. Es waren zwei dicke Quartbände. Ich fiel eifrig darüber her und hatte dieselben kaum aufgeschlagen, als ich auch sogleich und auf den ersten Blick Schweizers sonderbare Schriftzüge erkannte. Ich bewunderte den Zufall, der mir in dem Zeitpunkt, worin ich eben so viele unnütze Papiere, von Schweizer über ganz andere Gegenstände geschrieben, durchsuchen mußte, nun solche in die Hände gespielt, die mir zu einem literarischen Zwecke dienlich werden konnten. Allein ich fand, mit Ausnahme einiger Anekdoten, wenig mehr, als was ich mir vor einigen Monaten selbst schon gesammelt und bereits bearbeitet hatte. Früher würden mir diese Collektaneen viel Mühe erspart haben; sie rührten aus den nämlichen Quellen her, aus welchen ich schöpfte. Als ich nun nachforschte, wie H. von Mülinen zu dem Besitz dieser Schriften gekommen, fand es sich, daß sie mit Schweizers Bibliothek in Zürich auf einer Versteigerung veräußert worden, indem Diggelmann, der dieses Geschäft besorgt, durch den Titel irre geführt, vermuthet haben muß, diese Sammlung sei nicht Schweizers, sondern die Arbeit eines wirklichen Stadtschreibers von Baden.

8) In Schweizers literarischem Nachlaß fanden sich folgende Schriften:

Prosaische:

1. Convolut Anekdoten (mitunter skandalose), in Zürich angefangen und in Paris und in Amerika fortgesetzt.

2. Reise nach dem Engadin und wieder zurück, 1778.

3. Reise durch Elsaß, Lothringen und Schwaben, 1784.

4. Joh. Casp. Schweizer, Bürger von Zürich, an die Hochwrdgn. Präsides und Assessores der letzten Synodalversammlung zu Steinsberg, 1790. Gedruckt.

5. Memorial an die Herrn Häupter und Räthe gemeiner drei Bünde von Joh. Caspar Schweizer, Bürger von Zürich, in Paris 1791. Mnskrpt.
(Beides Denkschriften in Sachen Bansis, s. S. 72.)

6. Voyage de Philadelphie à Newyork, Albany, Lac George et Boston, 1796.

7. Reise durch den nördlichen Theil der Vereinigten Staaten, 1796 (ein deutscher Auszug der obigen franz. Schrift).

8. Projet de mémoire de la convenance et de la nécessité pour l'Empire français d'établir une colonie sur les cotes de la Barbarie, 1806.

9. Lettre sur la réunion de la France et de l'Espagne, 1808.

10. Tagebücher aus verschiedenen Zeiträumen, zumal auch (in Jamben abgefaßte) über seine Seereisen.

11. Eine Menge Beschreibungen seiner amerikanischen Ländereien und Projekte, wie dieselben zu benutzen wären, die er alle schon in Amerika entworfen, in Paris aber umgearbeitet und in's reine gebracht hatte, in der Hoffnung, dadurch Käufer für seine Besitzungen zu finden, nebst vielen Denkschriften gegen Swan, Picquet und andere.

12. Achtzehn dicke Quartanten voll Collektaneen zu seinem projektirten Werk über die Civilisation. Diese können eigentlich nicht für Schweizers Arbeit gelten, da es bloß buchstäbliche Abschriften aus vielen tausend Büchern sind und nur in der ersten Mappe einige Entwürfe zu Titeln und Epigraphen vorkommen, aber keine Spuren eines eigentlichen Planes.

Poetische.

13. Galliens Wiederbefreyung, ein Hymnus an die Provinz Elsaß von einem Helvetier in Paris, 1789 (s. Seite 67), in Prosa.

14. Der nämliche in Jamben umgesetzt, unter dem Titel: Galliens Wiedergeburt, ein historisch-didaktisches Gedicht in drey Gesängen, 1789.

15. Eine große Zahl sogenannter „vollendeter Gedichte", besonders viel Epigramme, wovon einige Proben mit allen ihren rhythmischen und grammatikalischen Fehlern eingerückt worden und welche die antike Form tragen sollten, aber durchgehends in einer beinahe unverständlichen Sprache geschrieben sind; Lebensregeln eines Sonderlings, Schilderungen von A bis Z von Menschen und Sachen, nebst einer Unzahl unausgeführter Projekte zu Heroiden, Episteln u. dergl.

9) Die Mitglieder dieser „Gesellschaft zur Beförderung häuslicher und

sittlicher Glückseligkeit" (welche mit der schon früher von Lavater gestifteten und jetzt noch bestehenden „moralischen Gesellschaft" nicht verwechselt werden muß) scheinen nach und nach, seitdem ihre eifrigsten Mitglieder, wie der Canonikus Rahn, Schweizer u. s. w. in andere Verhältnisse übergetreten, lauer geworden zu sein und besuchten dieselbe so selten, daß sie endlich während der Revolution ganz aufgelöst und der Ueberrest ihrer Fonds zum Behuf eines Armenschul-Fondes der damals neu errichteten Hülfsgesellschaft übertragen wurde.

10) Magdalene erwähnt in ihren Schriften eines originell geizigen und niederträchtigen Oheims der Geschwister Du Petitthouars mit folgenden Worten:

„Quel fut mon étonnement lorsqu'un jour je me trouvais chez mon amie Félicie Du Petitthouars et sa soeur Mad. Bergasse, de voir entrer un homme tout en lambeaux avec une besace sur le dos pour y mettre des morceaux de pain et des balais, qu'il vendait à ces dames qu'il appeloit ses nièces et qu'elles nommoient leur oncle. Après qu'il fut sorti, elle me dirent que c'étoit effectivement le comte Du Petitthouars, frère de leur père et le seul homme riche de cette nombreuse famille, mais qui, par la plus bizarre sordidité, fait le vil métier de mendiant. Depuis vingt ans il a quitté son château, dont il a confié, ainsi que de ses biens, l'administration à une vieille soeur, à laquelle il ne donne que le stricte nécessaire. Il aime les querelles des rues, mais quand on l'insulte, il monte sur les échasses en disant: vous me prenez pour votre égal? Sachez que je suis le comte Du Petitthouars! Quel contraste entre lui et sa famille qui est noble, généreuse et vertueuse à l'excès, surtout ma Félicie, qui est une divinité sous la forme humaine."

11) Ueber die berühmte Verfechterin der weiblichen Rechte hinterließ Magdalene folgende Bemerkungen.

„J'aimais Marie Wollstonecraft, l'auteur des droits des femmes. Elle avoit des moments délicieux. J'aurai voulu pouvoir l'aimer avec constance, mais elle repoussait par son intolérance toutes les femmes qui ne vouloient pas être sous sa subordination. Avec ses domestiques, avec les subalternes et tous les malheureux elle étoit douce comme un ange. Elle seroit d'une sensibilité exquise, sans ses sens trop massifs, qui prennent trop souvent le dessus. J'ay passé une soirée avec elle à la campagne. Les nuances des couleurs de l'horizon étoient d'une beauté ravissante et poétique. Marie se trouvait assise avec le B. de W. sous une arbre doré par les rayons du soleil couchant. Je fus vis-à-vis d'eux et si transportée, que je lui dis: venez, Marie, venez amante de la nature, voir ce magnifique spectacle, ce changement de teintes de toute éspèce! Mais quel fut mon étonnement de

voir Marie indifférente au point qu'elle ne détacha pas les yeux de celui par lequel elle étoit dans ce moment captivée. J'avoue que son délire érotique fit un effet si désagréable sur moi, que toutes mes jouissances s'évanouirent. Il me semble que cette belle nature et ses grandes idées devroient diviniser l'amour. Pas moins Marie, à coté de ses foiblesses, est un des êtres les plus distingués dans le monde féminin. Son âme renferme de grands desseins, mais la richesse de ses ideés use son physique."

12) Gustav, Graf von Schlabberndorf, geboren zu Breslau im Jahr 1749 war ein ausgezeichneter Sonderling. Seine Begier, die französische Revolution in ihrem Brennpunkt zu beobachten, verleitete ihn, London, wo er sich sechs Jahre lang aufgehalten, zu verlassen und sich nach Paris zu begeben. Hier glaubte er nur kurze Zeit zu bleiben und hatte daher den Miethvertrag seines großen Hotels in London nicht aufgekündet. Wie er nun, durch steigendes Interesse an Paris gefesselt, jenen Umstand ganz vergessen, ward er endlich nach Verlauf mehrerer Jahre für den zu einer ungeheuern Summe aufgelaufenen Miethzins belangt; es entstand ein ebenso kostspieliger Prozeß und der Graf mußte am Ende alles bezahlen. Seither hat er Paris nie mehr verlassen. Er lebte nicht bloß einfach, sondern sogar karg in allem, was seine eigne Person betraf; dagegen verwandte er seine großen Einkünfte auf wohlthätige Zwecke der verschiedensten Art, unterstützte zumal eine Menge junge Deutsche, die sich in Paris den Wissenschaften widmeten, und vermehrte seine bereits ungeheure Bibliothek auf einem seiner schlesischen Güter, die er nie mehr weder gesehen noch benutzt hat, durch Anschaffung der kostbarsten Schriften und Fortsetzung aller früher darin enthaltenen Werke. Er erreichte ein hohes Alter, gieng in den letzten zehn Jahren gar nicht mehr aus, ließ den Bart wachsen und blieb in seinem schlechten kleinen Zimmer, woselbst er aber stets von allen Gelehrten und bedeutenden Männern von Paris und vielen durchreisenden Fremden besucht wurde. Er starb den 22. August 1824 und, wie vermuthet wird, weniger aus Altersschwäche, als vielmehr wegen cynischer Vernachlässigung seiner Gesundheit.

13) K. E. Oelsner, ein Freund Schlabberndorfs, und wie dieser aus Schlesien gebürtig, war früher Agent der Stadt Frankfurt in Paris, wohin auch ihn die Theilnahme an der französischen Revolution gelockt hatte. Er ist ein lebendiges Archiv derselben und stand von jeher in manigfaltigen Verhältnissen. Er verheiratete sich mit einem Fräulein von Montaigü, die nun aber gestorben ist, und bekleidet noch jetzt einen diplomatischen Charakter als Berichterstatter für das preußische Cabinet neben dem Gesandten.

14) Magdalenes Schilderung der ehemaligen guten Parisergesellschaft

lautet sehr günstig. Sie sagt davon im Gegensatz mit derjenigen aus der Revolutions-Epoche:

„Autrefois la bonne société de Paris étoit d'un ton exquis et si délicat, „qu'elle n'abusoit jamais de l'aimable esprit d'abandon, ni de la gaité dé„cente. La familiarité étoit toujours accompagnée de respect et de dignité. „Même les domestiques sur lesquels le bon exemple des maitres avoit influé, „avoient acquis assez de tact, pour distinguer les personnes morales et bien „élevées; ils les annoncoient avec respect à leurs maitres, bien ou mal „vêtues. Malgré que la réserve et la cérémonie ont leurs inconvénients, „elles sont devenues nécessaires aujourdhui, pour servir de sauvegarde contre „la grossièreté. Pour peu que l'on se familiarise, on vous manque de re„spect, et si vous allez chez des riches parvenus avec une toilette qui trahît „une pauvreté souvent si respectable, vous êtes la risée de leurs domesti„ques, qui manquent de ce tact de ceux d'autrefois, auprès desquels une „physiognomie morale et modeste servoit de passeport."

15) Magdalene führt unter andern folgendes Beispiel edler Wohlthätigkeit an:

„J'ay eu le bonheur d'assister à une scène des plus édifiantes dans „la sainte maison Bitaubé. Le cy-devant comte de Tracy (auteur de l'idéo„logie) arriva après moi. Je m'aperçus qu'il auroit désiré de se trouver „seul avec ses amis et je me levais pour les quitter. Mais Mad. Bitaubé „insista pour que je reste et dit à son mari de conduire M. de Tracy „dans son cabinet. Là ce dernier commença par dire à M. Bitaubé (qui „me fait part de cet entretien après que M. de Tracy fut parti): l'amitié „a des droits et j'espère que vous me permettrez d'agir avec vous, comme „vous feriez avec moi, si je me trouvais dans votre position. Durant la „guerre avec la Prusse vous ne pouvez recevoir ni les revenus de vos „fonds, ni votre pension du Roi. Souffrez-donc que j'aye le plaisir de „prendre soin de vous et de votre compagne. En disaut cela, il posa sur „la table un rouleau de cent louisd'ors en priant M. Bitaubé, de lui per„mettre d'en faire encore autant dans six mois. M. Bitaubé tout confus „prend M. de Tracy par la main, l'amène dans le salon, et balbutie quel„ques mots à son épouse sur ce qui vient de se passer. Les trois amis „restèrent un bon quart d'heure sans proférer une parole. Après ce silence, „Mad. Bitaubé dit à M. de Tracy: mon ami, nous ne pouvons en bonne „conscience point accepter des bienfaits, n'étant pas surs qu' après cette „révolution il nous reste de quoi restituer. Et le même silence recom„mença; la sensibilité est si pudique! Enfin M. de Tracy reprit la „parole et dit: votre bourse, mes amis, a toujours été ouverte pour tous „ceux qui étoient dans la peine, et vous voulez me priver de cette jouis-

„sance! Après ces paroles il s'enfuit. Et viola les bons vieux époux dans „l'embarras et chacun demande, comment trouver un expédient assez dé-„licat pour rendre cet argent, sans blesser leur ami."

Ein anderer Zug, den Magdalene von Schweizers Großmuth und von der sonderbaren Wirkung derselben auf ein verdüstertes Gemüth anführt, verdient auch hier eine Stelle:

„Schweizer avoit accueilli chez lui" (wahrscheinlich noch in Zürich) „un „malheureux réfugié honnête homme. Nous le traitames avec le respect „dû au malheur et tâchames de lui faire oublier ses peines, ou dumoins „de les adoucir. Comme il étoit très susceptible et délicat, mon mari „voulut laisser ignorer sa dépendance et faire croire à ceux qui venoient „chez nous, que c'étoit un homme qui nous rendait service. Lorsqu'il vit „que mon mari se donnait l'air de dépendre plutot de lui, que lui de mon „mari, il fut tellement sensible à ce trait, qu'il n'y résista plus. On eût „beau le prier, l'assurer, que nous accepterions ses services, si nous trou-„vions réciproquement dans le cas opposé, que la fortune ne devoit servir „à autre chose qu'à la partager avec les vertueux infortunés, que chaque „homme estimable et honnête avoit des droits sur la fortune de ses sem-„blables, lorsqu'il étoit véritablement malheureux et sans sa faute. Ce „langage ne put le détourner de ses projets. Il partit sans nous rien „dire et sans donner de ses nouvelles. Quelques années après son frère, „un religieux du Languedoc, nous écrivit, sans que j'ay pu apprendre com-„ment il a sçu découvrir notre adresse à Paris, que ce malheureux avoit „été si pénétré des procédés de mon mari, qu'il s'étoit détruit lui même, „crainte de ne jamais se trouver à même de le recompenser; qu'il n'étoit „pas digne de tant de bonté, mais qu'il avoit porté mon mari dans son „coeur comme un saint et jusqu'à sa mort. Cette lettre de la part d'un „moine nous étonna. Sans doute son frère ne lui avoit pas dit que nous „étions protestants et lui a surement bien recommandé de nous écrire „après sa mort."

16) Der Abbé d'Espagnac nahm ein schlimmes Ende. Nachdem er den schändlichsten Bankerott gemacht, gab er sich während dem Revolutionskriege mit Lieferungen ab und versorgte eine ganze Armee so gut mit Schuhen, an welchen die Sohlen von Pappdeckel das Leder nachahmten, daß der betrügerische Lieferant des Verrathes angeklagt wurde und bald darauf sein freches Haupt unter der Guillotine fiel.

17) Folgendes ist die Magdalenen betreffende Stelle aus dem Roman ihrer Freundin:

„Je ne puis résister ici au besoin de citer à l'appui de l'empire que „les femmes vertueuses éxercent sur toutes les ames, le culte qu'aimoit à

„leur rendre un homme, aussi connu dans les annales de la galanterie que
„dans celles de la politique. Mirabeau a éprouvé ce pouvoir religieux de
„la pudeur et osoit en faire l'aveu, comme il osa faire celui de ses travers.
„Au milieu des sociétés de tous les états, de tous les sexes et de tous
„les ages, où cet homme intriguant et célèbre se montrait, tour à tour
„pour créer ou détroner des rois, ou bien pour sacrifier à ses gouts pas-
„sionnés de nouvelles victimes, il fit la connaissance d'une jeune dame
„suisse, épouse fidèle et tendre, nommée Claire par ses amis, et digne de
„ce nom comme de tous ceux qui consacrent la vertu et l'amitié. Belle
„autant que bonne, unissant à une raison philosophique et à une imagi-
„nation ardente et mobile, l'innocence et la sensibilité, Claire s'offroit à
„tous les regards sous les traits de cette touchante naïveté, qui, rendant
„par fois imprudente celle qui en a le sentiment, laisse au premier in-
„stant incertain dans son opinion l'homme le plus pénétrant. Frappé
„d'autant de charmes naturels, Mirabeau conçut le projet de se faire aimer
„de Claire; mais bientôt désabusé d'une prétention sur laquelle la vanité
„ne lui avoit laissé aucun doute, il ne se rendit auprès de Claire que pour
„admirer en elle les vertus qui lui ravirent l'espoir de la séduire. L'époux
„de Claire, qui lui-même réunissoit à l'amabilité et au feu du premier âge
„des lumières qui ne sont en général que le partage de la vieillesse
„et semblent l'attendre pour la récompenser de ses longues études: ce
„jeune époux, dis-je, rassembloit chez lui une société d'amis, et la maison
„des deux époux où on se livroit chaque soir à des jeux que la simpli-
„cité des moeurs suisses peut rendre seuls intéressans, devint pour Mirabeau
„un lieu de délassement des intrigues de la journée: lui-même ajoutoit par
„ses saillies aux charmes des soirées dans lesquelles il ne parut jamais
„éprouver de vide. Ici j'oublie le vice, répétoit-il un soir, en jouant avec
„la gaieté d'un jeune écolier, à Colin-maillard. Comme chacun des mou-
„vemens de son ame donnoit à ses moindres actions comme à son langage
„un caractère énergique et remarquable, il paroissoit en effet, en pro-
„nonçant ces mots, n'aimer plus que l'innocence. Cependant un long
„intervalle s'écoula, sans qu'il reparut dans la société de ceux, qu'il se
„plaisoit à nommer ses bons suisses. Ceux-cy s'en croyoient déjà oubliés,
„lorsque cet homme, pour lequel il n'éxistoit point de petites passions,
„portant toujours avec lui le souvenir de la pureté de leurs moeurs, re-
„vint après huit mois d'absence dans la demeure des deux époux. Il
„pénètre dans le salon où personne n'est encore rendu: là, son amour
„propre est sans témoins et le silence regne. Le portrait de la naïve
„Claire s'offre à ses regards: Mirabeau se prosterne à l'aspect de cette
„toile inanimée. Claire entre au même instant dans le salon, le surprend

„dans cette humble attitude, part d'un éclat de rire et de ce ton naïf qui „lui attacha tous les coeurs, elle le persifle sur une adoration aussi étran- „gère aux moeurs libres qu'il professe, qu'elle l'est à ses gouts frivoles et „passagers en amour. Ne vous y trompez point, Madame, lui répond „avec franchise Mirabeau, ceci n'est pas un hommage à la beauté, mais un „acte de reconnaissance: j'avois besoin de rencontrer aujourd'hui l'image „d'une femme pudique pour ne point rompre demain avec tout votre sexe. „Madame, ajouta-t-il, nous cherchons la foiblesse, mais nous aimons à „trouver la pudeur.“

18) Wenn auch Schweizer sich hier mit einer Art von poetischer Sehnsucht seiner liebenswürdigen Landsmänninnen erinnert, so hat er sie dagegen in seinen Schilderungen von A bis Z unter dem Artikel „Frauenzimmer von Zürich“ mit folgenden Worten scharf gezeichnet: „Ihr Putz ist immer sonntäglich. Sie schleppen durch's Koth die schönsten Assembleeroben, die anderswo nur für das Kutschenfahren bestimmt sind. Ihre Geberden sind bäurisch. Ihr Hochmuth ist es ebenso, mehr Löffeley als Stolz. Sie sind scheu oder unverschämt frech und lachen wie Dorfmädchen einem in's Gesicht. Sie neigen sich vor keinem Grüßenden, sondern es bedünkt sie großer Ton, es nicht zu thun. Den ersten Burschen, der ihnen gefällt, heirathen sie.“ (!!)

19) Das schweizerische Wort Putsch bedeutet einen plötzlichen Andrang und Stoß in Masse. In näherer Beziehung enthält das Wort „Zürichputsch“ einen höchst charakteristischen Begriff von der Leichtigkeit, womit das reizbare Zürcherpublikum über irgend einen Menschen oder eine Sache ebenso allgemein und schnell, wie der Wind sich wendet, vom „Hosianna“ zum „Kreuzige“ überzugehen pflegt.

20) Bergasse, avocat. C'était un homme d'esprit et surtout de bon coeur, mais d'une imagination ardente. Disciple zèlé de Mesmer, il s'imagina peut-être qu'avec les secrets de son maître il conduirait l'assemblée (nationale): sans dout il ne parvint pas à se mettre en rapport avec elle, car il ne put lui faire adopter ses opinions et la quitta dès le 6. octobre 1789, en même temps que M. M. de Cally et Mounier.

Note. J'ajouterai ici une anecdote récente et curieuse. L'empereur Alexandre aimait fort à causer avec Mad. de Krudener, qui était déjà mystique, mais ne prêchait pas encore publiquement. Bergasse et l'empereur Alexandre étaient ses adeptes les plus zèlés et ce fut elle qui inventa la sainte-alliance. Bergasse en rédigea le projet sur le bureau même de Mad. de Krudener et l'empereur Alexandre le porta à M. de Nesselrode. Mais il faut donner aussi à ce ministree la part qui lui appartient. Mad. de Krudener n'avait imaginé le traité de la sainte-alliance qu'en faveur de la réligion. M. de Nesselrode sentit qu'en le rédigeant en termes vagues, on

pourrait le rendre traité politique, et il en fit ce qu'il est certainement aujourd'hui, la véritable base de puissance des souverains.

Mémoires de Condorcet.

21) Auch Magdalene liebte den guten König, wovon sich folgender Beweis in ihren Schriften findet:

„Le neveu de la princesse de Bourbon", welche sie „la plus aimable „catin du ciel" nannte, avoit l'ame aussi belle qu'elle; mais il n'avoit pas „son énergie. J'aimais tant Louis XVI, que je ne résistois pas à l'envie „de le voir avant sa chûte que tout le monde prévoyoit. Je fus au Tui„leries pour voir le Roi et sa famille aller à la messe; je me plaçois entre „deux gros suisses. Ces bonnes gens adoroient le bon Roi. Les larmes „tomboient de mes yeux et les mains jointes je fis un signe de tête à „mon cher Louis et les bons suisses partageoient mes larmes. Je con„noissois les vertus du Roi par un de ses ministres (H. v. Monciel), qui „me faisoit part de ses belles et nobles actions journaillères."

Nach dem Tode Ludwig XVI. wußte Magdalene (wahrscheinlich durch Clery, des Königs Kammerdiener, den sie kannte) sich ein Stückchen von dem Kleide zu verschaffen, in welchem der unglückliche Monarch auf das Blutgerüst geführt worden war. Sie trug dasselbe lange Zeit in einen Ring gefaßt am Finger und schenkte es nachher meinem Vater. Ich habe nur ein kleines Fragment davon behalten und mit dem Ueberreste dieser Reliquie verschiedene Personen höchlich erfreut.

22) Hettlinger, der von Winterthur gebürtige Direktor der Porzellanfabrik zu Sevres, hat die sonderbarsten Abenteuer durchlebt. Nachdem er in seiner Jugend die Chirurgie studirt, zog er in die weite Welt hinaus und behalf sich auf manigfache Weise. Wie er brotlos nach Paris kam, machte ihm ein abgedankter und ausgelumpter Offizier den Vorschlag, einen Zwerg, den dieser letztere von Bremgarten nach Frankreich gebracht, öffentlich zu zeigen. Hettlinger ergriff dieses Anerbieten wie einen auf der Straße gefundenen Geldbeutel. Da der Zwerg krumme Schenkel hatte, ward er in weite Pumphosen, wie ein alter Schweizer, gesteckt und so in einer Bude auf dem Boulevard zur Schau gestellt. Ganz Paris strömte herbei, das Wundermännchen zu sehen und Hettlinger und sein Genosse ernteten viel Geld ein, das aber bald wieder verschleudert wurde. Selbst die Frau von Pompadour wollte den kleinen Schweizer sehn und Hettlinger tanzte mit der Mißgeburt ein Mennet vor der königlichen Buhlerin, was dieser viel Spaß machte. Wie der Zulauf in Paris allmählig abnahm, zog Hettlinger mit dem Zwerg in den Provinzen herum und dann nach der Schweiz, wo die Eltern denselben wieder zurückforderten. Die beiden Glücksritter begleiteten das Männchen bis in die Gegend von Bremgarten, zogen ihm hier die Pump-

hosen aus, worin dasselbe sein erspartes Taschengeld eingenäht hatte und ließen es dann allein und entblößt nach Hause watscheln. In der Folge kam Hettlinger, nachdem er ausgebraust hatte und klüger geworden, als Wundarzt in das Kupferbergwerk meines Großvaters, H. Büngier de la Tour zu Baygorry im Baskenlande, woselbst er sich durch seine Gewandtheit und Unterhaltungsgabe beliebt machte. Er wußte überall Rath und verfertigte als ein Tausendkünstler ein kleines allerliebstes Modell von einem Bergwerk, worin alle mechanischen Vorrichtungen und die arbeitenden Knappen kunstreich vorgestellt waren und in Bewegung gesetzt werden konnten. Hier lernte ihn der Graf d'Angivillers kennen, fand großes Behagen an seinen Fähigkeiten, nahm ihn mit sich nach Paris, stellte ihn mit seinem Bergwerksmodell den französischen Prinzessinnen (Dames de France) vor, und da Hettlinger artig zeichnen konnte, verschaffte er ihm die Stelle eines Direktors bei der königlichen Porzellanfabrik, woselbst er, von der Anklage während der Schreckenszeit wieder freigesprochen, bis an seinen Tod geblieben ist, der erst nach der Revolution und in hohem Alter erfolgte. Seine künstlichen Blumen und Vögel in Wachsgüssen lernte er von einem wandernden Juden verfertigen. Als ich im Jahr 1796 die Fabrik zu Sevres in Augenschein nahm, unterhielt ich, ohne ihm bekannt zu sein, mich lange mit Hettlinger und neckte ihn mit scherzhaften Anspielungen auf allerlei Späße, die er in Baygorry getrieben und wovon mein Vater mir viel erzählt hatte. Da begann er zu stutzen und sagte, nachdem er mich scharf auf's Korn gefaßt: „vous ne pouvez être que le fils de mon ancien patron, M. Hefs, „le gendre de feu M. de la Tour, mon bienfaiteur!“ Nun aber bekam ich auch die seltensten Kunsterzeugnisse der Fabrik zu sehen und wurde auf das freundschaftlichste behandelt.

23) Escher von Glattfelden, ein Sohn des dortigen Pfarrers, war ein nichtsnutziger Junker, der kurze Zeit als Offizier bei dem Zürcherischen Regiment Steiner in französischen Diensten angestellt war, wegen schlechten Streichen aber bald wieder heimgeschickt wurde. Man gab ihm eine Frau; diese mißhandelte und verließ er, um auf Abenteuer auszugehen, die ihm auch nicht fehlten. Er ward in verschiedenen Ländern eingesteckt, sogar auf die Galeeren verurtheilt, wußte sich aber immer wieder loszumachen und kam öfters nach der Schweiz, wo er seine Verwandten brandschatzte. Vor wenigen Jahren streifte er wieder an den Grenzen herum und sollte aufgefangen und in's Zuchthaus versorgt werden. Ein Landjäger traf ihn an und forderte ihm, ohne ihn noch zu kennen und bloß auf sein verdächtiges Aussehen hin, seinen Paß ab. Escher stellte sich, riß dem Landjäger den Säbel von der Seite und wollte sich zur Wehre setzen; da schlug der Landjäger auf ihn an und streckte ihn mit einem Schusse todt zu Boden.

24) Schweizers edelmüthige Gesinnungen gegen Barthelemy zeigten sich in der Folge im schönsten Licht. Magdalene berichtet darüber in ihren Schriften:

„Lorsque Schweizer apprit à Philadelphie que l'exdirecteur Barthelemy étoit éxilé à Cayenne, il lui envoya pour la première fois clandestinement de l'argent, pour adoucir, s'il étoit possible, sa captivite; mais pour la seconde fois il fut obligé d'en faire part au général Collot, parceque c'étoit à celui-cy que se présentoit une bonne occasion, indiquée par un ami, pour écrire aux éxilés. Au retour de M. Barthelemi à Paris, le général Collot fut le voir et ne put s'empêcher de lui racconter que l'anonyme, qui lui avoit fait parvenir une certaine somme, étoit Schweizer. M. Barthelemy répondit froidement qu'il n'avoit rien reçu, ce qui fit beaucoup de peine à mon mari."

25) Schweizer hat folgende Zeilen auf den fürchterlichen Würgengel der Franzosen gedichtet:

Robespierres Grab.

„Wandrer, besiehe von fern den schwarzen zertrümmerten Grabstein!
„Galliens Mörder bedeckt er das verruchte Gebein.
„Wandrer, verweile nicht! Sieh, die Donnergewölke! Sie häufet
„Zeus der Rächende; bald schmettert sein Blitz auf dies Grab!
„Heilige Götter, warum ihr einst den Wüthrich ertruget?
„Warum? Zur Hoffnung auf uns zwang er die Menschheit zurück!"

26) M. Bonnefoi du Plan était concierge du petit Trianon. C'est lui qui a fait dessiner et exécuter l'armoire ou espèce de sécrétaire destiné à serrer les bijoux de la reine, meuble remarquable. Boulard, fameux tapissier de Paris a été longtems garçon du gardemeuble sous les ordres de Bonnefoi. Mémoires de Mad. Campan.

27) Zwei Jahre früher und als Beweis, daß Magdalene damals noch für eine schöne Frau gelten konnte, hatte Schweizer dieselbe in einer poetischen Epistel an meine Schwester mit folgenden Zügen geschildert:

„Freundin, geh zu einem Kenner,
„Wär's zu weit, zu einem Sammler,
„Der von Guidos Grazienpinsel
„Edler Schwärmerinnen jede
„Dir mit Importanz aufstellte.
„Welcher dieser schmucken Köpfe
„Stets sich gleich zu lächeln schiene,
„Der ist Magdalenens ähnlich.
„Dann bemerk' die Locken: solche
„Wallen, ringeln, schlingen, buschen.
„Hundertförmig sich, wie kunstlos,
„Um das Köpfchen unsrer Freundin,
„Reich, so wie des Löwen Mähne,
„Und wie Goldlack vielfarb bräunlich,
„Oder wie vom Aprikosen-
„Stamm das süße Harz herabquillt.
„Unter diesem Lockenwipfel
„Liest, auf einer ernsten Stirne,
„Wie auf einem Marmordenkmal,
„Von dem dunkles Beereneppheu

„Und die wilde Rebe flattert,
„Sich auch hier die Hieroglyphe
„Tief verborgnen klugen Sinnes.
„Jenes Aug', das einst im Glanze
„Junger Raschheit, wie die Quelle
„Sprudelnd von besonnten Felsen
„Schimmerte, das leuchtet jetzo,
„Wie im Ozean des Südens,
„Nachts, bei sturmverlass'nem Meere,
„Sanft durchschifft, die Woge leuchtet,
„Und aus Alabaster-Urnen
„Mildverborgnes Licht hindurch-
scheint.
„Keine Stimme noch sagt treuer,
„Grellheit-mißton-falschheitloser
„Aus den sanftgeschwungnen Lippen
„Freundschaftsworte, so wie ihre.
„Wellenlinien, wie Lacher
„Hogarth sie uns vorriß, formen
„Noch die jugendfrische Bildung.
„Fremder Sänger schwatzt' ich mehr
noch,
„Doch dem Gatten ziemet Schweigen!
„So, nach neun verblühten Lustern,
„Hübsch Cousinchen, steht noch unsre
„Magdalene als ein Beispiel
„Daß der Zauberkopf Cervantes,
„Der verlautete: „was lange
„Schönheit festhält, das ist Tugend",
„Frauen goldne Wahrheit sagte."

28) Magdalenes Schriften enthalten manche stille Klage über die Lauheit und Undankbarkeit ehemaliger Freunde. So meldet sie zum Beispiel: „Tant que le chevalier de Pougens, l'aveugle et fils naturel d'un Bourbon „et son amie Mlle de St. Léon eûrent besoin de moi, tous les deux m'ap„peloient leur ange tutélaire, parceque sous le régime tirannique de Robes„pierre j'ay eu le bonheur de sauver M. de Pougens et dans ce tems lui „et ses alentours m'élevoient aux nues. Cent fois Pougens me disoit: je „vous dois la vie; vous me l'avez sauvé au risque de la votre, tout ce „que j'ay au monde est à votre disposition. Mais quand il a su que la „fortune de mon mari n'avoit pas échappé aux sangsues de la révolution, „dès ce moment lui et ses alentours m'ont tourné le dos. Après quelques „années de séparation le Prince de Galitzin rencontra Pougens et lui parla „de moi, et comme ce dernier n'osoit pas désavouer son ancienne liaison „avec moi, il dit au Prince, qu'il désireroit de me revoir et que ce n'étoit „pas bien de ma part de les avoir quitté, lui et son amie. Mais j'ay fait „comprendre au Prince, que c'étoit bien M. de Pougens et Mlle de St. „Léon qui m'évitoient, crainte que je ne profitasse de ses offres et que je „lui demande un service. Je priois le Prince de dire à M. de Pougens que „jamais je ne le reverrois à moins qu'il n'eût le malheur de risquer encore „une fois d'être persécuté; qu'alors je lui sauverais de réchef et avec mille „plaisirs la vie, sans qu'il risque pour cela que je lui demande le moindre „service. On est assez récompensé par le plaisir de faire le bien," u. s. w.

„Du tems du Directoire et pendant que mon mari étoit en Amérique, „par des quiproquos je fus conduite en prison. Dès que mon propriétaire „Grandjean, charpentier séxagénaire, fut instruit de ce qui venoit de

„m'arriver, il courut chercher deux de ses amis et vint me trouver au „palais de justice pour me défendre avec cette chaleur et avec l'intérêt „propre aux hommes vertueux, quand ils voyent l'innocence dans la peine. „Il s'offrit même de prendre ma place, pourvu que l'on me rende la li- „berté. Tout le monde fut touché de ses procédés envers moi. Lors- „qu'on me rendit la liberté et que ma bonne domestique Victoire, qui „n'avoit pas voulu me quitter, chercha un fiacre, je priais mon brave „propriétaire et ses deux amis de monter en voiture avec moi et de venir „partager mon diner, leur disant que ce seroit une véritable communion „pour moi; mais ils se sauvèrent tous les trois par modestie. On ne „s'imagine pas avec quelle simplicité de pareilles belles actions ont lieu „en silence dans la classe des artisans. C'est un véritable plaisir pour „moi de leur avoir des obligations; aussi ma reconnaissance ne s'éteindra „qu'avec ma vie.

„Ma bonne amie Frescarode, qui m'avoit jointe, croyait obliger le „comte de Schlabberndorf en allant le chercher pour me soutenir au palais „de justice, il n'osa pas refuser de venir m'y trouver, voyant que mon excel- „lente amie s'intéressoit si chaudement pour moi. Mais quel fut mon étonne- „ment lorsque je vis cet homme tremblant comme une feuille et faisant à „peine semblant de me connoitre, crainte de se compromettre! Croyant „que peutêtre je serais obligée de retourner le lendemain au palais, pour y „subir une seconde interrogatoire, le comte de Schlabberndorf me dit tou- „jours en tremblant: il n'est pas nécessaire que je vous voye demain; vous „ferez bien d'avoir toujours recours à votre bon propriétaire. Et c'est un „de ces génies et philosophes allemands, qui ne cesse de prêcher le cou- „rage et l'énergie, s'entend derrière le rideau," u. s. w.

29) Der Expfarrer und Hauptmann Banfi starb daselbst hoch bejahrt Ende Septembers 1835.

30) Der Professor Nannoni war sowohl durch seine Geschicklichkeit in chirurgischen Operationen, als durch seine vielen Schriften bekannt geworden; hat aber auch dafür gesorgt, daß sein Ruhm immer weiter verbreitet werde, indem er selbst eine in marktschreierischem Ton abgefaßte Aufzählung aller von ihm bekleideten Stellen, seiner Werke und Verdienste drucken ließ unter dem Titel: „Cariche occupate in Firenze dal Professore Lorenzo Nannoni ed opere da medesima publicate. „(Firenze, 1809, nella Stamperia di Borgognissanti 8° 520)". Vor dieser Schrift prangt sein Bildniß und in der Beschreibung wird gemeldet, wie dasselbe auch von Angiolo Emilio Lapi nach Gauffier in Kupfer gestochen, einer früher von den „Studenti dell' arcispedale di S. Maria nuova" herausgegebenen Sammlung seiner Dissertationen vorangestellt worden, „mentre il Ritratto annesso alla presente stampa

devesi, tanto per la pittura, quanto per l'incisione ad acqua forte alla pittrice Barbara Bansi di Flaesch, nei Grigioni in Suizzera, e a due anni stabilita in Firenze dopo il lungo soggiorno da lei fatto a Parigi prima di passare a Roma e Napoli dove si trattenne alcuni anni piu."

Da ich selbst nie ein Gemälde von Babette zu Gesicht bekommen, so ließ ich mich in Paris nach dem Grad ihrer Kunstfertigkeit erkundigen und erhielt endlich (im Dezember 1822) von Mlle. Goffroi, einer Schülerin Gerards und seit zwanzig Jahren seine Gehülfin, folgende Auskunft:

„J'ay souvent entendu dire à M. Gérard, que Mad. Nannoni avoit réellement du talent. Son long séjour en Italie lui a procuré l'occasion de faire beaucoup de copies de grands maîtres. Elle y a acquis une correction de dessin qui n'est pas trop commun parmi nous autres femmes. Elle est aussi capable de faire des choses d'invention, car j'ay entendu parler à M. Gérard d'un tableau de genre dont un petit savoyard est le sujet et qui avoit fort bien réussi. — — Elle remplit à la grande satisfaction de ses supérieurs et de ses élèves la place de maîtresse de dessin dans la maison royale de St. Denis."

31) Von den schlechten Streichen des Generals Collot hat Magdalene verschiedene charakteristische Züge aufbewahrt. Sie meldet z. B. von ihm:

„Collot, qui savoit que Swan devoit recevoir une belle somme de sa „liquidation, dit à Schweizer: je vois que vous êtes sans argent; je vous „prêterois 10,000 livres et je ne veux pas que vous empruntiez de qui „que ce soit au monde que de moi. Après beaucoup d'instances mon mari „accepta les 10,000 livres en donnant à Collot une lettre de change sur „Swan, qui auroit dû le rembourser. Schweizer ne pouvoit pas s'imaginer „que ce soidisant service n'étoit qu'une spéculation d'usurier. Collot de„manda 28 par cent d'intérêt et se vantoit partout d'avoir prêté de l'ar„gent à Schweizer. Celui-cy croyoit bonnement après son retour en Eu„rope, que Collot étoit remboursé."

„Mais Swan, de mauvaise fois et gêné par la lenteur de sa liquida„tion avec le gouvernement, mit du retard à ce remboursement. Sur cela „Collot, impatient et méchant, fit mettre prise de corps sur Swan et sur „mon mari, malgré les bonnes hypothèques qu'il avoit. Heureusement „Swan finit par le payer."

Collot rieth auch in Paris einem Mädchen, Schweizer an sich zu fesseln, und sagte ihr: „Il faut séduire Schweizer et puis le faire divorcer avec „sa vieille, pour qu'il vous épouse. Il sera riche après sa liquidation „avec son débiteur, pourlors vous et votre amant (ein junger Mensch, mit dem sie verlobt war) „ne manquerez de rien. Je vous aiderais à mettre

17 *

„en exécution ce que je viens de vous proposer, mais vous n'oublierez „pas mon pot de vin!"

Diese Intrigue ward aber zu Collots Beschämung aufgedeckt und Magdalene schrieb ihm einen (noch in Abschrift vorhandenen höchst originellen) Brief nach ihrer Art, um sich zu bedanken, daß er Willens gewesen, sie mit ihrem Manne zu entzweien, was jenem übrigens nie gelungen wäre, denn ungeachtet seiner Verirrungen hieng Schweizer mit aufrichtiger Hochachtung an seiner Gattin.

„Peu de tems après", meldet Magdalene weiter, „Collot fut moissoné „par la mort. Il mourut comme il a vécu, en jurant et en donnant des „coups à sa soeur. Malgré cela ses parens et son ami, qui a épousé sa „maitresse, ont fait mettre dans tous les journaux des éloges sur la vertu de Collot. O, vanité des vanités!"

32) Mad. Tudor, qu'on a vue depuis en France, a été connue par des écrits très spirituels, dont l'un fut adressé à la reine de France et porté à cette princesse par M. de Chastellux (officier français qui servait dans la guerre d' Amérique contre les Anglais).

Mémoires de Mad. Campan.

33) Diese Creolin hieß Eugenia Cussins. Schweizer schilderte sie „als „eines der interessantesten Geschöpfe der schönen Natur, die er auf seinem „Wege durch's Leben gesehen. Unter dem warmen Himmel St. Domingos „geboren, eine hohe, prächtige, cirkassische Gestalt, voll Frohheit und Naivetät, „das Original einer Thalia für den Meißel. Auf dem klassischen Körper und „dem schönsten Nacken steht ein Haupt, wie eine Passionsblume reifweiß. „Das prächtigste Oval; die Stirne perpendikular; die Nase breit wie der „Muse im Haine Marlys; ein olivengrünes Auge; ein schnell treffender Blick; „die Augeinfassung ideal; die Lippe prächtig, aber voll und reif wie ein Pfir„sichschnitt; die Winkelchen in frohem Leichtsinn heraufgezogen; ein Arm von „weiß und rothen Rosen und eine Brust, um Nebel vor den Augen des „Schauenden aufsteigen zu machen!"

„Und was war sie?

„Eine ruinirte, galante, landstreichende junge Wittwe! Aus den Resten „ihres Vermögens reiste sie, bis Friede sie wieder in Besitz einiger ihrer „vorigen Reichthümer setze. Ihre Familie hatte 300 Sklaven, und im Voll„genuß jeder sterblichen Glückseligkeit war sie wie eine Sultanin erzogen. „Dann lebte sie, nach England geflüchtet, mit einem, nach seinem Bildniß „zu urtheilen, appollischschönen Jüngling und hinterher mit dem Sohne des „Ministers Choiseuil."

Das alles wußte Schweizer, da er es selbst von ihr aufgeschrieben und dennoch ist mehr als Vermuthung vorhanden, daß er sich von dieser Syrene

umgarnen ließ und ein Verhältniß mit ihr unterhielt, das ihn viel Geld kostete und fortdauerte, bis er dessen keines mehr hatte.

34) S. Decret du premier Consul Bonaparte du 22. May 1803, ordonnant d'arrêter tous les Anglais qui commerceaient ou voyageaient en France.

35) Schon im August 1809 meldete mir der Baron Hottinger aus Paris:

„Les comptes de M. Schweizer avec M. Swan ont été examinés et „reglés par un de mes amis (Boyd), qui a donné à ce travail immense „des années. Je n'ay pas vu ces comptes et je ne dois pas les voir, „mais je n'en suis pas moins convaincu de leur exactitude. Il ne peut „pas être question pour M. Schweizer de poursuivre Swan juridiquement „à Paris. Dès que le gouvernement auroit connaissance de ces comptes „entre deux associés, dont le résultat indique les bénéfices qui ont été „faits sur lui, il est indubitable qu'il reviendroit lui même sur sa comptabilité avec eux, et nous avons plus d'un exemple, qu'il traite avec la „dernière rigueur ceux sur qu'il établit des réclamations bien ou mal „fondées.“ Und unterm 7. Januar 1811 meldete Picquet Schweizern:

„Je sais par une voye sécrète, que les procureurs impériaux ont „ordre de prendre connaissance de tout procès ou litige entre personnes, „qui ont été agents ou fournisseurs du gouvernement.“

36) Dieser Bremond, der Sohn eines Gerbers von Brignolles, dessen Mutter als Wittwe den Gewerb ihres Mannes unter der Firma Veuve Brémond et fils bis zur Revolution fortführte, ist der nämliche, welcher während der schweizerischen Revolution durch seine Umtriebe im Canton Freiburg und neulich noch als brasilianischer Consul berüchtigt ward, in dieser letztern Eigenschaft eine Menge unglücklicher Landleute zur Auswanderung nach Brasilien durch allerlei Vorspiegelungen verführte, dieselben gewissenlos täuschte, indem er die Summen unterschlug, die zu ihrem Unterhalt hätten dienen sollen, so daß sie schon in Holland dem Mangel und der Verzweiflung Preis gegeben wurden, und welcher nachher eine Kapelle zu Semsales gestiftet und ausgesteuert hat, um die Vorwürfe, die ihm von allen Seiten gemacht wurden, von sich abzulehnen und als ein Scheinheiliger die Welt und den Himmel, vielleicht auch sein Gewissen, wenn er eines in sich fühlen sollte, zu bestechen und zu beschwichtigen.

37) Wie Schweizer in Amerika, wahrscheinlich durch Jeanneret, der froh sein mochte, einen Umstand zu berichten, der ihn vielleicht einer Abrechnung überheben könnte, die Nachricht erhielt, daß Witry vermißt werde, dichtete er folgende Zeilen auf denselben:

„Witrys Grab.“

(„Der Maltheserritter und französische Grenadierhauptmann Witry d'„Everlanges aus Tongres in Flandern, dessen Manen die Freundschaft diese

„Zeilen weiht, einer der edelsten Männer, den der Dichter je an sein Herz „drückte, ward vermuthlich durch einen solchen Unfall, wie das Epigramm „denkt, auf einer seiner misanthropischen Fußwanderungen durch Europa „1794 vermißt).

„Welche Erde bedeckt und welcher Himmel bethauet,
„Biedrer Witry, dein Grab? Ueber die Leichen der Schlacht
„Führtest du wundlos zurück die rauchschwarzen Krieger zum Lager,
„Und aus gerötheter Fluth trug die Galeere dich auch
„Auf blutvollem Verdeck, zersplittert den Mast und die Ruder,
„Langsam über die Wog', steigend und sinkend zum Port,
„Wo der Tapferkeit Lohn dir Fulvias Handtuch zuwinkte.
„War's in der Tiefe des Walds denn, daß ein Mörder dich stürzt'?
„Ha, er flehte dich an, so ein Frevler in Hülle der Armuth,
„Edler Cyniker, als, nur deine Dornkeul' im Arm,
„Schlechte Menschen du flohst, um Verruchterer Opfer zu fallen!
„In einem Dickigt wohl liegt nun dein zerschlagnes Gebein!
„Blätterbehäufete Erd' bedeckt's und ein tapferer Eber
„Schnaubt auf des tapferen Manns Grab als ein Sinnbild von ihm!
„Hartes Schicksal! war es der Mann dieser Zeit, dem sein Gold bloß
„Staub, und Freundschaft nur Gold, dem nur die Tugend es war,
„Den mit eiserner Faust in den Nacken zu schlagen du wähltest?
„Flieh', o falsches! dir flucht, wer diesen Edeln je liebt'!"

38) Le Chevalier de Malthe, de Witry, eut la direction du commun trésor de toutes les langues de l'ordre à St. Petersburg. 1799 il eut en outre une commanderie de mille roubles.

Mémoires de l'abbé Georgel T. VI. p. 190.

39) Der Doktor Schwediauer, welcher aus seiner Herkunft stets ein Geheimniß machte, aber seiner Aussprache nach ein Oesterreicher und aus der Steiermark gebürtig sein muß, ist durch seine neue und treffliche Heilmethode der Syphilis bekannt. Er hatte sich lang als ausübender Arzt in England aufgehalten und daneben allerlei Unternehmungen betrieben, die größtentheils zu seinem Nutzen ausfielen. So besaß und bewarb er z. B. in Schottland Bergwerke, von welchen in Faujas de St. Fonds Reisebeschreibung die Rede ist, und soll bedeutende Kenntnisse vom Bergbau und allen dahin einschlagenden Wissenschaften haben. Seit vielen Jahren hat er nun auch in Paris praktizirt und sich daselbst noch mehr bereichert. Im Jahr 1807 anerbot er sich, die Linthentsumpfung auf seine Kosten zu bewerkstelligen, womit er eine gute Spekulation zu machen hoffte, und ich erhielt durch Schweizer den Auftrag, sein Projekt meinem Schwager, H. v. Reinhard, damals regierendem Landammann der Schweiz, vorzulegen. Da

diese vaterländische Unternehmung aber schon dem H. Staatsrath Hs. Conr. Escher, der dadurch sein Andenken verewigt hat, mit dem unbegrenztesten Zutrauen übertragen war, so wurde Schwediauers Vorschlag nicht weiter beachtet.

Bei seinen manigfaltigen Kenntnissen ist dieser Mann von der niedrigsten Habsucht besessen. So lange Schweizer noch Aussichten auf ein glänzendes Vermögen hatte, behandelte ihn Schwediauer mit der größten Sorgfalt; wie aber diese Aussichten verschwanden, vernachlässigte ihn der eigensüchtige Arzt und bekümmerte sich weiter nicht mehr um dessen immer bedenklicher werdende Gesundheitsumstände. Magdalene meldet von ihm: „il „traite les pauvres comme un bourreau. Je lui en avois envoyé deux qui „avoient des maladies que lui seul, dit-on, pouvoit guérir. Sa première „demande fut: avez-vous de l'argent? Non, répondit l'un. Alors dé„campez de chez moi, s'écria le docteur. Vous voulez donc que je meure, „reprit le malade. Mourez ou vivez, cela m'est égal, fut le dernier mot „du docteur. — Un jeune homme qui avoit des dartres, le pria de le „traiter. Je le veux bien, dit le docteur, mais il faut que vous me don„niez 50 louis d'avance. Ah, reprit le jeune homme, cela n'est pas pos„sible! Je n'en ay que 20 en tout, si vous les voulez. Allez-vous en, „répondit le docteur, je ne veux rien avoir à faire avec des gueux!“

40) In diesem psychologisch merkwürdigen Briefe führt Schweizer als Beweis seiner Geschäftsfähigkeit folgenden Dienst an, den er seinen Mitbürgern geleistet zu haben meinte:

„A peine, dans une éxaltation de Wighisme constitutionel, eus-je „pris la résolution de m'éxiler volontairement d'une république, où l'obscu„rité de ma famille ne me permettoit point d'arriver que par des parjures „et des bassesses à l'honneur de servir mon pays, qu'une augmentation „énorme des droits d'entrée et l'achéminement à des mesures absolument „prohibitives du gouvernement françois mirent mes confrères, les négo„tiants de mousselines à Zurich et l'immense nombre de leurs pauvres manu„facturiers dans la plus grande consternation. Moi seul je restais rassuré „par un calcul très marchand que j'avois fait et qui m'encouragea assez, „pour me donner l'espérance de nous sauver tous des malheurs qui nous „ménaçoient. Les premières maisons de Zurich (qui aujourd'hui oublient le „service que je leur ay rendu) signèrent tout ce que je demandois; je partis „et j'obtins à Versailles aussi tout ce que je demandois et sans l'ouragan „de la révolution, qui survint et déracina des chênes séculaires, ces Mes„sieurs auroient bientôt fumé leurs pipes très tranquillement à l'ombre du „jeune arbre que j'avois planté.“

Der gute Schweizer vergaß aber, daß diese Herren, weit entfernt, ihre

Pfeife ruhig rauchen zu können, bei allen ihren Unternehmungen in Frankreich, gleich wie er selbst, den besten Theil ihres Vermögens eingebüßt haben. Seine Geschäftsfähigkeit hätte einsehen sollen, daß jener Zeitpunkt nicht bloß gefährlich, sondern entschieden verderblich war.

41) Diese einer ehrenvollen Erwähnung werthe Verordnung mußte Schweizern um so mehr freuen, als er selbst in ähnlichem Sinne gegen seinen Freund Leonhard Schultheß gehandelt, und demselben einst in Zeiten des Wohlstandes, nachdem er ihn zu einer Unternehmung zu gleichen Theilen bewogen, das Geschäft aber mißglückte und die ganze Einlage dabei verloren gieng, dessen Antheil daran, als wäre alles nach Wunsch gelungen, mit 80,000 Franken vergütet hat, ohne denselben nur wissen zu lassen, daß die gemeinschaftliche Unternehmung fehlgeschlagen.

42) Als ich in Paris war, besuchte ich diesen Perignon in seinem Kabinet, „orné en boudoir de fille d'opéra", um ihm die erneuerte Betreibung des Prozesses gegen Parker dringend zu empfehlen, denn obgleich das mögliche Ergebniß desselben durch die Transaktion (vom 4. Juli 1811) mit Swan diesem letztern zugesichert war, so hätten ihn doch die daraus herfließenden Summen desto eher in den Fall setzen sollen, einen Theil seiner Wechsel einzulösen. Perignon versprach mit glatten Worten sein möglichstes zu thun. Nach Verfluß einiger Monate aber schickte er alle Schriften zurück, sagte sich von dieser Sache ganz und förmlich los, ohne nur Gründe seines Rücktrittes anzuführen, wollte nichts weiter darüber anhören und zahlte keinen Heller von den ihm für seine ferneren Bemühungen von Schweizer zum voraus eingehändigten Summen zurück. Es verlautete, der reiche Parker habe ihn vermittelst eines Geschenkes von 10,000 Franken zu diesem Schritte bewogen. Nachher wurde der Advokat de la Grange, bei dem sich Schweizer in den letzten Zeiten öfters Rath erholt, ohne denselben zu befolgen, mit diesem Prozesse beauftragt.

43) Schweizers Originalität gefiel sich immer in Verhältnissen mit Menschen, die sich ebenfalls durch sonderbare Geistesrichtung und Schicksale auszeichneten. Ein solcher war auch sein Arzt, der Marquis Romero von Terreros, Sohn des Vicekönigs von Mexiko, und daselbst geboren. Von früher Jugend an zeigte dieser Edelmann eine unüberwindliche Neigung für die Heilkunde, und ob er gleich nach dem spanischen Mutterlande und an den Hof von Aranjuez als Page der Königin gebracht wurde, war diese Neigung so wenig zu unterdrücken, daß er darüber mit seiner ganzen Familie zerfiel und alle Aussichten auf glänzende Beförderungen aufgab, um sich ganz dem Studium seiner Lieblingswissenschaft zu überlassen und den Doktorgrad anzunehmen. Von seinen Anverwandten verläugnet, ohne andere Unterstützung als diejenige, welche seine Kunst ihm verschaffte, reiste er

durch Spanien, Portugal, England und Frankreich, und ließ sich endlich in Paris nieder. Als ein excentrischer Kopf war er für alle Krankheiten, die von Schwäche und Erschöpfung herrühren, auf eine Heilmethode verfallen, bei welcher ein ungeheures Quantum Chinarinde, deren Eigenschaften er schon in Mexiko studirt hatte, in einer höchst conzentrirten Form angewendet wurde, und deren Wirkung bei solcher Behandlung mitunter auffallend günstige Erscheinungen zeigte. Aber die von ihm verschriebenen Arzneien waren so theuer, daß ein Fläschchen seiner Dekokte bei Cadet und andern Apothekern 24 bis 34 Franken kostete, woraus manigfaltige Prozesse zwischen geheilten Kranken und Apothekern wegen der Kostspieligkeit der Mittel entstanden. So ließ z. B. die Frau Wittwe Schultheß, geborne Meyer von Zürich, welche nebst ihren zwei Söhnen in Paris von Terreros ärztlich behandelt worden, einen solchen durch die öffentlichen Blätter und gedruckte Denkschriften berühmt gewordenen Prozeß gegen den Apotheker Trepier führen, dessen Rechnungen für die innerhalb achtzehn Monaten gelieferten Chinadekokte 26,711 Franken betrugen, der aber wieder beigelegt und gütlich verglichen wurde. Man vermuthete mit Unrecht, der Arzt und der Apotheker hätten sich zusammen verstanden, das Publikum zu prellen und einen ungeheuern und unrechtmäßigen Gewinn unter sich zu theilen. Terreros, ein stolzer Stoiker, lebte einfach und starb arm wie ein Philosoph.

Da bei vielen Leuten noch immer das Vorurtheil herrschte, Terreros sei ein Abenteurer gewesen, der sich einen falschen Namen gegeben, u. s. w. so benutzte ich eine gute Gelegenheit, über die eigentliche Herkunft dieses Mannes in Südamerika Erkundigungen einziehen zu lassen. Der Gemahl der Frau Sulzer, geb. Welch, bei welcher meine Tochter Marie ein Jahr in Lausanne zubrachte, war schon früher in Mexiko gewesen und befand sich nun wieder daselbst als erster Agent der rheinisch-westindischen Handelsgesellschaft. Diesen ließ ich — im Juli 1823 — durch seine Gemahlin fragen, ob er nichts von einem solchen Terreros wisse. Die Antwort erfolgte erst im folgenden Jahr und Frau Sulzer schrieb mir unterm 13. Juli 1824: „I must now copy the answer (ihres Gemahles) a bout Dr. Romero de Terreros:

„Pray tell Mr Hess, with my compls, that this is the family name, „but that he was Marquis of St Cristoval, no aventurier, brother of the „late immensely rich Count of Regla, who inherited his additional title „and Majorath, the Marquis dying with out legitimate childern at Paris. „The present Count of Regla, son of the late being married to the daugh-„ter of my favorite Donna Ignatia Rodriguez, I can give Mr Hess the „most minute details about the enthusiastic physician, if he wishes for „any further.“ —

Ob der Vater dieses seltenen Arztes wirklich Vicekönig von Mexiko gewesen, wie es Magdalene verstanden haben wollte, ward hier nicht berührt, was im Grunde gleichgültig ist, und bei der großen Entfernung mochte ich den mit Geschäften überhäuften H. Sulzer auch nicht mit weitern Fragen behelligen, da nun der Hauptumstand mir genügend bestätigt ist.

Korreff, Schweizers früherer Arzt, ein Mann von sonderbarer Gewandtheit und ausgebreiteten Kenntnissen, ist ein Hebräer und aus Breslau gebürtig. Nachdem er halb Europa durchreist, praktizirte er einige Zeit in Paris, woselbst er Aufsehen erregte, und unter andern vornehmen Patienten auch den russischen Botschafter, Fürst Kurakin, von den Verletzungen heilte, die dieser bei dem Brande des Ballhauses davon getragen, wo die Fürstin von Schwarzenberg ein Opfer der Flammen wurde. Koreff versteht sich besonders gut auf die Behandlung von Gemüthskrankheiten. Im Jahr 1811 verließ er Paris mit der Wittwe des Generals Grafen von Cüstine, hielt sich mehrere Monate in der Schweiz auf und kam dann nach Berlin. Hier wußte er das Vertrauen des Fürsten von Hardenberg, nachdem er denselben von einer schweren Krankheit hergestellt, in so hohem Grade zu gewinnen, daß er von nun an in dessen Hause wohnte, als vortragender Rath den größten Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte, zumal in wissenschaftlichen und akademischen Angelegenheiten gewann und auch als Hausfreund an der fürstlichen Tafel das große Wort führte. Auf einmal aber löste, aus unbekannten Gründen, sich dieses Verhältniß wieder auf und Koreff trat in den Privatstand zurück.

44) Dieser niederträchtige Schmeichler war ein Arzt und Gelehrter, Namens Jaubert, ein eigentlicher Tartüffe und Unterhändler Bremonds, der sich schon in den Zeiten von Schweizers Wohlstand an ihn angeschmiegt, ihm Geld abgezapft und sich auch in die Angelegenheit der von Mangin und der Finot beraubten Kasse gemischt hatte. „Il disoit à mon mari", meldet Magdalene, „je ne suis heureux que quand je vous vois; vous êtes le pre„mier des hommes, je vous trouve audessus de tout ce que j'ai vu de plus „parfait au monde. — Permettez-moi de vous observer, répliqua Schweizer, „que je trouve vos adulations bien désagréables. Mais M. Jaubert ne se „laissa point rebuter. Lorsque mon mari tomba malade en 1809, le doc„teur lui dit d'un ton miélleux: mon cher M. Schweizer, je ne vous quit„terais plus. Sur cela le malade lui répondit: M. le docteur, je vous con„jure, cessez de me fatiguer; j'aurais l'honneur de vous donner une grati„fication comme si vous m'aviez rendu les services d'un médecin, mais à „condition que vous ne vous donniez plus la peine de venir me voir. Le „docteur accepta l'argent sans honte et mon mari fut content d'être dé„barrassé de ses importunités. Quelques jours après Jaubert me fit une

„visite sous prétexte, de s'informer après la santé de son cher M. Schweizer. „Sa conversation fut instructive comme à l'ordinaire et en même temps „très adroite, car il sut intercaler le chapitre de la jurisprudence, pour me „faire la question, si les loix de mon pays permettoient d'instituer un „étranger comme héritier. Non, lui répliquai-je froidement. Cette réponse „rendit sa mine doucereuse un peu rébarbarative; mais une nouvelle idée „la recomposa pour me demander encore, si dumoins on pouvoit faire des „legs aux étrangers. Si l'on veut, répondis-je, en me levant pour m'en aller. „Alors il me quitta en faisant bien des courbettes et je ne l'ay plus revu. „Sachant plus tard que la vie de mon mari ne tenoit plus qu'à un fil, il „guetta le moment de sa fin et trois jours après son décès il vint parler „au sécrétaire Freytag, pour lui dire, qu'il compte bien sur un legs. Le „brave Freytag fut tellement révolté, qu'il dit au docteur: dans le testa- „ment de M. Schweizer il n'a jamais pu être question d'un homme comme „vous, et lui ferma la porte au nez."

45) Schweizer hatte seinem deutschen Epitaph noch eine französische Uebersetzung desselben beigelegt.

Ich habe versucht, Schweizers rührende Idee in folgende Zeilen umzusetzen:

An Amyntors Grab.

Endlich hast du nun Ruh', du armer Amyntor! Du lagest
Früh schon im Schooße des Glücks, aber du kanntest es nie,
Flohst es und jagtest nach dessen Phantom, das, wie Gemse den Jäger,
Dich auf schwindelnde Höh'n lockt', an der Abgründe Rand.
Freunde hattest du, treu wie Götter, doch gabst du für andre,
Ach, für falsche! dein Gold, selbst dein Blut für sie hin!
Wolltest kaltem Marmor Gefühl und Leben erzwingen,
Kühner, doch minder beglückt, als es Pygmalion war;
Wolltest die Hände dir wärmen am Mond und fror'st an der Sonne,
Schufst aus Wonne dir Gram, Honig in Galle dir um.
Hoch am beschneiten Parnaß lag auch ein Gärtchen, das dein war,
Aber es reifte dir nie zwecklos gezogene Frucht,
Und von Blüthen war dort nur einzig der Aloe Knospe,
Die nur dem Tod sich entschließt, in dem Treibhaus zu sehn.
Ja, wohl warst du ein Thor, doch ein edler! und all deine Fehler
Wiegen ein Laster nicht auf; keinem hast du gefröhnt.
Nein! Du verzehrtest mit glühender Seele die Tugend und schwimmend
Wolltest durch stürmisches Meer dich ihrem Tempel du nah'n —
Doch die Parze, sie hatte zu dünn dir den Faden gesponnen,
Schwach war dein rudernder Arm und du versankst in der Fluth!

Armer Amyntor, und kämpfend und sinkend erhobst du noch einmal
Deinen brechenden Blick auf die Freundschaft, daß sie
Deiner gedenke — und dann noch den letzten auf treulose Hoffnung,
Daß sie nur einmal dich noch täusche mit lächelndem Wahn!

46) Ich hatte in der Folge noch einen lästigen Briefwechsel mit Picquet zu führen. Er hoffte, noch einigen Nutzen aus seinem Antheil an unsern gemeinschaftlichen Ländertiteln ziehen zu können und wollte mich immer bereden, die Fonds, welche ihm selbst mangelten, für diese verdorbenen Geschäfte vorzuschießen, was ich aber beharrlich ablehnte. Er starb den 23. November 1818, 72 Jahr alt und endete, wie alle solche Intriguanten, indem er nichts als Schulden hinterließ, so daß seine Söhne sich nicht getrauten, seinen Nachlaß anzutreten und genöthigt wurden das Beneficium inventarii zu begehren.

47) Goldschmied hatte als Unterpfand, das aber bei seinen Handen geblieben, eine Portion künstlichen Champagnerwein und Wermuth-Extrakt für die ihm von Schweizer vorgestreckten 4500 Franken verschrieben. Wie man aber, nach des letztern Tode, diese Effekte an Zahlungsstatt in Empfang nehmen wollte, hieß es, mehr als die Hälfte der mit fixer Luft übersättigten Champagnerflaschen sei zersprungen, der Wermuth-Extrakt war von schlechter Beschaffenheit und am Ende ward aus dieser ganzen „pacotille chymique“ nicht mehr als 606 Franken gelöst!

48) Einen neuen Beweis, wie sonderbar die Umgebungen des Schweizerischen Ehepaares von jeher beschaffen gewesen, liefert die Jugendgeschichte von Magdalenes Kammerfrau, Victoire, die mir erst später bekannt wurde und welche ihrer Sonderbarkeit wegen hier noch eingerückt zu werden verdient.

Als mein Sohn im August 1824 nach Paris kam, wollte er die gute Victoire aufsuchen. Wie er aber deßwegen in die Wohnung des H. Clô kam, vernahm er, sie sei in den ersten Märztagen gestorben und H. Clô untröstlich, sie verloren zu haben. Dieser hatte mir im April darüber geschrieben, allein sein Brief war verloren gegangen. Nun wiederholte er mir denselben und trug mir zugleich auf, mich zu erkundigen, ob noch Anverwandte von ihr vorhanden wären, um diesen ihren in wenig baarem Geld, aber allerlei andern nicht ganz unbedeutenden Gegenständen bestehenden Nachlaß zu übersenden. Er wußte nicht genau, wo sie eigentlich hergestammt, und ich selbst hatte einst bloß zufällig von ihr erfahren, daß sie aus dem ehemaligen Bisthum Basel gebürtig sei, während ich sie früher für eine Französin gehalten. Ich ließ jetzt durch einen Freund den Pfarrer Besson von Dachsfelden (Tavannes) in den dortigen Taufregistern nachschlagen und entdeckte nun zu meinem größten Erstaunen ihre frühere höchst abenteuerliche Geschichte. Diese Victoire, in Paris und hier in meiner Familie all-

gemein als eine treue, verständige und musterhafte Person geachtet, war eine — zum Tode verurtheilte, durch List und Gewalt dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entrissene und geflüchtete Kindesmörderin! Der Pfarrer Besson lieferte mir die unzweideutigsten Berichte über sie und durch Vergleichung von Briefen, die sie in jener Zeit und später geschrieben, konnte ich an der Identität der Personen durchaus nicht mehr zweifeln.

Sie hieß eigentlich Marguerite, geboren im Jahr 1757, und war die Tochter eines armen Taglöhners von Reconvilliers, Namens Frêne, der frühe Wittwer geworden und seine unerzognen Kinder im Bettel herumziehen ließ. Als Marguerite erwachsen war, kam sie als Dienstmagd in eines der angesehensten Häuser des Dorfes, wo sich ein wohlhabender Jüngling in sie verliebte. Sie ließ sich auch bald bereitwillig mit ihm ein und hatte Hoffnung, von ihm unter die Haube gebracht zu werden. Plötzlich aber entzog sie ihm ihre Zuneigung, begab sich im Anfang des Jahrs 1785 nach Cortebert (Dorf zwischen Corgemont und Courtelary), und trat daselbst in einen neuen Dienst. Hier erwarb sie sich bald auch wieder das unbegrenzte Zutrauen der Hausvorsteher, sowie die Freundschaft der ganzen Gemeinde. Ohne schön zu sein, zeichnete sie, bei hohem schlankem Wuchs, sich durch ein besonders einnehmendes Wesen aus und ward von allen jungen Leuten deßwegen gesucht und geliebt. Wenn auch bloß eine arme Dienstmagd, durfte sie doch bei keinem ländlichen Feste fehlen, wo sie bald wieder einen Liebhaber fand, dem sie den frühern gänzlich aufopferte. Vergebens kam der Verschmähte nach Cortebert herüber, seine frühern Rechte zu behaupten; vergebens schrieb er ihr dringende Briefe, die noch vorhanden sind, um ihr zu Gemüth zu führen, es möchte hohe Zeit sein ihn zu heirathen, indem sie wahrscheinlich von ihm schwanger sei: sie leugnete diesen Umstand hartnäckig, erklärte ihm, sie begehre nie seine Frau zu werden und wolle ein für alle Mal nichts mehr von ihm wissen! Der Jüngling riß sich nun endlich von ihr los und verließ aus Gram über seine getäuschte Hoffnung die Heimat für lange. Marguerite aber lebte bloß für ihre neue Leidenschaft, genoß fortdauernd die allgemeine Achtung und schlief sogar, wie ein eignes Kind gehalten, mit der Tochter des Hauses, wo sie diente, in dem nämlichen Bette.

Einst war Marguerite mehrmals in der Nacht, unter Vorwand von Uebelbefinden, lange ausgeblieben. Am folgenden Morgen, als beide Mädchen zu gleicher Zeit aufstehen wollten, wurde die Tochter des Hauses Spuren von Blut gewahr. Sie erschrack und fragte. Nun gestand ihr Marguerite, daß sie geboren und die Frucht ihres Vergehens ermordet habe, und warf sich dann in einem Anfall von Verzweiflung wieder auf das Bette. Das Mädchen eilte zum Vater, entdeckte ihm in der ersten Angst, was sich zugetragen, und dieser, der sich das Ereigniß dermaßen zu Herzen nahm,

daß er einige Monate später aus Verdruß darüber starb, lief besinnungslos zum Pfarrer von Corgemont, um sich zu berathen. Der Pfarrer drang auf amtliche Anzeige. Sobald diese gemacht war, bot der Landvogt Imer zu Courtelary Bewaffnete auf, ließ das Haus umstellen und die unglückliche Verbrecherin, welche sich nicht einmal zu verstecken gesucht, verhaften. Sie gestand auch ihre That ohne Ausflüchte, und auf ihre Aussage ward ihr todtes Kind, das sie in eine Schachtel verpackt hatte, im Keller hinter einer Sauerkohlkufe gefunden. Sie ward nach Courtelary gebracht, aus Schonung für ihren Zustand aber nicht in ein Gefängniß, sondern bloß in die auf dem Erdgeschoß befindliche und unvergitterte Schlafkammer des Gefangenwärters und seiner Frau gelegt, wo sie ungefähr vierzehn Tage blieb und zu genesen begann.

Mittlerweile war der Vorfall in der ganzen Gegend und auch Margueritens Anverwandten bekannt geworden. Der Jammer und die Theilnahme waren so groß, daß ihr Bruder Jaques beschloß, sie mit Hülfe ihres Schwagers Beuille, eines armen Schusters, und eines Nachbars, Namens Chochard, um jeden Preis zu befreien. Zu diesem Ende ward ihre Schwester Susanne, des Schusters Frau, zu ihr geschickt, erhielt die Erlaubniß sie in Beisein des Wärters zu sprechen und es gelang ihr, der Verhafteten unbemerkt ein Zettelchen zuzustecken, wodurch sie benachrichtigt wurde, wie sie sich zu verhalten habe.

In der Nacht, als der Wärter und seine Frau im ersten Schlafe lagen, ward sachte von außen an das Fenster gepocht. Es war das verabredete Zeichen. Marguerite schlüpfte im bloßen Hemde behend aus dem leise geöffneten Fenster, ward schnell in einen Mantel gehüllt und in den nahen Wald entführt, wo sie männliche Kleider anzuziehen bekam. Bald aber fiel in Courtelary ein Schuß. Der Wärter war erwacht und machte Lärm. Erschrocken eilten die Flüchtlinge weiter gegen Süden, durch den langen Tannenwald, der das St. Imerthal auf den Bergrücken bekränzt. Gegen ein Uhr nach Mitternacht erblickten sie das ganze Dorf Courtelary erleuchtet, hörten auf der Straße durch's Thal galopirende Pferde und sahen, wie in allen Dörfern, wo die Nachsetzenden durcheilten, Lichter angezündet wurden. Unentdeckt, wenn auch vor Todesangst zitternd, erreichte Marguerite mit ihren Befreiern La Chauxdefond, wo alle viere ein paar Tage versteckt blieben, dann aber, da sie sich nicht mehr sicher wußten, sich weiter nach den Brenets und von da über den Doubs auf französischen Boden begaben. Hier ward beschlossen, Marguerite müsse, um nicht so leicht entdeckt zu werden, von nun an und zum Gedächtniß an den über die Justiz errungenen Sieg Victoire heißen, und unter diesem Namen, den sie seither immer behalten, ward sie durch ihren Bruder bei einem burgundischen Bauer unter-

gebracht. Er selbst wandte sich mit seinen Gefährten, in der Hoffnung, durch ihre Rückkehr allem Verdacht zu entgehen, nach Hause zurück. Allein der Schuster Weuille und Chochard wurden sogleich verhaftet, während Jaques Frêne, zeitig gewarnet, sich schon wieder aus dem Staube gemacht hatte. Wie nun der Prozeß begann und der Aufenthalt seiner Schwester leicht entdeckt werden konnte, so führte er sie aus ihrem Zufluchtsorte weg nach Besançon, gab ihr alles Geld, was er erübrigen konnte, und setzte sie unter heißen Abschiedsthränen in die nach Paris abfahrende Diligeance, um sie nie wieder zu sehen.

Bald nachher wurde der Prozeß geschlossen, gegen Marguerite Frêne das Contumazurtheil des Todes ausgesprochen und ihr Bild mit ihrem Namen und mit der Inschrift „Kindesmörderin" auf das Hochgericht ausgestellt.

Der Schuster Weuille und Chochard blieben lang verhaftet und wurden mit starken Bußen belegt. Noch heut zu Tage muß der erstere, welcher noch lebt, eine Summe von zwölf Louisd'or, die er aufnahm, um die Prozeßkosten zu bezahlen, aus seinem kärglichen Erwerb verzinsen; der letztere ist gestorben.

Jaques Frêne trieb sich viele Jahre flüchtig und im tiefsten Elend an den Grenzen herum, immer noch verfolgt und öfters auf dem Punkt, ergriffen zu werden; bis er endlich, als die Franzosen das Ergolz besetzten, sich wieder heimzukehren getraute, wo dann auch dieser Handel über den Stürmen der Revolution in Vergessenheit gerieth und niemand weiter nach ihm fragte. Im Jahr 1823 ward er beim Holzfällen vom Sturz einer Tanne zerschmettert und hinterließ zwei verheirathete blutarme Töchter. Der Vater war schon im Jahr 1791 gestorben.

Wie Victoire sich bei ihrer Ankunft in Paris beholfen, ist unbekannt. Sie scheint sich bald nach Courbevoi gewandt zu haben, wo sie wahrscheinlich bekannte Landsleute unter den daselbst in der Kaserne befindlichen Schweizergardisten angetroffen. Dann kam sie zu einer Mad. Büthiau, Straße Bondy, wo sie als Magd in einem beschwerlichen Dienst ihren Unterhalt fand. In der Folge heirathete sie einen ehemaligen Corporal der Schweizergarde, Namens Beauchard, der später bei der Maschinerie eines Theaters angestellt war, von dem sie einige Kinder hatte, die aber alle, so wie ihr Mann gestorben sind. Noch bei seinen Lebzeiten nahm sie Dienste bei Mad. Sonthonas und wurde von dieser zuletzt Magdalenen empfohlen, bei welcher sie über sechszehn Jahre zubrachte, und die wohl nie etwas von ihren frühern Schicksalen geahnt haben mag.

Victoire hat nun zwar das in der Jugend begangene Verbrechen durch ihre spätere gute Aufführung in Vergessenheit gebracht; ich kann mich aber doch nie mehr ganz mit ihrem Andenken aussöhnen, weil sie, welche bei

Magdalene einen großen Jahrlohn, den sie nicht brauchte, daneben fast alle Kleidungsstücke, dann noch ein ansehnliches Legat geschenkt bekam und später noch in Paris von uns bedacht wurde, ihren armen Anverwandten, die durch sie in's tiefste Elend gerathen, nie die geringste Unterstützung zukommen ließ.

Nachdem ich mit vieler Mühe diese abenteuerliche Geschichte aufgeklärt, ertheilte ich dem guten Clô im Dezember 1824 Bericht darüber, erhielt aber keine Antwort und vernahm endlich auf wiederholte Nachfrage, daß er, noch ehe er meinen Brief erhalten, vom Schlage getroffen, plötzlich gestorben sei. Jetzt glaubte ich alles für Victoires arme Verwandten verloren. Allein mein umständlicher Bericht, der das überzeugende Gepräg der Wahrheit trug, war zum Glück in die Hände eines ehrlichen, mit Clôs Liquidation beauftragten Commissairs gerathen, der, früher mit Clô befreundet, von diesem erfahren, daß ein gewisser Kasten, in welchem Victoires Habseligkeiten verschlossen waren, sein Eigenthum nicht sei. Der Commissair trat mit dem Pfarrer Besson in Briefwechsel und so wurde nach bedeutendem Abzug von Victoires Guthaben bei Clô, der insolvent gestorben, noch etwas für die armen Leute in Reconvilliers gerettet, die nun aber wegen dieser kleinen Erbschaft noch unter einander selbst in Streit geriethen.

49) Ehe Magdalene im Jahr 1812 ihre Wohnung in Zürich bezog, legte ich ihr folgende Strophen in ihren Schreibtisch:

Die Rückkehr in's Vaterland.
An Magdalene.

Wer kehrt nicht gern in's Vaterland
Zurück auf heimathliche Fluren,
Und sucht auf halberloschnen Spuren
Den Pfad, der einst voll Blumen stand,
Als uns, Vertrauen in den Blicken,
Mit kindlich spielendem Entzücken,
Die Jugend frische Kränze wand!

Und mußten auf des Lebens Bahn
Wir auch durch freudenleere Steppen
Das kummervolle Dasein schleppen,
Früh aufgeschreckt aus süßem Wahn,
Trat auch das Schicksal spottend nieder
Der Hoffnung Saat — hier lächelt wieder
Uns die Erinn'rung freundlich an.

Und kehren wir allein zurück
Von zweckberaubter Lebensreise,
Und schwanden auch aus unserm Kreise,
Vor unserm thränenschweren Blick
All' die befreundeten Gestalten,
Die jüngst an unsrer Seite wallten,
Entfloh mit ihnen Ruh' und Glück: —

Wenn eines wieder Frieden bringt,
So sind's der Heimat traute Bilder!
Am Lebensabend sind sie milder
Beleuchtet, und ihr Zauber dringt
Wie Freundesstimme tief zum Herzen,
In dem nun, trotz der neuen Schmerzen,
Das Lied der frühern Tage klingt.

So kehrst auch du nun an das Ziel,
Geliebte Freundin, zu den Laren
Der Jugend wieder: ach, erfahren
Hast du des Glücks grausames Spiel
Wie wenige! Doch deine Leiden,
Sie führen sicher, wie das Scheiden
Zum Wiedersehn, zum höhern Ziel!

Und einer bessern Zukunft Pfand
Reicht schon die Rückkehr zu den Deinen
Dir jetzt. Du sollst nicht immer weinen!
Aus dieser Welt voll Unbestand,
Voll Trug und Ungemach und Mängel
Führt all' uns einst ein guter Engel
Empor in's wahre Vaterland!

59) Ueber das Ende des vielgeprüften Witry berichtete H. Autran von Biel unterm 3. September 1823 aus Taganrog an H. Pfarrer Appenzeller: „Noch bei meiner Anwesenheit in der Schweiz erkundigte sich Ihr Freund „D. Heß nach einem M. de Witry d'Everlanges, ehemals Grenadierhauptmann „und nachheriger Jesuit in Odessa. Er war in letzterer Stadt sehr bekannt „und es wurde mir nicht schwer ihn zu erfragen. Er starb daselbst gegen „Ende des Jahrs 1814 und zwar aus Gram, die Beerdigung eines seiner „guten Freunde, der sich selbst um's Leben gebracht hatte, gemäß seiner Be„rufspflichten verweigern zu müssen."

51) „Das Ausland“ von 1835 Nro. 340 S. 1358 bringt folgende Schilderung aus Sainte Pelagie:

„Jedes Land, jede Provinz, jede Stadt haben ihre Notabilität; so auch jedes Gefängniß. In einem Schuldenhaus kann es an Originalen nicht fehlen. Die merkwürdigste Erscheinung in dem alten St. Pelagie war Oberst Swan, ein geborner Amerikaner (er ist nicht in Amerika, sondern in Schottland geboren), der fünfundzwanzig Jahre in der Schuldenhaft zugebracht hat. Dieser Mann war nach und nach die wandelnde Geschichte des Hauses, der Aelteste des Ortes, der König der Anstalt geworden. Beinahe eine Generation war an ihm vorübergegangen, die Schulden des Kaiserthums, die Schulden der Restauration waren an die Reihe gekommen, hatten sich neben ihn auf den Gefangenstuhl gesetzt und waren wieder verschwunden; er aber blieb und die Behörden begrüßten ihn achtungsvoll wie ein überliefertes Monument. Alle möglichen Freiheiten waren ihm vergönnt. Auf dem Dache von St. Pelagie befindet sich eine Galerie, von welcher aus man einen beträchtlichen Theil des großen Paris überschauen kann. Kein anderer Gefangener durfte dort sich ergehen; ihm ward es erlaubt, und jeden Tag konnte man ihn dort erblicken, wie er mit dem Anstande eines Weltmannes seine Verdauung pflegte. An Flucht dachte niemand, warum hätte er fliehen sollen? Für ihn war die Welt innerhalb der Gefängnißmauern, und die Freiheit hätte ihm nichts Süßeres bieten können. Er war stets gekleidet, als ob er in die vornehmste Gesellschaft gehen wollte, trug die feinste Wäsche, hielt offene Tafel, zechte, lachte, spielte, sang und war die Freude derer, die ihn umgaben, und derer, die in Masse von Außen in seine Zelle kamen. Nur in Einem Punkte war er Anhänger der völligen Gleichheit mit seinen Mitgefangenen. Er ließ nie zu, daß seine Kammer verschönert oder zierlicher ausgestattet wurde. Und die Ausgaben dieses sonderbaren Sybariten, wer bestritt sie, da er wegen Insolvenz verhaftet saß? Die Kosten bestritt er, seine Freunde, besonders aber seine Freundinnen, und — wie billig, seine alten und neuen Gläubiger; an den alten hatte er keinen Mangel, fürwahr, und die neuen wußte er selbst in St. Pelagie ohne Mühe zu finden. Er hatte sich, wie es einem klugen Manne geziemt, einen Pfennig für die Noth gesichert und war Herr einer Rente von 5—6000 Fr. geblieben, auf welche seine Gläubiger niemals die Hand legen konnten. Zur bestimmten Epoche kam ein Vertrauter und brachte ihm Geld; zwei, drei Tage darauf war kein Pfennig mehr da, der Koch, der Kellner, der Kaffewirth hatten alles verschlungen. „Ich brauche sehr nöthig 5000 Fr.“, sprach er zu einem seiner alten Freunde, einem Amerikaner wie er, „ich brauche diese Summe, um aus den Händen meines Sachwalters eine Urkunde zu erhalten, von der mein künftiges Schicksal abhängt.“ Die 5000 Fr. wurden herbeigeschafft.

Drei Tage darauf erkundigte sich der Freund nach der Verwendung der Summe, und ob das kostbare Dokument in Sicherheit wäre. „Ach nein," war die Antwort, „ein leidiger Gläubiger hat mich bis auf's Blut geplagt, und ich habe sie ihm gegeben." Weder das eine noch das andere war richtig. Er hatte sie mit einigen Kameraden und Kameradinnen versaust und verbraust. „Welch liebenswürdiger, welch angenehmer und herrlicher Mann war er" — sagte mir eine Dame, von der ich den größten Theil dieser Details habe — „welches vollendete Muster eines galant homme; man war glücklich in seiner Gesellschaft und vergaß die Zeit neben ihm. Er war nicht im Stande, einer Dame etwas abzuschlagen. — (Nein, er zog vor, seinen Gläubigern abzuschlagen). Aber auch wie war er geliebt, vergöttert angebetet!"

Sein Aufenthalt in St. Pelagie war ein fortgesetzter, nie unterbrochener Roman, wie sein ganzes von Liebesabenteuern durchflochtenes Leben. Ueber seine Haft wurden die schönsten Thränen aus den schönsten Augen vergossen, und während langer, langer Jahre giengen die Schritte einer beträchtlichen Zahl Weiber aus allen Klassen nach dem Einlaßpförtchen seines Gefängnisses. Er war der Geliebte zweier Schwestern zugleich; beide besuchten ihn, beide pflanzten den Stamm des schönen Swan fort und keine wollte von ihm lassen. Mit ihnen theilte seine Gunst eine dritte, zu welcher sich eine vierte, eine Dame aus einem der vornehmsten Geschlechter des Fauburg St. Germain gesellte. Die letztere war untröstlich, ihren theuern Freund nicht den Banden entreißen zu können. Eines Tages brachte sie ihm ihren Diamantenschmuck, der einen Werth von 60,000 Fr. hatte, und beschwor ihn mit Thränen, dieses Pfand ihrer Liebe anzunehmen. Oberst Swan hatte den Muth, dieses Anerbieten auszuschlagen. Aber bald darauf brachte ihm die Schöne den Geldbetrag, welchen sie gegen Versatz ihres Schmuckes in dem Pfandhause empfangen hatte. Diese Summe nahm den Weg aller frühern und Swan blieb Gefangener vor wie nach. Hier eine seiner Lucullischen Liebhabereien. Er liebte sehr den Duft der Erdbeeren. Um sich diesen Genuß in potenzirtem Maße zu geben, badete er sich in einer Badewanne, die statt Wasser Erdbeeren enthielt. Nachdem er sich in diesem süßen Elemente lange genug gewälzt hatte, um alle Schweißlöcher gehörig damit anzufüllen und seine Epidermis mit einer zehnten Erdbeerenhaut zu überziehen, ließ er sich nur so weit abtrocknen, als gerade nöthig war, um das Gröbste abzustreifen, zog dann ein feines Battisthemd an und erwartete auf einem Ruhebette die Besuche seiner Dame. Ich wundere mich nicht mehr, daß meine Erzählerin sagte: er war „zum Essen". Und seine Gläubiger? — Die nahmen unterdeß ein Schwitzbad.

Fünf und zwanzig Jahre dieser Existenz waren verstrichen, als die Julisrevolution 1830 einbrach, und die Gefängnißthore von St. Pelagie öffnete. Auch Oberst Swan erhielt die Freiheit. Aber sie war für ihn kein Geschenk. Er glich dem in langer Finsterniß verbliebenen, der plötzlich an das Tageslicht gebracht wird; er sehnte sich in seine Zelle zurück. Die Welt um ihn herum war ihm neu geworden, er ein Fremdling in der großen Masse. Von dem Könige seines Zwingers war er zum gewöhnlichen Menschen in der Freiheit herabgesunken; seine Kräfte, die sich in St. Pelagie in unbegreiflicher Jugend und Frische erhalten hatten, nahmen schnell ab und er alterte zusehends. So vegetirte er noch kurze Zeit und starb. Die Freiheit hatte ihn getödtet.

Diese Geschichte, die keine Fabel ist, trug sich im alten St. Pelagie zu, das in der Nähe des Jardin des plantes liegt und in den Annalen der politischen Prozesse eine so wichtige Rolle spielt."

Vergl. ferner „Ausland" 1838, Nro. 3331 S. 1331 und „Allg. Zeitung" 1838, Nro. 365. Außerordentl. Beilage.

Personenregister.

in Zürich 63. Schulden 64. Er ist genöthigt, seit 1789 seinen Aufwand einzuschränken 64. Er befestigt den Montmartre 66. Dichtet einen Revolutionshymnus 67 f. Mitglied des Jakobinerklubs 69. Wird Volksredner und arbeitet mit Mirabeau an Verfassungsentwürfen 69. Wird in Bansis Prozeß verwickelt 70 ff. Mißstimmung gegen ihn in Zürich 73 f. Seine Lamentation 75 ff. Wird immer tiefer in den Strudel der Revolution hineingerissen 80. Er beklagt Mirabeaus Tod 80 f. Wendet sich von den Jakobinern ab 81. Wird durch Bremond in den Plan, Ludwig XVI zu retten, verwickelt. Die Kasse wird von seinen Dienstboten bestohlen 85 ff. Schweizers Erlebnisse am 10. August 1792. Er rettet viele aus der Schweizergarde 88 ff. Erkrankt zu seinem Glück über die Septembertage 91 ff. Er tröstet sich über die Schreckensscenen der Revolution. Seine poetische Epistel über den Schweizermord in Paris 95 f. Die unglückliche Handelsverbindung mit Jeanneret wird aufgelöst 97 f. Schweizer in beständiger Gefahr, verhaftet zu werden. Seine Unbefangenheit schützt ihn 98 ff. Geht als außerordentl. Agent des Wohlfahrtsausschusses nach der Schweiz 103 ff. Allg. Mißtrauen gegen ihn 105 ff. Seine diplomatische Mission ist erfolglos und er kehrt 1794 nach Paris zurück 109. Er wird auf Picquets Betreiben Mitglied einer Agentschaft, die für die französ. Regierung in Amerika große Geschäfte betreiben soll 111 ff. Sein Compagnon James Swan 110 f. Schweizer glaubt in Amerika seine philanthropischen Träume verwirklichen zu können und nimmt die Stelle an 113. Er verläßt im Nov. 1794 Paris und schifft sich in Bordeaux ein 115 ff. Er wird vom Sturm nach Brest getrieben, nachdem er von der Schiffsmannschaft geprellt worden 121 f. Trennung von Magdalene 122 f. Schifft sich Januar 1795 zum zweiten Mal ein und landet endlich im Mai in Boston 134 f. Auch in Amerika verscherzt er sein Glück, indem er alle Geschäfte dem Schurken Swan, der ihn überlistet, überläßt 136 ff. Leben in Amerika 142 ff. Bekanntschaften 144 f. Er beginnt mit ungeheuern Ländertiteln zu spekuliren, versäumt aber die nothwendigen Formalitäten, macht großartige Kolonisationsprojekte und wird wiederum von allen Seiten betrogen 144 ff. Neue philanthropische Pläne, er will eine Kritik der Civilisation schreiben und ein neues Philadelphia aufführen 152 ff. Er verbürgt sich für Swan, der ohne abgerechnet zu haben, Amerika verläßt 157 f. Schweizer ist genöthigt zurückzubleiben und liefert arglos seinen großen Ländertitel Swans Unteragenten aus 158 f. Liebesverhältnisse 159. Er ist gezwungen, das Geld zur Heimfahrt zu entlehnen und verläßt im April 1810

Verbesserung.

S. XCII Z. 15 v. o. ist „der" zu streichen.
S. 21 Z. 13 v. u. ist vor Leonhard Meister ein Komma zu setzen.
S. 207 Z. 1 v. u. lies le statt la.
S. 234 Z. 1 v. o. lies laisserez statt liasserez.

Ueber Magdalene Schweizer vrgl. auch J. Fr. Reichardt, Schreiben an den Grafen von Mirabeau, Lavater betreffend. S. 6.

Frommann'sche Buchdruckerei (Hermann Pohle) in Jena.




Digitized by Google